Hospitium Ecclesiae

Forschungen zur Bremischen Kirchengeschichte

Herausgegeben in Verbindung mit Hans Jessen,
Walter Pfannschmidt, Karl H. Schwebel, Harald Weinacht

von Bodo Heyne

BAND 8

1973

CARL SCHÜNEMANN VERLAG BREMEN

Hospitium Ecclesiae

Forschungen zur Bremischen Kirchengeschichte

Herausgegeben in Verbindung mit Hans Jessen,
Walter Pfannschmidt, Karl H. Schwebel, Harald Weinacht

von Bodo Heyne

BAND 8

1973

CARL SCHÜNEMANN VERLAG BREMEN

Hospitium Ecclesiae, Forschungen zur Bremischen Kirchengeschichte, wird im Auftrage der Vereinigung für Bremische Kirchengeschichte (e. V.) als Jahrbuch herausgegeben.

Postanschrift des Herausgebers: Pastor Bodo Heyne, 28 Bremen, Wörther Straße 40
Dorthin alle Zusendungen (Mitteilungen, Manuskripte und Besprechungsstücke)

Bankkonto der Vereinigung: Die Sparkasse in Bremen, Girokonto 118-8051

Mitarbeiter dieses Bandes:
Heyne Bodo, Pastor, 28 Bremen, Wörther Straße 40
Mai Gottfried, Pastor Dr., 28 Bremen-Aumund, Unter den Linden 24
Pjannschmidt Walther, Pastor, 28 Bremen-Arsten, In der Tränke 23
Przybylski Lothar, Pastor Dr., Wuppertal-Elberfeld †
Runge Karl, 28 Bremen, Graf-Haeseler-Straße 97
Schmolze Gerhard, Pastor, 28 Bremen-Lesum, Alter Schulhof 3
Voigt Karl-Heinz, Pastor, 28 Bremen, Orleansstraße 8

Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck nur mit Genehmigung
Satz und Druck: Carl Schünemann, Bremen
Buchbindearbeiten: Klemme & Bleimund, Bielefeld
Printed in Germany 1973
ISBN 3 7961 1657 4

Inhaltsverzeichnis

Die Reformation in Bremen 1522–1524 Am Vorabend – Der Beginn – Die Bahnbrecher	*Bodo Heyne*	7
Joachim Neander	*Lothar Przybylski*	55
Georg Gottfried Treviranus – Mitbegründer der Evangelischen Allianz in London 1846	*Karl Heinz Voigt*	66
Cornelius August Wilkens (1829–1914) – Kurze Darstellung seines Lebens und Werks mit einem Anhang C. A. Wilkens über Bremer Pastoren des 19. Jahrhunderts – Erinnerungen, Charakteristiken, Polemik	*Gerhard Schmolze*	81
Evangelisch-kirchliche Auswandererfürsorge in Bremen und Nordamerika in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts	*Gottfried Mai*	126
Die Johannis-Kirche in Bremen-Arsten	*Walter Pfannschmidt*	151
Die Kirchen und religiösen Gemeinschaften im Lande Bremen Eine Bibliographie 1970–1972	*Karl Runge*	169
Aus der Arbeit		175
Buchbesprechungen		177

Die Reformation in Bremen 1522–1524
Am Vorabend – Der Beginn – Die Bahnbrecher

von Bodo Heyne

Vor 450 Jahren am 9. November 1522 begann in Bremen die Reformation mit der Predigt des Augustinermönches Heinrich von Zütphen in der Kirche St. Ansgarii.

I.

Am Vorabend

Am Vorabend der Reformation herrschte in Bremen reges religiöses Leben, wie es allgemein für das 15. Jahrhundert kennzeichnend gewesen ist. Nicht mit Unrecht hat man dieses wohl ein frommes Jahrhundert genannt. Zwar war dieses Leben in Bremen nicht so reich und vielgestaltig wie in den süddeutschen Städten, etwa in Nürnberg oder Augsburg, die an den Handelsstraßen nach Italien lagen und deshalb von den geistigen Strömungen und Vorgängen des Zeitalters stärker berührt wurden. Aber doch wirkte es sich auf allen Lebensgebieten aus. Echte Religiosität und ungebrochene Kirchlichkeit bestimmte Denken und Handeln der Bürger.

Da waren zunächst die steinernen Zeugen einer bedeutenden Vergangenheit von fünf Jahrhunderten, der Dom des Erzbischofs, dessen Neubau 1042 begonnen wurde, und etwas jünger, seit 1220 errichtet, die vier Stadtkirchen Unser lieben Frauen, Ansgarii, Stephani und Martini. In ihnen pulsierte das fromme Leben der Zeit. Denn nicht nur an Sonn- und Festtagen wurden sie zu den feierlichen Hochämtern aufgesucht, um dann wie heute an den Wochentagen ungenutzt und leer zu bleiben. Vielmehr täglich riefen diese Stätten die Gläubigen zu stiller Andacht, zum Gebet, zur Beichte und zum Gedächtnis der Toten. Hier wurden täglich Messen gelesen in beträchtlicher Zahl, Vesper und Vigil gehalten. Kindtaufe, Trauung und Begräbnis hatten hier ihre Stätte. Angesichts der heutigen Leere und Schmucklosigkeit unserer Kirchenräume – eine Folge der sogenannten zweiten Reformation, in deren Verlauf 1582 »alle papistischen Gräuel« in den Kirchen und Kapellen beseitigt wurden[1] – kann man sich kaum noch vergegenwärtigen, wie diese Räume angefüllt waren mit Altären, Heiligenstatuen, Tafelbildern, Glasmalereien, mit Sakramentshäuschen, Reliquiarien,

geschnitztem Gestühl, heiligen Geräten und Gewändern und anderen Kostbarkeiten. Wir besitzen in Bremen kein so umfassendes Verzeichnis mehr dieser reichen Schätze, wie ein solches für die Hamburger Kirchen in dem Visitationsbuch des Domdekan Albert Krantz vorliegt. Doch lassen etwa ein Verzeichnis des Stephanikapitels von 1268 oder die Aufstellung über die 1546 vom Rat zur Deckung der Kriegskosten des Schmalkaldischen Krieges eingezogenen Kirchengüter erkennen, welche Schätze in den bremischen Kirchen vorhanden gewesen sind[2]. Das unterstreicht auch eine Bemerkung des Dombauherrn Johann Hemeling (1390 – etwa 1428) über den Bremer Domschatz, »mit dem vom Rheine bis zum Norden keiner vergleichbar« ist[3]. Wir wissen aus der Zusammenstellung der Patrozinien in den Kirchen Niedersachsens[4], daß allein im Dom mindestens 42 Altäre gestanden haben, in Ansgarii 24, in Stephani 19, in U. L. Frauen 7 und in Martini 5. Das sind fast 100 Altäre in diesen fünf Kirchen. Die Zahl der Heiligen, die an ihnen verehrt wurden, betrug rund 130.

Besondere Verehrung genossen im Dom zu Bremen außer Maria, der Mutter Christi, und dem Apostelfürsten Petrus die beiden heiligen Ärzte Cosmas und Damian. 700 Jahre sind deren Reliquien im Dom aufbewahrt worden, seit etwa 1400 in einem überaus kostbaren mit Gold, Silber und Halbedelsteinen geschmückten Reliquienschrein, der 1648 vom Domkapitel nach München verkauft wurde und heute noch dort in der St.-Michael-Kirche zu sehen ist[5]. Er kann uns noch etwas davon ahnen lassen, was an Schätzen und Kostbarkeiten die bremischen Kirchen vor der Reformation in sich bargen. An einer Stelle finden wir übrigens noch heute in Bremen die Namen und Abbildungen dieser Arztheiligen. Auf der großen Domglocke Gloriosa, die 1430 gegossen wurde und noch jetzt im Glockenturm des Domes hängt, sind in der Inschrift neben der Mutter Maria und dem Apostel Petrus auch die beiden Heiligen genannt und auf der Glocke in Umrißlinien abgebildet. Noch ein anderer Heiliger sei erwähnt, der auch sonst in den Hansestädten an der Ost- und Nordsee besondere Verehrung genoß und von dem merkwürdigerweise als einzigem Heiligen noch heute drei Standbilder an öffentlichen Stellen in Bremen vorhanden sind. Es ist der Apostel Jacobus Major, der Patron der Pilger und Kaufleute, zu dessen angeblicher Grabstätte in Santiago de Compostela in Spanien das ganze Mittelalter hindurch viele Wallfahrten aus den Hansestädten unternommen wurden. So hat auch der Bremer Rat 1363 eine jährliche Wallfahrt nach Santiago als Dank für die Befreiung von verräterischem Überfall gestiftet und löste sie 1368 mit päpstlicher Genehmigung ab durch Stiftung eines Jakobus-Altars in der Kirche U. L. Frauen. Noch 1521 stiftet der Vorsteher des Gertruden-Spitals, Johann Brandt, eine solche Wallfahrt[6]. Dem Apostel

war die kleine Jacobi-Kirche an der Kurzen Wallfahrt geweiht, deren letzte Reste erst nach 1945 beseitigt wurden.

Von solchen Nebenkirchen und Kapellen hat es noch eine ganze Reihe gegeben. Von ihnen sind uns außer den Kapellen in den Spitälern insgesamt zehn bekannt. Darunter die Kapelle St. Nicolai, St. Jürgen, St. Michaelis, die erzbischöfliche Hauskapelle Maria Magdalena, die Heiliggeist-Kapelle der Deutschordens-Comturei und die alte Kaufmannskirche St. Johannis Nudi am Kaufmanns-Mühlenkamp, in der die Kaufleute vor und nach einer längeren Reise ihre Andacht zu verrichten pflegten[7]. Alle diese Kirchen und Kapellen mit ihren Schätzen und Kostbarkeiten waren errichtet und wurden unterhalten durch Spenden, Stiftungen und Vermächtnisse von Einzelpersonen oder Familien, von Bruderschaften, Genossenschaften und Zünften. Sie sind eindrucksvolle Zeichen für die fromme Einstellung des mittelalterlichen Menschen zu dem Heilsgut des christlichen Glaubens.

Auch an der Verwaltung dieses kirchlichen Eigentums waren die Bürger maßgebend beteiligt, ebenso wie an der Beschaffung der Mittel für den Bau und die Ausschmückung des Kircheninnern. Schon seit dem 13. Jahrhundert hatten der Structuarius am Dom und die Buwemester (= Bauherren) der Stadtkirchen hier erheblichen Einfluß. Sie waren meistens Mitglieder des Rates oder Elterleute der Kaufmannschaft. In die Tätigkeit eines dieser Laien gibt der chronikartige Rechenschaftsbericht des schon erwähnten Ratsherrn und Dombauherrn Johann Hemeling d. J. genauen Einblick[8]. Er hat neben anderem auch die Herstellung des goldenen Reliquienschreins für Cosmas und Damian um 1400 veranlaßt. Die innere Beteiligung, die Gewissenhaftigkeit und die Umsicht dieses Mannes geht aus seiner Chronik deutlich hervor. Und er ist damit nicht der einzige gewesen.

Diese Einstellung des Bürgers zu seiner Kirche kommt noch zum Ausdruck an anderen Einrichtungen, die wir im vorreformatorischen Bremen finden[9]. So dürfen wir an den Klöstern nicht vorbeigehen, von denen es in Bremen drei gab. Vor dem Ostertor lag das Kloster St. Pauli der Benediktiner, in der Stadt selbst das Katharinen-Kloster der Dominikaner und das Johannis-Kloster der Franziskaner. Wenn es sich bei diesen Ordensniederlassungen auch nicht um Stiftungen der Bürger handelte, sondern sie durch den Orden selbst gegründet worden waren, so waren sie doch mit den Bürgern eng auf mannigfache Weise verbunden und waren auf die Spenden der Bürger angewiesen. Das gilt insbesondere für das Franziskaner-Kloster. Diese Klöster hatten ihre eigenen Kapellen und hatten durch ihre Predigttätigkeit (Dominikaner) und ihren Dienst der Barmherzigkeit (Franziskaner) großen Einfluß auf das Leben der Stadt[10]. Außer ihnen bestand ferner die erwähnte Komturei des Deutschen Ordens.

Neben den Klöstern sind dann die Spitäler[11] zu nennen, auch wenn es sich bei ihnen nicht unmittelbar um kirchliche Einrichtungen handelte. Sie wurden von der bürgerlichen Gemeinschaft oder von einzelnen Gruppen geschaffen. Aber bei ihrer Entstehung und Erhaltung waren religiöse Beweggründe ausschlaggebend. Gottes- und Nächstenliebe, Barmherzigkeit mit den Armen und Elenden, wie der Glaube an die Verdienstlichkeit der guten Werke und die Wirksamkeit der Fürbitte stehen dahinter. Das zeigen schon die Namen der Spitäler, die durchweg nach einem Heiligen genannt wurden. In der Regel haben sie ihre eigene Kapelle und auch ihre eigenen Geistlichen, deren Mitwirkung und Einfluß auch auf die Verwaltung von großer Bedeutung gewesen ist. So haben sich in diesen Gründungen wie auch in der gesamten Fürsorge für Arme und Notleidende bürgerlicher Gemeinschaftssinn und lebendige Frömmigkeit auf das Engste verbunden. Es waren das Spital zum Hl. Geist der Deutsch-Ordens-Komturei für Arme und Kranke, die Spitäler St. Jürgen und Remberti für Kranke und Aussätzige, das Gertruden-Gasthaus für durchreisende Pilger und Fremde, das Ilsabeen-Gasthaus für Alte und Arme, das Witwenhaus zu den grauen Mönchen und das Armenhaus zu den 12 Aposteln. Eine besondere Ausprägung hat die mittelalterliche Frömmigkeit auch in den 29 Bruderschaften[12] gefunden, die durchweg in engem Zusammenhang mit den verschiedenen Stadtkirchen Frömmigkeit und bürgerlichen Gemeinschaftssinn verbanden. Von ihnen bestehen noch heute die Jacobi- und die Annen-Bruderschaft, freilich ohne kirchliche Bindung. Es war nicht so sehr der Wunsch nach Geselligkeit, sondern ebenso die Verantwortung zu gegenseitiger Unterstützung in Krankheit und Not und zur Hilfe für Alte, Arme und Kranke, dazu die Sammlung zu besonderen gottesdienstlichen Veranstaltungen, der in ihnen zum Ausdruck kam. Schließlich sind noch die große Zahl von Testamenten[13] zu erwähnen, in denen sich die Frömmigkeit der Zeit widerspiegelt. Ein noch erhaltenes Testamentenbuch für die Jahre 1500–1560, also noch kurz vor der Reformation begonnen, gibt darüber einen höchst bedeutsamen Überblick. Es läßt erkennen, wie sowohl die Sorge für Notleidende und Hinterbliebene, als auch das Verlangen, fromm zu sterben und selig zu werden, die Menschen jener Zeit bestimmten. Immer wieder lesen wir am Anfang der Testamente, daß der Stifter seine Seele beim Abschneiden in die Barmherzigkeit Gottes befiehlt und sich der Teilnahme am Verdienst des Leidens Christi wie der Fürbitte der Heiligen getröstet. Leider fehlen weitergehende Nachrichten, die uns ein anschauliches Bild von den Einzelzügen dieser in Bremen herrschenden Frömmigkeit geben können. Immerhin wird man sagen können, daß am Vorabend der Reformation in Bremen ein lebendiger und frommer Sinn in der Bevölkerung vorhanden war.

Das schließt freilich nicht aus, daß eine immer stärker werdende Kritik an den kirchlichen Zuständen um die Jahrhundertwende laut wurde. Sie findet zum Beispiel einen sehr deutlichen Ausdruck in der Klage des Ratsherrn Daniel von Büren. Im Jahre 1503 war der von Skandinavien kommende Kardinal Raimond Peraudi von Gurk mit einem gewaltigen Pomp in Bremen aufgenommen worden [14]. Es war, wie Wilhelm von Bippen sagt, der letzte große Triumph, den die römische Kirche in Bremen feierte. Der Kardinal konnte beim Abschied die stattliche Summe von 6740 Rheinischen Gulden aus angesammelten Ablaßgeldern mit nach Rom bringen. Von Büren bemerkte dazu im Ratsdenkelbuch: »Ach, wie viele große Summen Geldes kommen alle Jahre nach Rom aus deutschen Landen, davon nicht viel zurückkommt. Ich halte dafür, daß Deutschland von den römischen Kaisern in der heidnischen Zeit mit jährlichen Tributen und Schätzungen nicht so arg geschoren ward, wie man es nun zu diesen Zeiten seit 200 Jahren tut.« Freilich hat diese Kritik Daniel von Büren nicht davon abgehalten, für sich und seine Frau einen Ablaßschein zu erwerben.

Die allgemeine Kritik wurde deutlich in dem ständigen Ärger der Bürger über die Vorrechte des Klerus, der einschließlich der Ordensangehörigen und der Kapitelherren doch immerhin auf über 200 bei einer Gesamteinwohnerschaft der Stadt von etwa 15 000 geschätzt werden kann [15]. Zum Klerus gehörten nicht nur die Pfarrer und Kapläne des Doms und der Stadtkirchen, sondern auch eine große Anzahl von Vikaren, Hebdomaren und Altaristen, die an den zahlreichen Altären Messe zu lesen hatten. Ihre Zahl wird allein in Ansgarii [16] mit 25 angegeben. Alle diese waren von sämtlichen Steuern und Abgaben befreit, ebenso aber auch von jedem Wachdienst auf der Mauer und anderen öffentlichen Verpflichtungen, die sonst allen Bürgern oblagen. Der Verstoß eines der Kapitelherren von Stephani im März 1522, der in seiner Kurie eine Tonne Bier ausschenkte, ohne die festgesetzte Abgabe zu zahlen, führte zur Selbsthilfe der Bürger, die sich der Tonne Bier bemächtigten und sie unter dem Rathausbogen austranken [17]. Aber diese Unzufriedenheit hat nun ebensowenig mit der Reformation zu tun, wie die dauernden Spannungen zwischen dem Erzbischof als Landesherrn und dem Rat, der auf die Freiheit der Stadt pochte und auch tatsächlich in hartnäckigem Ringen mit Klugheit und Tatkraft seit 1400 seine Rechte und damit die Unabhängigkeit der Stadt vom Erzbischof immer mehr erweitert hatte. Wie groß die Spannungen zwischen dem Erzbischof und der Stadt waren, geht aus einer Bemerkung hervor, die der Erzbischof Johannes Rode in seinem Register kurz vor seinem Tode (1511) für seinen Nachfolger aufschrieb, die bremische Kirche habe keinen größeren Feind als die Bremer Bürger [18]. Das schrieb er, obwohl er väterlicher- wie mütter-

licherseits aus einem angesehenen Bürgergeschlecht stammte. 150 Jahre vorher hatte ein anderer Erzbischof, Burchhard Grelle (1317–1344), der ebenfalls einer bürgerlichen Familie in Bremen entstammte, ein völlig anderes ungetrübtes Verhältnis zu seiner Vaterstadt, in der er freilich den Verfall der Kirche beklagte [19].

Inwieweit allgemein die Lebensart und die sittliche Haltung des Klerus Anstoß zu Kritik gegeben haben, darüber fehlen im einzelnen die Nachrichten. Man wird sie nicht anders beurteilen können, als in anderen Städten, wo oft darüber Klage geführt wurde. Man wird schon von einem Tiefstand sprechen dürfen, wenn wir hören, daß Geistliche sich in Rom und anderen Orten aufhalten und dort ihre Pfründe verzehren, sich aber um den Gottesdienst in ihrer Kirche nicht weiter kümmern, sondern ihn schlecht bezahlten Vikaren und Altaristen überlassen. Und diese Klage gilt nicht nur dem niederen Klerus, sondern ebenso dem höheren. So bezog sich der allgemeine Wunsch nach einer Reformation an Haupt und Gliedern auch gerade auf den Klerus. Jedenfalls war das Leben des seit 1511 an der Spitze des Erzbistums stehenden Erzbischofs Herzog Christoph von Braunschweig [20] nicht dazu angetan, die Achtung vor den Vertretern der Kirche zu erhöhen. Er war ein hochfahrender und rauher Landesherr, der Bruder des durch seine Kriegshändel berüchtigten Heinz von Wolfenbüttel, wie dieser kriegerisch eingestellt und von einem sehr leichtfertigen Lebenswandel.

Fragt man nach irgendwelchen Vorgängen und Erscheinungen, die als Vorläufer künftiger reformatorischer Bestrebungen in Bremen angesehen werden könnten, wie sie in den oberdeutschen Städten und auch in den benachbarten Niederlanden festzustellen sind, so sucht man diese vergeblich. Hier schweigen alle Quellen. Es scheint in Bremen alles zu fehlen, was dem Einzug reformatorischer Gedanken günstig sein könnte. So besteht in Bremen kein Humanistenkreis, jene Gruppe gelehrter Männer, die aus religiösen und wissenschaftlichen Erwägungen dem Gedanken einer Reform der Kirche zugänglich waren. Unter ihnen war neben Erasmus von Rotterdam Johannes Reuchlin, der Oheim von Melanchthon, vor allem bekannt. Ebenso fehlen Männer, die den Brüdern vom gemeinsamen Leben nahestehen, welche in den Niederlanden und am Niederrhein eine schlichte Frömmigkeit, ohne Bindung an einen Mönchsorden, vertraten. Es fehlte ferner eine Niederlassung des Mönchsordens der Augustiner-Eremiten, deren Glieder – im Unterschied zu anderen Orden – einer Erneuerung des religiösen Lebens besonders zugänglich waren. Unter der Geistlichkeit in Bremen war anscheinend niemand, der solchen Bewegungen nahegestanden hätte. Immerhin sei der 1521 verstorbene Domkantor Martinus Gröning [21] erwähnt. In der Chronik wird er als »ein sehr gelehrter Mann« bezeichnet.

Er hat zeitweise in Rom gelebt und hat dort öffentliche Vorlesungen gehalten. Mit Reuchlin, dessen »Augenspiegel« er ins Lateinische übersetzte, war er befreundet. Außerdem wäre noch der in Bremen als Sohn eines Ratsherrn gebürtige Heinrich Tocke zu nennen, der 1419 Professor in Rostock, dann Scholasticus in Bremen war, später in Magdeburg lebte und durch seinen Kampf gegen den Aberglauben hervorgetreten ist[22]. Doch irgendwelche Einflüsse dieser Männer auf das geistliche Leben in Bremen lassen sich nicht feststellen. Ebenfalls ist nicht festzustellen, inwieweit die drei Reformationsschriften Luthers von 1520 schon vor 1522 in Bremen bekannt geworden sind. Eine Druckerei, die etwa solche Schriften hätte nachdrucken können, war nicht vorhanden. So sind also Anzeichen einer besonderen Aufgeschlossenheit für die kommende Reformation nicht zu bemerken. Wohl haben an der jungen, 1504 gegründeten Universität Wittenberg, seit Luther dort lehrte, von 1507 bis 1523 insgesamt 29 Bremer studiert, davon 14 seit dem Thesenanschlag von 1517[23]. Im Jahre 1521 — in diesem Jahr befand sich auch Heinrich von Zütphen in Wittenberg — waren es insgesamt fünf, von denen der Name Henrikus Esich uns noch beschäftigen wird. Diese sind also zweifellos mit Luthers Tätigkeit bekannt geworden. Aber ob und wieviel sie von den neuen Gedanken mit nach Bremen gebracht haben, davon haben wir keine Nachricht. Hervorgetreten sind diese jedenfalls zunächst nicht.

Daß auch in Bremen vielleicht schon vor dem Beginn der Reformation im Jahre 1522 evangelische Regungen vorhanden waren, könnte man allerdings aus einem Vorfall schließen, wenn dessen Datierung einwandfrei feststände. Es wird berichtet, daß es in der Ansgarii-Kirche zu einem Streit zwischen dem Barbier Segebade, der streng katholisch war, und Diederich Gröning gekommen sei, und zwar wegen des Wunsches, einen evangelischen Prediger zu erhalten. Dabei sei Segebade von Gröning mit einer Hellebarde verletzt worden, worauf das St.-Ansgarii-Kapitel das Verdikt über die Kirche verhängte, so daß kein Gottesdienst mehr gehalten werden durfte. Während in der Bremer Chronik das Jahr 1525 für diesen Vorfall angegeben wird, gibt das Nequamsbuch bereits das Jahr 1520 an[24]. Dieses Jahr klingt insofern wahrscheinlicher, als das Verdikt im Jahre 1525 bei dem schnellen Fortschritt der Reformation infolge der Wirksamkeit Heinrich von Zütphens und der Anstellung evangelischer Prediger in sämtlichen Stadtkirchen keinen Eindruck mehr gemacht hätte, während 1520 die Lage noch eine andere war. Würde dieses richtig sein, dann wäre es allerdings ein Hinweis auf evangelische Regungen in Bremen schon vor dem Beginn der Predigttätigkeit des Heinrich von Zütphen. Aber wären sie in stärkerem Ausmaß hervorgetreten, so hätte zweifellos der Erzbischof Christoph von

Bremen, der selbst an dem Reichstag zu Worms 1521 teilgenommen hatte und ein erbitterter Feind der Reformation war, das Wormser Edikt sofort bekanntgegeben, durch das Luther und seine Anhänger in Acht und Bann getan wurden. Er hat dies aber erst im März 1523 getan, als er die gefährlichen Auswirkungen der Predigttätigkeit von Heinrich von Zütphen erkannt hatte.

So wird es bei der Feststellung bleiben müssen, daß vor der Ankunft Heinrich von Zütphens in Bremen reformatorische Strömungen nicht zutage getreten sind, wenn auch Hinneigung und Anteilnahme an der neuen Bewegung vorhanden gewesen sein mögen.

II.

Der Beginn

Die Reformation in Bremen begann im November 1522 ohne erkennbare Planung und Vorbereitung, fünf Jahre nach dem Thesenanschlag Luthers in Wittenberg und ein Jahr nach dem Reichstag zu Worms. An ihrem Anfang steht ein zufälliges und zunächst belangloses Vorkommnis. In den ersten Novembertagen kam der den Fängen der Inquisition in Antwerpen wieder entronnene Augustiner-Mönch Heinrich von Zütphen durch Bremen und nahm Quartier in der Herberge Zum Strauß des Marten Hemelingh am Markt[1], da in Bremen der Orden der Augustiner keine Niederlassung hatte, und die Klöster der Franziskaner und Dominikaner reformationsfeindlich waren. Was ihn bestimmt hat, auf seinem Fluchtweg nach Wittenberg den Umweg über Bremen zu machen und hier Aufenthalt zu nehmen, wissen wir nicht. Daß er ursprünglich überhaupt nicht daran gedacht hatte, in Bremen zu bleiben oder dort gar eine Tätigkeit zu übernehmen, betont Bruder Heinrich, wie er allgemein genannt wurde, in einem Brief, den er am 13. Dezember an seinen Ordensbruder Gerhard Hecker[2] in Osnabrück schrieb, wo er anscheinend kurz vorher gewesen war. Dasselbe hatte er schon Ende November seinem Landsmann und Ordensbruder Jakob Probst in Wittenberg, von dem nachher noch berichtet wird, mitgeteilt[3]. Damit ist die spätere Erzählung ins Reich der Fabel verwiesen, daß bremische Kaufleute bei den tumultuarischen Vorgängen in Antwerpen, die zur Verhaftung und Befreiung von Bruder Heinrich führten, insofern mit beteiligt gewesen seien, als sie den befreiten Mönch in Kaufmannskleider gesteckt und nach Bremen gebracht hätten[4]. Das geht auch aus einer anderen Nachricht

hervor, nach der Heinrich »in syner kappen« (Kutte) in Bremen angekommen sei.

Daß Heinrich dann gegen seinen ursprünglichen Plan doch in Bremen geblieben ist, hängt mit dem Umstand zusammen, daß er hier Männer traf, die auch in Wittenberg studiert hatten, und zwar in demselben Jahr 1521, in welchem er sich dort aufgehalten hatte [5]. Unter ihnen war Heinrich Esich, Ratsmitglied und Bauherr an St. Ansgarii. Die Zahl der Studierenden in Wittenberg war nicht so groß, daß man nicht voneinander gehört hätte. Im übrigen war die Verständigung zwischen den Niederländern und den niederdeutsch sprechenden Bremern bei der engen Verwandtschaft beider Sprachen besonders leicht. Auch ist anzunehmen, daß bei den engen wirtschaftlichen Beziehungen zu den Niederlanden die Nachricht von den jüngsten gewaltsamen Vorgängen in Antwerpen, in deren Mittelpunkt Heinrich von Zütphen gestanden hatte, auch in Bremen bekanntgeworden sei. Es handelte sich um den mißglückten Versuch der kaiserlichen Stadthalterin Margarethe, einer Tante des Kaisers Karl V., sich Bruder Heinrichs wegen seiner reformatorischen Betätigung zu bemächtigen [6]. So wird die Anwesenheit Bruder Heinrichs in Bremen rasch bekannt geworden sein. Vielleicht hatte er auch selbst die ihm von Wittenberg her bekannten Bürger aufgesucht. Jedenfalls wird Heinrich von Zütphen, wie er selbst in den erwähnten Briefen schreibt, von einigen christlichen Bürgern gebeten, ihnen eine Predigt zu halten. Die Namen sind uns überliefert. Es sind — außer dem schon genannten Heinrich Esich — Eberhard Speckhan, der Schwiegersohn des Bürgermeisters Meimer von Borcken, Johann Helmers, N. Fulgreve, Johann von Münster [7] u. a. Sie haben das Verdienst, Heinrich von Zütphen in Bremen festgehalten zu haben. Als Ort wurde eine Seitenkapelle der Kirche St. Ansgarii gewählt, weil deren Bauherr Esich war. Es geschah dies, ohne daß das Kapitel von St. Ansgarii deswegen gefragt wurde — ein Zeichen nicht nur für die selbständige Stellung des Bauherrn schon in der vorreformatorischen Zeit, sondern auch verständlich, wenn die Kirche wegen des erwähnten Verdiktes nicht benutzt wurde [8]. Heinrich von Zütphens Predigt war packend und von einer so durchschlagenden Wirkung, daß er gebeten wurde, in Bremen zu bleiben und hier weiter zu predigen. Heinrich erklärte sich dazu bereit, sofern der Rat es zulassen wolle. Außerdem wolle er die Zustimmung des Provinzial-Vikars seines Ordens, Wenzeslaus Link, haben und schrieb deswegen an Luther, der in Vertretung des abwesenden Provinzial-Vikars die Erlaubnis vorläufig erteilte. Auch der Rat gab die Erlaubnis [9].

So predigte Heinrich dann fast täglich in St. Ansgarii unter gewaltigem Zulauf der Bevölkerung, so daß die Kapelle bald nicht mehr ausreichte.

Doch schon nach der zweiten Predigt setzte der Widerstand des Klerus ein. Das Ansgarii-Kapitel forderte Heinrich auf, sich vor ihm zu rechtfertigen, warum und in welcher Vollmacht er predige, und verbietet ihm, das Predigen fortzusetzen. Heinrich erklärte dem versammelten Kapitel, er müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, und er wolle den ihn darum Bittenden das Wort nicht vorenthalten [10]. Natürlich gibt sich das Kapitel damit nicht zufrieden, sondern wendet sich, anscheinend unterstützt von dem Dom-Kapitel und anderen Geistlichen, an den Rat der Stadt mit der Forderung, den Mönch aus der Stadt zu verweisen. Der Rat läßt sich von den Bauherren von St. Ansgarii genau unterrichten. Dieser betont, daß Bruder Heinrich Gottes Wort lauter und rein gepredigt habe. Ketzereien würden sie nicht geduldet haben. Man möge solche nachweisen [11]. Der Rat übersendet dann die erhaltene schriftliche Darstellung und Rechtfertigung dem Kapitel mit dem Bemerken, er habe den Mönch nicht gerufen und deshalb auch keine Veranlassung, ihn zu hindern.

Daß das Ansgarii-Kapitel sich mit dieser vorsichtigen und bewußt sich nur auf das Formale beschränkenden Antwort nicht begnügen würde, war nach Lage der Dinge vorauszusehen. Es wandte sich sogleich beschwerdeführend an den Erzbischof mit der Anklage, die Bremer seien Ketzer geworden. Hatte dieser bisher in der reformatorischen Bewegung keine Gefahr für sein Erzbistum gesehen, so reagiert er jetzt sofort und scharf. Etwa acht Tage später erschien in Bremen eine sechsköpfige Gesandtschaft unter Führung des Weihbischofs, der außer dem Kanzler auch zwei Domherren aus Verden angehörten. Sie forderte im Namen des Erzbischofs kurzerhand die Auslieferung des ketzerischen Mönchs unter Hinweis auf die Treue, die die Stadt dem Erzbischof als Landesherrn gelobt habe [12].

Damit war der Rat vor eine sehr ernste Entscheidung gestellt. Gewiß, er hatte die Bürgerschaft hinter sich. Auch hatte er Bruder Heinrich schon vor der Ankunft der Gesandtschaft unter seinen Schutz gestellt. Aber bei aller Selbständigkeit, die Bremen im Lauf der Zeit errungen hatte, war es dem Erzbischof als Landesherrn untertan. Weiter ging es hier nicht um wirtschaftliche und politische Fragen, sondern um eine Frage, die in des Erzbischofs eigenstes Gebiet, der kirchlichen Verkündigung, gehörte. Dann aber stand Bremen, wie sich bald bei den Verhandlungen erweisen sollte, mit seiner Haltung im Erzstift ganz allein. Hinter dem Erzbischof aber standen Kaiser und Papst, außerdem die ganze braunschweigische Verwandtschaft, allen voran der Bruder des Erzbischofs, Heinz von Wolfenbüttel, der durch seine grausamen kriegerischen Händel berüchtigt war. Aber dennoch entschloß sich der Rat, bei seiner Entscheidung zu bleiben und nicht nachzugeben. Es ist verständlich, daß die Meinung im Rat zu-

nächst nicht einheitlich gewesen ist. Wenigstens berichtet eine spätere Quelle [13] von laut gewordenen Bedenken, ob es richtig und gut sei, sich wegen eines zugewanderten Mönches mit dem Erzbischof zu überwerfen. Aber dann hat das mannhafte Wort des angesehenen Bürgermeisters, Meimer von Borcken, den Ausschlag gegeben. Er habe keine Lust zum Unfrieden, aber er wisse, daß dieser Mönch das reine Evangelium verkündige. Daß er zulasse, daß ein solcher Mann ohne Verhör einfach verstoßen würde, davor möge ihn Gott behüten [14].

Nunmehr begann eine Auseinandersetzung, die über ein Jahrzehnt dauern und bis an den Rand kriegerischer Verwicklungen führen sollte. Sie forderte von dem Rat nicht nur eine große Standhaftigkeit, sondern auch Umsicht, Klugheit und diplomatisches Geschick. Vor allem aber gehört dazu die unerschütterliche Gewißheit, wie sie auch Heinrich von Zütphen bestimmte, hier Gottes Willen gehorsam zu sein — eine Überzeugung, die durch die Predigt des Mönches in vielen Bürgern lebendig geworden war. Über die Vorgänge dieser Anfangszeit haben wir keinen genauen zusammenfassenden Bericht. Aber aus den verschiedenen zerstreuten Quellen ergibt sich doch ein einheitliches Bild, dessen Zuverlässigkeit nicht zu bezweifeln ist [15]. Die Weigerung des Rates, den Mönch herauszugeben, stößt natürlich bei der Gesandtschaft des Erzbischofs auf schärfsten Widerspruch. Sie zieht alle Register von der Bitte, die vorhandenen Gegensätze nicht noch zu verschärfen, bis hin zu massiven Drohungen mit Gewaltmaßnahmen. Der Erzbischof hatte neben der Auslieferung des Mönches zugleich die Zahlung eines Bußgeldes gefordert. Die Gesandtschaft war bereit, von einer solchen Strafe für den Ungehorsam abzusehen, aber sie blieb fest in der Forderung nach der Auslieferung des Mönches. Der Rat blieb in seiner Haltung ebenfalls fest. Er zog sich geschickt darauf zurück, daß doch erst nachgewiesen werden müsse, daß der Mönch etwas verkündet habe, was gegen das Wort Gottes sei. Nur wenn dieser Nachweis geführt würde, könne sich der Rat von der Zusage seines Schutzes für den Mönch entbunden wissen. Dennoch gibt der Weihbischof seine Forderung nicht auf. Er versucht andere Mittel und Wege, um zu seinem Ziel zu kommen. So knüpft er Verhandlungen mit Vertretern der Kaufmannschaft, mit den Zünften und anderen Bürgervertretern an und stellt ihnen die der Stadt und ihrer Sicherheit drohenden Gefahren eindringlich vor, um sie zu einer Stellungnahme gegen den Rat zu veranlassen. Doch alle diese Versuche waren umsonst. Der Weihbischof erhielt überall dieselbe Antwort, erst müsse nachgewiesen werden, daß die Verkündigung des Mönches gegen das Wort Gottes sei. Man kann sich denken, daß der Weihbischof solcher Hartnäckigkeit gegenüber in zunehmendem Maße in Zorn geriet, zumal ein Versuch,

des verhaßten Mönches habhaft zu werden, mißlang. Schließlich mußte die Gesandschaft unverrichtetersache wieder Bremen verlassen. Bremen hatte die erste Probe auf seine Standhaftigkeit damit bestanden.

Jetzt schritt der Erzbischof in Zorn entbrannt selbst ein. Er berief zum 11. Dezember einen Landtag der Stiftsstände, der Abgeordneten des Domkapitels, der Prälaten sowie der Städte Bremen, Stade und Buxtehude nach Basdahl, einem Ort zwischen Bremen und Stade[16]. Auf dieser Versammlung klagt er den Bremer Rat an. Dieser habe, trotzdem jeder von dem über den Ketzer Martin Luther verhängten päpstlichen Bann und der kaiserlichen Acht wisse, einen Augustinermönch von der gleichen Sekte und Ketzerei Luthers in seiner, des Erzbischofs Stadt, in Schutz genommen und sei deshalb selbst in Acht und Bann verfallen. Eine von ihm abgesandte Gesandschaft sei unverrichtetersache zurückgekehrt. Das könne er nicht zulassen und bitte die Stände, ihm dabei behilflich zu sein. Auf diese Anklage antworteten die Bürgermeister Daniel von Büren und Meimer von Borcken sehr vorsichtig und hinhaltend. Sie hätten weder den Erlaß des Papstes noch des Kaisers gesehen, noch wüßten sie etwas von der Zugehörigkeit des Mönches zu Luthers Sekte; ihren Schutzbrief für den Mönch hätten sie vor Eintreffen der Gesandtschaft ausgestellt. Sollte sich herausstellen, daß der Mönch wirklich ein Ketzer sei und gegen das Heilige Evangelium predige, so wollten sie ihn nicht weiter schützen, sondern ihn verfolgen helfen. Es wären genügend Geistliche und gelehrte Männer in der Stadt und im Stift, die den Mönch verhören könnten. Sie bäten deshalb den Erzbischof, solches zu veranlassen. Der Erzbischof erwiderte schroff, er wolle endlich den Mönch ausgeliefert haben. Die Bremer waren jedoch nicht bereit, ihre Zusage des Schutzes für den Mönch zurückzunehmen. Auch die Erklärung der anwesenden Stiftsgenossen, daß sie in dieser Sache hinter dem Erzbischof ständen, konnte die Stellungnahme der Bremer nicht ändern. Die ganztägigen Verhandlungen endeten schließlich mit einer großen Verärgerung des Erzbischofs und einer Vermittlung der Stiftsstände, durch die den Bremern eine 14tägige Bedenkzeit eingeräumt wurde. Dazu wurde hinzugefügt, daß der Erzbischof, falls der Mönch in dieser Zeit »weglaufen« sollte, vielleicht auf die geforderte Zahlung einer Buße verzichten würde. Deutlicher konnte der Wink nicht sein. Aber die Bremer blieben standhaft, obwohl sich die Lage infolge der Stellungnahme der Stiftsstände gefährlich zugespitzt hatte. Die Verkündigung Heinrich von Zütphens hatte in der kurzen Zeit schon zu tiefe Wurzeln geschlagen. Es war nicht zu erwarten, daß die Bremer in der gesetzten Frist noch anderen Sinnes sein würden.

Indessen schon nach 10 Tagen, am 20. Dezember, fand wieder eine Versammlung in der Gieler Mühle bei Basdahl statt. Dort kam ein kleiner Kreis zusammen: einige Vertreter des Domkapitels, der Ritterschaft, der drei Städte und des Erzbischofs. Die Aufforderung könnte vom Domkapitel ausgegangen sein[17], das, in der aufrührerischen Stadt selbst ansässig, die Lage auch für sich selbst als sehr angespannt betrachten mußte. Man wollte zwischen dem Rat und dem Erzbischof vermitteln, um Frieden und Eintracht zu erhalten. Die Bremer warnten vor dem Versuch, sie mit freundlichen Redensarten einfangen zu wollen. Die anderen seien parteiisch. Sie selbst hätten keinen Auftrag zu Verhandlungen und Beschlüssen. Im übrigen seien für diese Sache überhaupt nicht Laien, sondern Theologen zuständig. Auch sei es der Bremer gutes Recht, jedermann vor ungerechtem Überfall zu schützen. In dieser Angelegenheit viele Landtage einzuberufen, täte nicht not, zumal andere wichtigere Fragen des Stiftes ohne die Stiftsstände überhaupt zu befragen, erledigt würden. Den Vorwurf, mit der Gewährung des Schutzes für den Mönch gegen den Erzbischof gehandelt zu haben, wiesen die Bremer scharf mit dem Bemerken zurück, daß sie bereit wären, jederzeit dem Erzbischof als Landesherren die schuldigen Dienste und Pflichten leisten zu wollen. Hatten die Verhandlungspartner gehofft, bei einer Vertagung könnten die Bremer vielleicht doch noch ihre Auffassung ändern oder einen anderen Ausweg finden, so erklären diese, das hinge ganz von der Stellungnahme der Bürger ab. Auch sei für eine Entlassung des Mönches der Verzicht des Erzbischofs auf die Zahlung einer Buße Voraussetzung. Dieses aber vermögen die Anwesenden nun wieder nicht zuzusagen. So bleiben auch diese Verhandlungen ohne Ergebnis.

Das Jahr 1523 beginnt für Bremen in großer Unruhe und Unsicherheit. Was würde der Erzbischof jetzt weiter unternehmen? Schon im Januar kamen wieder erzbischöfliche Abgesandte und überbrachten die Forderung der Statthalterin Margarethe, mit welcher der Erzbischof inzwischen in Verbindung getreten war, auf Auslieferung des »Gefangenen des Kaisers«[18]. Es war klar, daß Bremen darauf nicht einging. Nunmehr entschloß sich der Erzbischof zur Einberufung eines Provinzialkonzils am 10. März nach Buxtehude, auf dem auch Heinrich von Zütphen gegen Zusicherung freien Geleites erscheinen und sich für seine Verkündigung in Bremen verantworten sollte[19]. Die Einladungen richteten sich an einen großen Kreis von kirchlichen Würdenträgern, von Äbten und Pröpsten an bis hinunter zum einfachen Kaplan und Kleriker, und zwar auch aus anderen Diözesen. Schien nun endlich erreicht zu sein, was die Bremer, insbesondere auch Heinrich von Zütphen, gefordert hatte, nämlich eine öffentliche theologische Disputation über dessen Verkündigung, so ergab sich doch bei genauer Prü-

fung einiges Merkwürdige. Warum sollte das Konzil nicht in Bremen selbst, der Hauptstadt des Erzbistums, sondern in dem abgelegenen Buxtehude stattfinden? Gewichtiger aber war, daß in dem Einladungsschreiben als Zweck nicht Verhandlungen, sondern der Widerruf der Irrtümer des Heinrich von Zütphen angegeben wurde. Zwar war Bruder Heinrich freies Geleit durch ein besonderes Schreiben zugesichert. Aber das Einladungsschreiben stellte nicht nur fest, daß er entgegen allem Brauch und rechtlicher Ordnung gepredigt habe, ohne die erzbischöfliche Erlaubnis einzuholen. Er habe ferner »gefährliche Irrtümer und falsche Lehren« verbreitet, die er zu »widerrufen und abzuschwören« habe. Jedenfalls weigerte sich Heinrich, nach Buxtehude zu kommen wiederholt, bekundete aber seine Bereitwilligkeit zu einer öffentlichen Disputation in Bremen. Gewiß geschah diese nach sorgfältiger Beratung mit den Bremer Freunden. Immerhin schickte Bruder Heinrich Thesen ein, aufgrund deren er im Jahre 1521 in Wittenberg den Grad eines Baccalauricus pro Biblis erworben hatte. Diese Thesen sind noch vorhanden[20]. Sie beschäftigen sich eingehend mit dem reformatorischen Thema »Rechtfertigung durch den Glauben«. Das Konzil fand nun auch ohne Heinrich statt, wie es der Erzbischof schon bei der Einladung angekündigt hatte. Über den Verlauf und das Ergebnis sind uns keinerlei Mitteilungen überliefert, so daß wir von irgendwelchen Maßnahmen gegen Heinrich und die Bremer nicht berichten können.

Der nächste Schritt des Erzbischofs war jetzt die öffentliche Bekanntmachung des Edikts zu Worms, durch das über Luther die Acht verhängt wurde, sowie der päpstlichen Bannbulle. Beide Erlasse wurden am Dom und am Rathaus angeschlagen[21]. Da Acht und Bann nicht nur Luther selbst, sondern auch alle seine Anhänger traf, war für den Rat eine neue schwierige Lage geschaffen, in der er selbst nicht mehr wie bisher allein die Verantwortung übernehmen wollte. Deshalb berief er drei Tage später die »Sorten«, einen Ausschuß der handel- und gewerbetreibenden Bürger[22]. Nach einem ausführlichen Bericht forderte er diese dazu auf, Stellung zu nehmen. Die Antwort war ein einmütiges Zeugnis dafür, wie stark die Verkündigung des Mönches gewirkt hatte. Im Namen der Bürger erklärte der Ältermann, Bernt Velthusen, sie wollten Bruder Heinrich behalten, so lange er nicht aufgrund der Heiligen Schrift als Ketzer verdammt würde. Daran knüpften sie die Bitte, der Rat solle alle Prediger – einschließlich Bruder Heinrich – auffordern, das Schelten zu lassen und nur das reine Evangelium zu verkündigen. Weiter forderten sie, der Klerus sollte künftig die öffentlichen Lasten auch mittragen, und knüpften noch andere Forderungen daran. Damit war der Rat in seiner bisherigen Haltung gestärkt und auch die Stellung Heinrich von Zütphens gesichert.

Inzwischen hatte sich im Reich die Lage insofern geändert, als auf dem zweiten Reichstag in Nürnberg (Winter 1522/1523), an dem der Kaiser wegen des Krieges mit Franz I. von Frankreich nicht teilnehmen konnte, die Reichsstände dem Päpstlichen Nuntius erklärt hatten, eine Verfolgung der Luther-Anhänger bedeute den Bürgerkrieg. Ein allgemeines freies Konzil in einer deutschen Stadt müsse binnen Jahresfrist einberufen werden, bis dahin solle das lautere Evangelium »nach rechtem christlichen Verstand« gepredigt werden [23]. Auf diesen Beschluß berief sich der Rat, als zwei Monate später im Mai in Achim zwei erzbischöfliche Abgesandte mit Bürgermeister Daniel von Büren und Ditrich Hoyers zusammenkamen [24]. Am 12. August traf Bürgermeister von Büren noch einmal mit dem Bürgermeister von Stade in Basdahl [25] zusammen, der von drohenden Gewaltmaßnahmen des Erzbischofs berichtete. Dieser werde dazu von seiner Braunschweiger Verwandtschaft angestachelt, auch habe er Verbindung mit dem König von Dänemark und dem Herzog von Holstein aufgenommen. Der Erzbischof sei über die jetzige Zusammenkunft unterrichtet. Darauf hat von Büren nach seinem Bericht nachdrücklich das gute Recht der Bremer betont, jemanden in ihren Schutz zu nehmen. Ferner sei der schon mehrmals geforderte Nachweis der Ketzerei für die Verkündigung Heinrich von Zütphens noch immer nicht erbracht. Vielmehr habe dieser noch am Tage vorher erneut in einer Ratssitzung in Anwesenheit der Vorsteher der Dominikaner- und Franziskaner-Klöster sich zu einer öffentlichen Disputation bereit erklärt, in der er widerrufen würde, wie man ihn der Ketzerei überführe. Im übrigen würden aber nach den Beschlüssen des Reichstags zu Nürnberg von anderen Reichsfürsten solche Prediger wie Heinrich von Zütphen zugelassen. Deshalb könne der Erzbischof das auch tun. Die Besprechung endete damit, daß der Rat von Bremen an den Rat von Stade und von Buxtehude ein Schreiben richten wird, in welchem diese gebeten werden, sich beim Erzbischof für eine gnädige Annahme der Antwort der Bremer und ihrer Entschuldigung wegen des Heinrich von Zütphen gewährten Geleits einzusetzen [26].

Der ganze Gang der Verhandlungen war wahrlich nicht dazu geeignet, die in der Stadt herrschende Unruhe und Unsicherheit zu dämpfen. Hatten an ihnen auch die Bürger unmittelbar keinen Anteil, so wurden sie doch durch die allgemeine Lage stark in Mitleidenschaft gezogen. Wilde Gerüchte über bevorstehende Gewaltmaßnahmen des Erzbischofs durchschwirrten die Stadt. Sein kriegerisches Verhalten war allgemein bekannt. Ein Überfall, eine Belagerung – diesen Möglichkeiten mußte vorgebeugt werden. So wurde fieberhaft an den Befestigungen der Stadt gearbeitet, neue Festungswerke, der Zwinger, wurden errichtet, das Gelände vor den Mauern frei

gemacht. So wurden »alle herrlichen, hohen Bäume um Bremen abgehauen und alle hohen Zäune niedergelegt.« [27] Aber drohend erhob sich vor dem Ostertor auf einer Sanddüne das fest gefügte Bauwerk des Benediktiner-Klosters St. Pauli. Wie leicht konnte dieses von Landsknechten des Erzbischofs besetzt und zu einem Handstreich auf die Stadt benutzt werden. Anscheinend bewegten solche Befürchtungen auch den Abt des Klosters, Heinrich Junge. Jedenfalls knüpfte er mit dem Rat Verhandlungen wegen einer Verlegung des Klosters in die Stadt an, ohne sich darüber im klaren zu sein, welche Folgen dieses bei der Einstellung des Rates und der Bürger haben konnte. Natürlich ging der Rat sofort darauf ein. Eine vorläufige Unterbringung wurde vom Dom-Kapitel zur Verfügung gestellt. Auch ein Bauplatz in der Nähe der Ansgarii-Kirche wurde gefunden, und die Schätze des Klosters wurden in die Stadt gebracht. Aber eine geschickt gestellte Frage des Bürgermeisters auf dem Markt wegen der Zukunft des Klosterbaues führte zu einer Zusammenrottung der Bürger, die mit Handwerksgeräten darangingen, das Klostergebäude abzubrechen und auch die Sanddüne einzuebnen [28].

Daß diese Zerstörung eines Klosters gewaltiges Aufsehen erregte, war in dieser aufgewühlten Zeit nur zu verständlich. Für die Bürger bedeutete sie nicht nur die Beseitigung eines Gefahrenpunktes im Falle eines Angriffs auf die Stadt bei einer kriegerischen Entwicklung, sondern zugleich ein Voranschreiten auf dem Wege zur weiteren Durchführung der Reformation. Den Gegnern, zu denen inzwischen der sich betrogen fühlende Benediktiner-Abt getreten war, gab dieser Vorgang eine gute Gelegenheit, ihre Angriffe gegen die Reformation mit allen Mitteln zu verschärfen. Der Augustiner-Mönch habe durch seine Predigten zu diesem Zerstörungswerk aufgerufen, und der Rat habe es veranlaßt, so lauteten diese.

Jedenfalls spitzte sich die Lage immer mehr zu. Deshalb schien es geraten, aus den Bürgern einen Ausschuß von zehn Männern zu wählen, die dem Rat in dieser schweren Zeit zur Seite stehen sollten. Wir finden unter ihnen Männer, die sich schon für die Tätigkeit Heinrich von Zütphens nachdrücklich eingesetzt hatten [29]. Ihre Tätigkeit bestand einmal im Besuch der Klöster, um die Mönche von ihren feindseligen Predigten abzubringen. Sie wurden weiter bei den Pfarrherren von St. Martini und U. Lieben Frauen vorstellig und baten sie, ihren Gemeindemitgliedern das Heilige Evangelium zu predigen. »Aber sie wollten das nicht, leider«, berichtet die Chronik [30]. Als Begründung gaben sie an, sie hätten Messe-Singen gelernt, aber nicht Predigen. Schließlich richtete der Ausschuß an den Dom-Propst drei Forderungen: Predigt des reinen Evangeliums, Kindtaufen in deutscher Sprache und Austeilung des Abendmahls in beiderlei Gestalt. Doch auch hier trafen

sie trotz wiederholter Bitten auf völlige Ablehnung. Es wurde offenbar, daß sich die Geistlichkeit in der Stadt allen reformatorischen Bestrebungen verschloß. Wohl meldete die Chronik von Geistlichen und auch von Mönchen, die sich der Reformation zuwandten[31]. Aber ihre Zahl blieb gering. Wir wissen nur von einem früheren Kaplan an der St.-Martini-Kirche, Ludolf Stunnenberg, der von 1525 bis 1560 als Prediger weiter tätig war und später, in den Hardenbergschen Streitigkeiten, die Konfession der Geistlichen mit unterschrieb.

Anfang Oktober läuft dann beim Rat ein Schreiben der Bürgermeister und Ratsherren von Stade und Buxtehude ein, das zugleich eine Aufforderung des Erzbischofs enthält, der die drei Städte am 23. Oktober zu einer Zusammenkunft in Basdahl einberuft[32]. Dieses geht wohl zurück auf das durch Vermittlung von Stade und Buxtehude an den Erzbischof gerichtete Anerbieten des Bremer Rats, sich persönlich zu entschuldigen. Leider ist uns nicht Weiteres über den Verlauf dieser Zusammenarbeit überliefert. Jedenfalls endet sie wieder ohne Ergebnis.

Damit schließt das erste Jahr der Tätigkeit von Heinrich von Zütphen in Bremen ab. Mit seinen hinreißenden Predigten hat er die Bremer für das Evangelium gewonnen. Der Rat steht fest hinter ihm und hat je länger, je mehr die reformatorische Botschaft zu seiner Sache gemacht, hinter der alle anderen politischen Erwägungen zurücktreten müssen. Aber der Kampf geht weiter und zieht auch weitere Kreise. Im Frühjahr verpflichtet der Erzbischof den Klerus der Bistümer Verden und Minden zu einer feierlichen Ablehnung der lutherischen Ketzerei[33]. Um die gleiche Zeit erläßt er ein scharfes Mandat gegen alle Anhänger der lutherischen Lehre. Wer die päpstlichen und kaiserlichen Mandate und seine eigenen gnädigen Ermahnungen nicht beherzige, den wolle er gebührlich strafen lassen[34]. Auf diesen »Hirtenbrief« erwiderte der Rat mit einem Schreiben[35], in dem er Bezug nahm auf erneut im Dom und am Rathaus angeschlagene Edikte von Worms und erklärte, daß ihm solche gotteslästerlichen Predigten, wie sie die Edikte erwähnten, nicht bekannt geworden seien. Sie hätten aber das Mandat Bruder Heinrich übergeben, da dessen Predigten gemeint sein könnten. Dieser habe sich schriftlich dazu geäußert, sein Schreiben wäre beigelegt. Das Schreiben des Rats weist weiter darauf hin, daß jetzt die Beschlüsse der Nürnberger Reichstage maßgebend seien, in denen die Verkündigung entsprechend der Heiligen Schrift festgelegt sei. Wenn der Erzbischof diesen zustimmen würde, so wäre eine Verständigung möglich. Jedenfalls kam, nach Ansicht des Rates, eine Strafe nicht in Frage.

Schon nach der Zerstörung des Pauls-Klosters hatten sich die Angriffe gegen Heinrich von Zütphen, den man wegen seiner Predigten der Auf-

rührerschaft bezichtigte, verschärft. Im Frühjahr 1524 konnte der General-Offizial dem Erzbischof einen Bericht überreichen, in dem aufgrund von regelmäßig abgehörten Predigten in 32 Punkten alles zusammengestellt war, was zu einer Anklage gegen den Mönch wegen Ketzerei und Angriffen gegen die Heilige Kirche die notwendigen Unterlagen bot[36]. Daß dieser Bericht keine sachliche Darstellung der Tätigkeit von Bruder Heinrich bringt, sondern einseitig und entstellend nur das hervorbringt, was Gegenstand der Anklage war, liegt auf der Hand. So lesen wir, daß Heinrich ohne kirchliche Erlaubnis gepredigt, vielmehr auf die des Rats sich berufen habe, weil das Paulus-Wort Römer 13 auf ihn zuträfe, denn auch die Geistlichen seien der Obrigkeit untertan und müßten zu den Stadtlasten beitragen; zwischen Priestern und Laien sei kein Unterschied. Im übrigen bedarf es zum Predigen keiner menschlichen Erlaubnis, entscheidend sei, daß der Geist Gottes dahinterstehe. Weiter hat nach diesem Bericht Bruder Heinrich die ganze geistliche Hierarchie angegriffen, den Papst als Antichrist, die hohen Geistlichen als Diebe und Seelenbetrüger bezeichnet. Sodann hat er die Marien-Heiligenverehrung, das Fasten und die Wallfahrt, die Abgötterei der Bilder, die Verdienstlichkeit der guten Werke verworfen. Nicht aus Furcht vor Fegefeuer und Höllenstrafen, sondern aus Liebe sollen Gottes Gebote erfüllt werden, denn Gottes Erbarmen stehe über allem. Nur seine Gnade kann auch dem Sünder helfen. Die Prälaten hätten das Evangelium vergraben, er, Heinrich, habe es wieder hervorgeholt.

Man kann sich schon vorstellen, wie diese massiven Angriffe gewirkt haben. Wir würden aber Heinrich von Zütphen Unrecht tun, wenn seine Verkündigung nur nach einem solchen Bericht beurteilt würde. Obenan stand ihm die evangelische Botschaft, und damit hat er die Herzen gewonnen. Leider sind uns keine seiner Predigten erhalten oder auch genauere Nachrichten darüber überliefert. Aber es ist doch für sie bezeichnend, daß durch sie eine große Nachfrage in Bremen nach reformatorischen Schriften geweckt wurde. Schon im Dezember 1522 hat Bremen durch einen Bücherhändler aus Wittenberg Bücher kommen lassen, wie wir aus einem Brief Luthers an den Ordensvikar Venzeslaus Link, dem späteren Prediger in Altenburg, wissen. In seinem Brief an Gerhard Hecker erwähnt Heinrich, daß er keine Stücke des Neuen Testamentes mehr erhalten könne, daß aber eine neue Auflage bereits gedruckt würde. In Luthers Brief an Heinrich von Zütphen vom 1. September 1524 erwähnt dieser, daß zu Michaelis der Psalter in Deutsch erscheinen würde. Weiter seien andere Teile der Bibel im Druck. Die Kaufleute würden bald mit Büchern versehen sein[37].

Welchen Widerhall die Verkündigung Heinrich von Zütphens in Bremen gefunden hat, läßt sich daran ermessen, daß nach wenig mehr als Jahresfrist

ein zweiter evangelischer Prediger an die Kirche von U. Lieben Frauen berufen wurde. Es war Jacob Probst, gleichfalls ein Niederländer und ehemaliger Augustiner-Mönch, eng befreundet mit Luther [38]. Wahrscheinlich ist noch im selben Jahr als dritter Prediger Johannes Timann aus Amsterdam gekommen [39], der im Frühjahr 1525 seine erste Predigt in der St.-Martini-Kirche hielt. Damit waren drei evangelische Prediger von den Kirchspielleuten gewählt, nachdem trotz aller Bemühungen die derzeitigen Kirchenherren und Kaplane alle Bitten der Bürger um evangelische Predigten abgelehnt hatten [40].

Bei der zwischen Rat und den Erzbischöfen bestehenden Spannung war es nur zu verständlich, daß der Rat ein Angebot des Erzbischofs ablehnte, er sei bereit, andere Geistliche nach Bremen zu entsenden, wenn nur Bruder Heinrich entlassen würde [41]. So entbrannte dann in Bremen eine scharfe Auseinandersetzung. Als Gegner traten jetzt die beiden in der Stadt liegenden Klöster in den Vordergrund. Vor allem war es der Prior des Dominikaner-Klosters von St. Katharinen, Gerhard Hubert, der von der Kanzel herab die evangelischen Prediger auf das schärfste angriff und sich dabei nicht scheute, auch das Evangelium selbst hereinzuziehen. Der Lektor Albert Ahrens und andere Mönche unterstützen ihn dabei in schroffer Form [42]. Angebote von Heinrich von Zütphen zu einer Aussprache und Bitten des Zehnerausschusses blieben wirkungslos. Da griff der Rat selbst durch und wies den Prior und seine Mithelfer aus der Stadt. Zwei auswärtige Mönche aus Celle, die im Franziskaner-Kloster gegen die Reformation eiferten, konnten nur mit Mühe vor Mißhandlungen durch die aufgeregten Bürger geschützt werden [43].

Zur selben Zeit unternahm der Erzbischof einen Feldzug gegen die Friesenstämme im Lande Wursten, die seine Herrschaft abschütteln wollten. Ihre Niederwerfung erfolgte mit einer Grausamkeit, die nicht übertroffen werden konnte [44]. Daß die Bremer aus Vorsicht den Erzbischof dabei durch Bereitstellung von Schiffen unterstützten, hat diese nicht davor bewahrt, daß zurückkehrende Landsknechte bei dem Übergang über die Weser einen bremischen Wachtturm bei Arsten zerstörten und Bauern erschlugen. Eine Gruppe von Bürgern, die unter dem Ratsherrn Albert Vagt zu Hilfe geeilt waren, wurden mit schweren Verlusten an Menschen und Geschützen in die Flucht geschlagen. Vagt selbst kam dabei um [45]. Zwar konnte dieser Haufen nichts gegen die gut befestigte Stadt unternehmen, aber der Erzbischof benutzte den Zwischenfall, sich vor dem Papst Clemens VII. eines Sieges über die Lutheraner zu rühmen und konnte dafür Glückwünsche und Segen des Papstes entgegennehmen, der auch 1525 die Herzöge von Schleswig-Holstein zur Unterstützung des Erzbischofs gegen die bremischen Luthe-

raner aufrief [46]. Im Bewußtsein seiner Überlegenheit, darin gestärkt auch durch die Einstellung der Stiftstände, lehnte der Erzbischof ein ursprünglich geplantes Schiedsgericht ab, das aus Vertretern der Städte Lübeck, Hamburg und Lüneburg bereitstehen sollte, und zu dem sich schließlich Bremen bereitgefunden hatte. Dafür berief er einen neuen Landtag am 1. September nach Basdahl [47]. An ihm war auch der Bruder des Erzbischofs, Herzog Heinrich von Wolfenbüttel, beteiligt. Als Anklagepunkt wurde folgendes gegen die Bremer erhoben: Die Einstellung Heinrich von Zütphens verstößt gegen ein dem Erzbischof zustehendes Recht. Der Rat maßt sich erzbischöfliche Macht an, die Predigten Heinrich von Zütphens wirkten aufregend und führten zur Zerstörung des Pauls Klosters. Der Rat greift in die Rechte der geistlichen Kaplane ein, er weist Mönche aus der Stadt.

Die Antworten der Bremer auf diese schweren Anklagen weisen zunächst darauf hin, daß Heinrich von Zütphen nicht vom Rat, sondern von den Bürgern berufen sei; ferner daß das Paulskloster mit Einverständnis des Abtes wegen der drohenden Kriegsgefahr abgebrochen, und die Kapitel hätten gegen die getroffenen Abmachungen gehandelt. In bezug auf die Predigten weisen die Bremer daraufhin, daß Gottes Wort frei sei und seine Verkündigung nur an dem Evangelium gemessen werden könnte. Deshalb führen sie mit großem Ernst Bibelstellen an, die ihren Standpunkt begründeten. Sie seien deshalb im Recht. Der Erzbischof geht nicht weiter auf diese Antwort ein, er will den Streit beilegen, wenn die Bremer Heinrich von Zütphen entlassen und für die Zerstörung des Pauls-Klosters eine Buße von 100 000,— Gulden zahlen. Wieder betonen die Bremer, die Entlassung Heinrich von Zütphens käme nur in Frage, wenn der Nachweis der falschen Lehre erbracht würde. Sie wären bereit, nach fünf Tagen ihre endgültige Antwort dem Erzbischof zuzusenden. Schließlich kam man noch einmal auf den Vorschlag Schiedsgerichts zurück, an dem auch Herzog Heinrich teilnehmen sollte [48]. Damit wurden endlich die unerquicklichen und langwierigen Verhandlungen abgeschlossen.

Trotz aller drohenden Gefahr und unbeirrt von der Tatsache, daß sie ohne jeden Bundesgenossen da standen, haben die Bremer fest und ruhig ihre Überzeugung vertreten, in der unerschütterlichen Gewißheit, daß sie auf dem Evangelium beruhe. Davon haben sie auch fernerhin nicht gelassen.

Knapp drei Monate später, zwei Jahre nach seiner Ankunft in Bremen, verließ Bruder Heinrich diese Stätte seiner Wirksamkeit [49]. Er folgte der inständigen Bitte des jungen Pfarrers Nivolaus Boye zu Meldorf in Ditmarschen und einiger frommer Christen dort, ihnen Gottes Wort zu predigen und das Land aus dem Rachen des Anti-Christ zu entreißen. Nur einigen seiner guten Freunde und Mitbrüder hatte Heinrich seinen Entschluß an-

vertraut. Als diese, tief bestützt, ihn von seinem Vorhaben abbringen wollten und darauf hinwiesen, daß die Christenheit in Bremen und an anderen Orten ihn noch nicht entbehren konnten, antwortete er ihnen, daß jetzt in Bremen genug fromme und gelehrte Männer da seien, die das Evangelium predigten. Selbst Frauen und Kinder könnten jetzt durch Gottes Gnade den Lehren der Papisten widerstehen. Aber in Ditmarschen sei sonst kein Prediger. Er müsse dahin gehen um seines Gewissens willen, denn es sei Gottes Wille. Er bäte sie, ihm zu helfen, daß die Gemeinde in Bremen nichts von seinem Vorhaben erführe, auch dürften die Feinde nichts davon erfahren, die ihm nach dem Leben trachteten. Er habe auch vor, nur ein oder zwei Monate zu bleiben und dann wieder zurückzukehren. So verließ dann Heinrich Ende November heimlich die Stadt. Noch nicht 14 Tage später am 11. Dezember starb er in Heide in Ditmarschen auf dem Scheiterhaufen den Märtyrertod. Aufgewiegelt durch die Hetze der Dominikaner in Heide überfiel ein wilder Haufen angetrunkener Bauern in der Nacht das Pfarrhaus in Meldorf und schleppte Heinrich nach Heide, wo er nach kurzer Scheinjustiz mißhandelt und gequält, aber doch standhaft und frei seinen Glauben durch den Tod besiegelte.

Einer der großen Zeugen aus den Anfängen der Reformation war den Märtyrertod gestorben — ein ernstes Zeichen für die allerorts drohende Gefahr, aber auch für die Einsatzbereitschaft, Kühnheit und Furchtlosigkeit, die diese Männer beseelte. Durch die der Reformation aufgeschlossenen Kreise ging ein tiefes Erschrecken. Trauer und Entsetzen befiel die Christen in Bremen, als die Schreckenskunde von diesem grausigen Ereignis zu ihnen kam. Überaus groß war der Schmerz über den Tod ihres Reformators, der sie in so kurzer Zeit durch seine glaubensstarke Verkündigung für das Evangelium gewonnen hatte. Einen erschütternden Ausdruck hat sein Schmerz in einem Brief gefunden, den Probst an Luther geschrieben hat[50]. Aus ihm spricht tiefste Niedergeschlagenheit und eine große Trauer. »Was soll ich sagen?« — beginnt er — »meine Seele ist in Angst, und mein Geist klagt zu Gott, und keine Ruhe ist in mir. Ich sage: Wie mag der Fromme sterben, und niemand ist da, der es in seinem Herzen bewegt. Die Männer der Barmherzigkeit werden umgebracht, und niemand ist da, der es erkennt. Unser Heinrich, der unerschrockene Prediger des göttlichen Wortes, ist getötet und zu Grunde gegangen, als wenn Gott ihn nicht geliebt hätte.« »Dennoch trauern wir nicht so um den Tod Heinrichs, daß wir nicht gleichzeitig uns vor Gott freuen in der Gewißheit über den neuen Märtyrer Christi.« Probst schildert dann den Vorgang. Die Kühnheit und Treue Heinrichs erscheint in um so hellerem Licht, als Probst zugleich sein eigenes Versagen in den Niederlanden bitter beklagt. »Ach, daß ich nur ein Tröpfchen solchen Glau-

bens und solcher Standhaftigkeit gehabt hätte.« Inständig bittet Probst, nicht nur für sich, sondern zugleich für viele, die danach verlangen, um einen besonderen Brief an die ganze bremische Gemeinde.

Luther ist dieser Bitte rasch nachgekommen mit einem Brief »Allen lieben Gottes auserwählten Freunden in Christo zu Bremen« [51]. Steht hinter dem Brief von Probst viel qualvolle Verzweiflung und Trostlosigkeit, so kommt in Luthers Brief eine wahrhaft großartige Zuversicht und Glaubensstärke zum Ausdruck. Man darf dabei nicht vergessen, daß diesen Männern der Reformation in den ersten Jahren jederzeit das gleiche Schicksal wie Heinrich von Zütphen widerfahren konnte. Sie lebten in der Tat gefährlich. Doch wird in Luthers Brief kein Wort der Klage laut. Aber Gottes Gnade wird gepriesen, weil sein Wort heute leuchtet wie die helle Sonne, und sein Geist in kräftigen und mächtigen Taten sich bestätigt. Er macht mutige und freie Herzen und beweist sich in der täglich zunehmenden Zahl der Gläubigen. Von ihnen sind schon etliche gefangen, verjagt, haben ihr Blut vergossen und die Schmach des Kreuzes Christi getragen, »unter welchen freilich dieser Euer Henricus Sudphen am allerhellsten leuchtet, der so eine schändliche Marter um Gottes Wort willen in Dithmarschen erlitten, das Evangelium mit seinem Blut so mächtiglich bestätigt hat.« Luther weist dann auf die fünf Blutzeugen hin, die in den Niederlanden und in Österreich bereits das Martyrium erlitten hatten. »Um weltlicher Dinge stirbt niemand freiwillig, aber um Gottes Wort und Glauben willen, das ist der treue, köstliche, edle Tod. Weil denn Gott die Bremer so gnädiglich heimgesucht hat, auch seinen Geist und Kraft so augenscheinlich in diesem Heinrich erzeigt hat, daß sie es ergreifen könnten«, fährt Luther fort, »habe ich seine Geschichte für Euch geschrieben [52]. Damit Ihr nicht betrübt seid, noch seinen Mördern übles nachredet, sondern fröhlich seid und Gott dankt, der Euch würdig gemacht hat, seine Wunder und Gnaden zu sehen und zu haben. Über Heinrichs Mörder, die wo so furchtbar vor Gott schuldig geworden sind, ist es vielmehr not, zu weinen und zu klagen, denn über den seligen Heinrich.« Sie haben die Fürbitte nötig, daß sie sich bekehren wie das ganze Dithmarscher Land, in dem schon viele nach dem Evangelium verlangen. Darum fordert Luther sie auf, den 10. Psalm zu singen, und fügt eine kurze Auslegung hinzu. Sie endet mit den Worten: »Also seht Ihr, wie dieser Psalm uns tröstet und hoffen heißt, daß durch das teure Blut Heinrichs Gott viel Gutes und Nützliches erschaffen wird.« Er bittet sie dann »um Gottes willen, laßt Euch die Leute in Dithmarschen anbefohlen sein. Da ist ein guter Funke von Gott angesteckt, da will wohl ein gutes Feuer daraus werden, wenn Ihr mit freundlichem, sanftem Geist damit umgeht, daß es nicht ausgelöscht werde.« Luther schließt mit der Bitte »laßt Euch

auch Jakob Probst, euren Prediger, und die anderen befohlen sein, damit durch Gottes Gnade Ihr bei der durch Heinrichs Blut besiegelten Lehre bleibt und, wo es Gott fordert, ihm fröhlich nachfolgt.«

Es ist keine Nachricht überliefert, wie dieser Brief in Bremen aufgenommen worden ist. Aber auf jeden Fall hat er in Bremen den entschlossenen Willen gestärkt, auch nach dem Tod ihres Reformators auf dem von ihm gewiesenen Weg weiterzugehen. Die nur zweijährige Tätigkeit Heinrich von Zütphens ist nicht umsonst gewesen, vielmehr sind durch sein Wirken die Bremer die ersten gewesen, die die Botschaft des Evangeliums aufgenommen haben. Darüber haben wir ein eindrückliches Zeugnis von Johannes Bugenhagen, dem vertrauten Mitarbeiter Luthers in Norddeutschland. In seiner Vorrede zur Kirchenordung von 1534 heißt es[53]: »Eure Stadt hat mit den ersten die reine Lehre des Evangeliums gegen des Papstes Irrtümer und Verführungen angenommen, und es ist ein auffallendes Wunder Gottes, daß Ihr standhaft geblieben seid bei so mannigfaltiger Anfechtung und Gefahr.«

III

Die Bahnbrecher

Heinrich von Zütphen — Jakob Probst — Johannes Timann

Nur zwei Jahre hat Heinrich von Zütphen in Bremen gewirkt. Mit seiner Predigttätigkeit hatte die Reformation dort begonnen. Wie würde es jetzt nach seinem frühen Tode weitergehen? Daß keinerlei Hemmnis sich einstellte, ist einmal der Standhaftigkeit der Bremer Christen, dann aber vor allem den beiden Männern zu danken, die jetzt an Bruder Heinrichs Stelle traten, um das Angefangene weiterzuführen und zu vollenden. Sie wurden schon genannt: Jakob Probst und Johannes Timann. Beide dürfen nicht übersehen werden. Auch sie sind mit Heinrich von Zütphen Bahnbrecher der Reformation in Bremen.

Die drei haben mancherlei Gemeinsames. Zunächst sind alle drei Niederländer, so daß man sagen darf: die Reformation ist nach Bremen nicht unmittelbar von Wittenberg, sondern über die Niederlande gekommen, und dabei spielt ein oft übersehener Umstand eine erhebliche Rolle. In Bremen sprach man niederdeutsch, das dem Niederländischen eng verwandt ist, während das Oberdeutsche hier fremd war[1]. Wir verdanken ja erst Luthers Bibelübersetzung unsere hochdeutsche Sprache, die das Nieder- und Oberdeutsche miteinander verbindet. Erst gegen Ende des Reformationsjahrhun-

derts verdrängte bei amtlichen Verlautbarungen in der Kirche das Hochdeutsche das Niederdeutsche. Auch die Kirchenordnung von 1534 ist, wie spätere Äußerungen, in niederdeutscher Sprache abgefaßt. Noch in späteren Jahren sind Niederländer als Prediger nach Bremen gekommen, und es steht fest, daß diese Prediger besser verstanden wurden als Oberdeutsche. Das ist auch ein Grund mit, weswegen von Bremen aus wenig Verbindung zu Melanchthon bestanden hat trotz seiner engen Freundschaft mit Heinrich von Zütphen.

Eine weitere Gemeinsamkeit besteht in der Zugehörigkeit zum Augustiner-Eremiten-Orden. Timann, der wohl den reformerisch gesinnten Brüdern vom Gemeinsamen Leben nahestand, war zwar kein Augustiner. Das bedeutet aber: alle drei waren offen für die Gedanken der Erneuerung des religiösen Lebens und dadurch dann auch der Reformation Luthers [2]. In den Niederlanden gab es vier Augustinerklöster, die zur sogenannten sächsischen Kongregation gehörten [3]. Diese Kongregation hatte als Hauptort Erfurt, und der Generalvikar war Johann von Staupitz [4]. Von da aus ist es verständlich, daß aus diesen Klöstern Mönche nach Wittenberg gingen, um dort zu studieren. So ist denn auch die Verbindung zwischen Heinrich von Zütphen, von Probst und später von Johannes Timann zu Luther gekommen. Schließlich darf man auch einen Umstand nicht vergessen: das ist die Gleichaltrigkeit mit Luther. Luther wurde 1484 geboren, Heinrich von Zütphen wahrscheinlich 1488. Probst und Timann sind beide vor 1500 geboren worden. Über Herkunft und Jugend der drei Reformatoren wissen wir nichts. Auch die Überlieferung der Namen von Heinrich von Zütphen und Probst sind schwankend. Die Annahme, daß Heinrich den Familiennamen Möller oder Müller geführt hat, kann sich auf keinerlei zeitgenössische Quellen stützen [5]. Auch die Annahme, daß Probst ursprünglich Spreng geheißen habe, ist irrig [6]. Unbekannt ist ferner auch der Umstand, weshalb Heinrich von Zütphen und Jakob Probst Mönch geworden und gerade in den Augustinerorden eingetreten sind. Es ist müßig zu fragen, ob die dem Reformgedanken zugängliche Einstellung des Ordens der Einstellung jener beiden entsprach oder umgekehrt, diese von der Ordenshaltung beeinflußt worden sind. So begegnen uns alle drei erst im Mannesalter.

Heinrich von Zütphen

Die erste Nachricht über Heinrich von Zütphen finden wir in der Matrikel der Universität Wittenberg vom Frühjahr 1508. Dort wird er als zum Augustinerorden gehörig erwähnt [7]. Er hat dort mehrere Jahre

mit Johann Lang, dem späteren Prediger zu Erfurt und vertrauten Freund Luthers, verbracht, der ihn als einen redlichen, gelehrten und christlichen Mann bezeichnet[8]. Zu Luther ist Heinrich noch nicht in ein näheres Verhältnis getreten, so daß Luther erst 1516 durch die Erzählung anderer an diesen seinen Studienfreund sich erinnert, obwohl Heinrich im Kloster sogar das Amt eines Vorlesers bekleidete. Wir finden ihn dann 1514 als Subprior im Augustinerkloster in Köln, 1516 als Prior im Kloster zu Dordrecht[9]. Es ist für die Einschätzung seiner Persönlichkeit von Wichtigkeit, daß die Ordensoberen ihn schon in jungen Jahren — er ist ja erst etwa 28 Jahre alt — zu diesem Amt eines Vorstehers berufen haben. Freilich war die Zeit seines Priorats von erheblicher Unruhe erfüllt, die über die Klostermauer hinaus auch die Stadt erfaßte und zu Eingriffen des Rats und der Staatsgewalt führte. Wir sind über die Vorgänge nur sehr ungenau unterrichtet, weil wir darüber nur ganz kurze Notizen in 2 Briefen von Luther an Johann Lang haben. Welche Rolle dabei Heinrich als Prior gespielt hat, können wir daraus nicht feststellen. Vielleicht mag ein gewisser Übereifer bei der Erneuerung des Klosterkonvents im Jahre 1516 sich aus Luthers Worten (ego nollem id fieri) schließen lassen.

Ein scharfer Zusammenstoß erfolgte dann 1518 wegen energischer Predigten gegen den Ablaß. Auch steht hier Heinrich von Zütphen noch mehr im Hintergrund und gehört nicht zu den Mönchen, die deswegen vertrieben wurden. Jedenfalls fühlt sich Heinrich von Zütphen bei seinen Bemühungen um eine Reform des Klosters von dem zuständigen Ordensvikar in Köln im Stich gelassen und gibt ebenso wie der Prior von Antwerpen, Jakob Probst, in einem Brief an Luther seiner Enttäuschung und seiner Verzweiflung Ausdruck, sie würden deshalb einen Bruder nach Wittenberg schicken oder selbst dorthin kommen[10].

1520 legte Heinrich sein Amt als Prior nieder und zieht von Dordrecht zum zweitenmal nach Wittenberg. Die beiden folgenden Jahre bringen ihn dann in enge Verbindung mit Luther, mit dem er im Kloster zusammenlebt, und mit Melanchthon. Wie eng diese Verbindung gewesen ist, darüber geben sowohl der Brief Luthers an die Christen zu Bremen als auch Melanchthons Trauergedicht nach dem frühen Tode von Heinrich Kunde. Die Wittenberger Zeit von Ende 1520 bis Mai 1522 war ausgefüllt mit eifrigem Studium, über das wir ziemlich genau unterrichtet sind. Heinrich von Zütphen erwirbt sich nacheinander verschiedene akademische Grade, so am 12. Januar 1521 den Baccalaureus pro biblis, am 11. Oktober den Sententiarius und einige Monate später den Licentiaten der Theologie. Wir sind in der glücklichen Lage, Thesen (Propositionen) zu besitzen, die Heinrich von Zütphen in dieser Zeit aufgestellt hat und die uns einen guten

Einblick in seine Theologie gestatten. Sie zeigen ein enges Vertrautsein mit den Gedanken Luthers, ohne doch eine gewisse Selbständigkeit vermissen zu lassen. Die Thesenreihe handelt in vier Abschnitten 1. von der sündigen Natur des Menschen, von dem göttlichen Gesetz, von dem Verhältnis von Evangelium und Glaube und von den neuen Werken der Liebe. In diesem letzten Teil tritt der Gedanke des Glaubens als Geschenk und Gnade Gottes nicht so deutlich hervor wie bei Luther. Es werden vielmehr im Anschluß an den Jakobusbrief die Werke als Früchte der Liebe betont [11].

So hat der zweite Aufenthalt in Wittenberg von 1520 bis Juni 1522 Heinrich von Zütphen nicht nur in enge persönliche Verbindung zu Luther und Melanchthon gebracht, sondern ist auch eine Zeit ernsthaften theologischen Studiums gewesen, das ihn tief in die reformatorischen Gedanken hineingeführt hat. Das hat kein Geringerer als der Nachfolger des zurückgetretenen Generalvikars Staupitz, der spätere Prediger zu Altenburg Venzeslaus Link, in seinem Wort »An die christlichen Leser« 1525 nach seinem Tode festgestellt [12].

Der Aufenthalt von Heinrich in Wittenberg hat im Juli 1522 ein schnelles Ende gefunden durch die Nachricht von den Verfolgungen der evangelisch gesinnten Augustiner in Antwerpen, durch die Maßnahmen der Inquisition [13]. Schon 1521 waren dort die Bücher von Luther öffentlich verbrannt, der Rektor Nikolaus von Hertogenbosch als Reformer vor das Tribunal nach Brüssel gebracht worden. Der damalige Prior Jakob Probst war bei seiner Rückkehr von Wittenberg ebenfalls gefangengesetzt und mit dem Tod auf dem Scheiterhaufen bedroht worden, so daß er voll Schrecken Widerruf leistete. Mönche, die nicht widerriefen, Heinrich Voss und Johann von Essen, wurden nach längerer Gefangenschaft 1523 als erste evangelische Märtyrer verbrannt. Von diesen Verfolgungen hörte Heinrich von Zütphen, als er von dem Konvent in Grimma 1522 nach Wittenberg zurückkehrte. »Da hatte« — so berichtet Link in dem schon erwähnten Brief — »sein Geist nicht Ruhe, er machte sich auf und zog hinab, die betrübten und verlassenen Christen zu trösten.« Zunächst hatte er sich darauf beschränkt, die ihres Priors beraubten Mönche im Kloster zu trösten. Aber bald darauf erregten Ablaßprediger den Unwillen der Bevölkerung. Die Augustiner, an ihrer Spitze Heinrich, schwiegen nicht dazu. Ihre Predigten fanden so großen Widerhall, daß die Stadthalterin Margarete, eine Tante Karls des V., selbst nach Antwerpen kam. Heinrich von Zütphen wurde festgenommen. Aber ein Volksaufruhr, an dem mehr als 300 Frauen hervorragend beteiligt waren, befreite den Gefangenen. Jedoch blieb sein Leben in höchster Gefahr. So entschloß er sich zur Flucht über Amsterdam, Enkhuizen, Zütphen, wo jedesmal mit ihm zugleich der Haftbefehl der Stadthalterin eintraf. Deshalb

entschloß er sich, weiter nach Wittenberg zu reisen [14]. Auf dem Weg dahin ist er nach Bremen gekommen und dort zum Bahnbrecher der Reformation geworden.

Deutlich steht sein Bild vor unseren Augen. Er ist ein hochbegabter, wissenschaftlich gebildeter Theologe gewesen, der sich ganz die reformatorischen Gedanken Luthers zu eigen gemacht hat und sie selbständig verarbeitete. Es mag sein, daß in den Anfängen, vielleicht auch noch in den Wittenberger Jahren, ihm zeitweise täuferische Gedanken über die Taufe und das Abendmahl nicht fremd gewesen sind. Aber maßgebend war für ihn die Anschauung Luthers, so daß er den Schwärmereien eines Karlstadt und Zwilling fernblieb. Die evangelische Botschaft war ihm Herzenssache, richtungweisend auch für seinen Lebenswandel. Nicht von ungefähr wird seine Redlichkeit und die Reinheit seines Wandels von Freunden unterstrichen. Seine Begabung zu volkstümlicher Predigt war außergewöhnlich. Schon in Dordrecht, dann aber in Antwerpen und vollends in Bremen, schließlich auch in Meldorf hat sie sich ausgewirkt. Viel hat dazu auch seine liebenswerte Art, sein den Menschen zugewandter Sinn beigetragen. Wie die wenigen ausführlichen Briefe von seiner Hand zeigen, war er eine auf Freundschaft angelegte Natur. So war er mit Luther und Melanchthon, mit gleichgesinnten Mönchsbrüdern und nicht zuletzt mit seinen Bremer Freunden herzlich verbunden. Der Anhänglichkeit seiner Hörer konnte er sicher sein. Sie waren gewissermaßen eine Antwort auf seine Gewissenhaftigkeit und sein Verantwortungsbewußtsein, das ihn überall in seiner tätigen Art eingreifen läßt, wo er Not sah. »Da hatte sein Geist keine Ruhe«, heißt es bei Link. Frei von allem menschlichem Ehrgeiz und dem Selbstbewußtsein bedeutender Persönlichkeiten, war er anspruchslos und bescheiden. Aber für die Sache selbst, das Evangelium, trat er ein, unerschrocken und den Tod nicht fürchtend.

In dem Trauergedicht von Melanchthon heißt es von ihm:

»Wir sahen ihn selber wie herrlich
er in des Lernens Begier seine Talente erschloß.
Alle die Kräfte der Seele atmen die Liebe zu Christo,
der er von Herzensgrund gläubig sein Leben geweiht.
Und so war auch sein Wandel von so untadeliger Reinheit,
daß uns füglich sein Bild Muster der Tugend uns ist,
doch noch klingender (als menschliche Wissenschaft)
lag ihm stets am Herzen zu halten,
was das GÖTTLICHE GEBOT heilsamer Lehre bezeugt« [15].

Das war der Mann, der der Reformation in Bremen Tür und Tor geöffnet hat.

Von ganz anderer Art ist der zweite, dem Bremen verdankt, daß es evangelisch wurde – *Jakob Probst*. Hatte Heinrich von Zütphen durch seinen missionarischen Einsatz und seine volkstümlichen Predigten der Reformation in Bremen Eingang verschafft, so hat Probst auf dieser Grundlage mit großer Umsicht und Gewissenhaftigkeit aufgebaut und der Bewegung die rechte Ordnung gegeben. Sein Verdienst ist es, daß die Begeisterung des Anfangs nicht wieder erlosch oder in Schwärmerei ausartete, sondern zu einer umgestaltenden Kraft im religiösen Leben bei der Durchführung der reformatorischen Ideen wurde [16].

Über seine Jugend und seinen Klostereintritt wissen wir ebensowenig wie über Heinrich von Zütphen. Er war gebürtig aus Ypern in Flandern. Durch den Fehler eines Abschreibers veranlaßt, der aus der lateinischen Abkürzung Yprens den Namen Spreng herauslas, hat man ihn bis weit ins 19. Jahrhundert Jakob Spreng genannt und den Zunamen Probst als Amtsbezeichnung verstanden, obwohl sie weder in dem Augustinerkloster noch in Bremen gebräuchlich gewesen ist, und ein flämischer Name Proost durchaus bekannt war [17].

Über Jakob Probst ist uns eine humorvolle Bemerkung Luthers überliefert, der in einem auf der Wartburg 1521 an Melanchthon geschriebenen Brief »das fette Flämchen« grüßen läßt [18]. Wir würden sagen: den dicken, kleinen Flamen, wohl eine Anspielung auf die breite, untersetzte Gestalt des Jakob Probst, wie sie uns noch heute in seinem Heimatland Flandern häufiger begegnet. Aber wichtiger als dieser Hinweis auf Probst's leibliche Gestalt ist uns die Freundschaft, die aus diesem Worte spricht. Sie hat in jungen Jahren in Erfurt begonnen und ungetrübt bis ans Lebensende Luthers bestanden.

Wie eng diese Freundschaft gewesen ist, darüber haben wir eine ganze Reihe von Hinweisen. Eine Bemerkung in den Tischreden [19] nennt ihn »Luthers Gesell und Bruder im Kloster«, woraus man geschlossen hat, daß beide dieselbe Zelle in Erfurt bewohnt haben. In einem an Luther gerichteten Brief aus dem Jahre 1518 schreibt der Humanist Erasmus über Probst, der damals in Antwerpen Prior des Augustinerklosters war: Der Prior ist ein reiner Christ, er liebt dich innig, war einst dein Schüler. Er fast allein predigt Christus [20]. Aus späterer Zeit wird in den Tischreden berichtet, daß Probst »ein frommer, aufrichtiger, gelehrter und gottesfürchtiger Mann«, am 4. Februar 1542 noch einmal nach Wittenberg gekommen sei, »auf daß er seinen Vater, P. Martinum, noch einmal sehe, und sie redeten vieles

miteinander in einer vortrefflichen Weise«. Deutlicher kann die innere Verbundenheit wohl nicht zum Ausdruck gebracht werden.

Auch die 12 Briefe an Probst, die wir noch von Luther besitzen, sind Zeichen dieser Freundschaft[21]. Sie gehen weit über theologische Erörterungen hinaus, bringen Mitteilungen über politische Geschehnisse, Nachrichten über Freunde, Mitarbeiter und auch über die Familie. So erfahren wir, daß Probst Pate von Luthers Tochter Margarete wird und ihr ein Geschenk gemacht hat, daß die Ehefrauen beider Männer miteinander bekannt sind und sich gegenseitig grüßen lassen. Ob die Frau von Probst, mit der er 1524 nach Bremen zum großen Erstaunen und Entsetzen von Laien und Klerikern gekommen ist, auch wie Luthers Frau eine ehemalige Nonne gewesen ist, läßt sich nicht mehr feststellen.

Für Probst bedeutet dieser Briefwechsel eine große innere Hilfe. In seinem robusten Körper steckte eine zarte und empfindliche Seele, die oft unter Schwermut litt. Als Probst die Nachricht von dem Märtyrertod Heinrich von Zütphens erhalten hatte, schreibt er an Luther »was soll ich sagen, liebster Bruder? Wie soll ich beginnen? Meine Seele ist in Ängsten und mein Geist schreit zum Herrn, ich habe keine Ruhe, so sage ich, siehe, es stirbt der Fromme, und niemand nimmt es zu Herzen«[22]. Im Jahre 1529 ist Probst so über die zunehmende Gleichgültigkeit in Bremen entmutigt, daß er gar daran denkt, sein Amt niederzulegen und von Bremen wegzugehen. Darauf schreibt Luther ihm am 10. Juli 1529 in einem sehr ernsten Ton[23], er solle sich davor hüten, so etwas zu tun, so handeln Heiden und Sünder. Die Welt ist wie Sodom, wo Lot lebte und daselbst das Elend mit ansehen mußte, aber Sodom verlassen darf man erst, wenn ein Engel vom Himmel kommt und uns herausführt. Ungerechtigkeit bereitet sich selbst ihren eigenen Untergang. Probst hat sich diese brüderliche Mahnung zu Herzen genommen und ist in Bremen geblieben. Wie fest diese enge Freundschaft gewesen ist, geht auch daraus hervor, daß jenes unglückselige Geschehnis, das den schwermütigen Zug im Wesen von Probst ohne Zweifel verstärkt hat, sein Widerruf 1521 in Antwerpen[24], diesem Freundschaftsverhältnis nichts anhaben konnte. Daß Luther so besonderen Anteil an dem Fortgang der reformatorischen Bewegung in Bremen genommen hat, ist bei dieser Freundschaft mit Probst durchaus verständlich.

Probst muß sich schon früh der Reformation zugewandt haben, was bei seinem Verhältnis zu Luther ohne weiteres verständlich ist. Wir hören von ihm 1519 als Prior des 1513 gegründeten Augustinerklosters in Antwerpen. Zusammen mit Heinrich von Zütphen, der damals Prior in Dordrecht war, erhoben beide die schon erwähnte, verzweifelte Klage bei Luther, daß der Provinzialvikar der Augustiner in Köln nichts zugunsten einer neuen Ord-

nung des Klosterwesens unternähme[25]. Anscheinend hat dann Probst die Bemerkung im Brief, er wollte jemanden schicken oder selber kommen, gleich wahrgemacht; denn wir finden ihn bald darauf in Wittenberg. 1521 finden wir Probst wieder zum Studium in Wittenberg. Er promoviert nacheinander, erst zum Baccalaureus pro biblis, zum Senteniarius und zum Licentiaten[26]. Anscheinend hat er später noch den Doktorgrad erworben. Damals hat er wohl dann Heinrich Esich aus Bremen kennengelernt, weil dieser ihn durch Heinrich von Zütphen in dessen Brief vom 29. November 1522 grüßen läßt. Ob er dort auch Dietrich Vasmer traf, der ihn gleichfalls grüßen läßt, ist anzunehmen, da er unter den »Brüdern in Bremen« an erster Stelle steht[27].

Von Wittenberg kehrt Probst dann Ende 1521 wieder nach Antwerpen zurück. Hier war eine der Reformation günstige Lage entstanden. Insonderheit waren es vier Gruppen, die die Träger einer Bewegung im Sinne Luthers waren, einmal die Mönche des Augustinerklosters, dann die Anhänger des Erasmus, weiter getaufte Juden aus Portugal, die eingewandert waren, und schließlich oberdeutsche Kaufleute[28]. Zu diesen hielt sich auch der Maler Albrecht Dürer, den man vielleicht den leidenschaftlichsten, aber auch unvorsichtigsten aller Verehrer von Luther in Antwerpen nennen darf[29]. Mit Probst fühlte sich Dürer eng verbunden, beschenkte ihn mit einem Bild des heiligen Hieronymus, porträtierte ihn auch selbst und ließ dem abwesenden Probst dieses Bild eingerahmt zurück. So ist verständlich, daß die Predigten von Probst und anderer Augustiner einen großen Widerhall fanden. Der Zulauf war so groß, daß in die Klosterkirche Emporen eingebaut werden mußten.

Zweifellos hätte damals in Antwerpen die Stunde der Reformation geschlagen, wenn nicht ein Gegenspieler gewesen wäre, der Päpstliche Nuntius Aleander und die Inquisition in Brüssel. Von Aleander, der bekanntlich auch am Reichstag zu Worms teilgenommen hat, besitzen wir die Depeschen, die er regelmäßig oft zweimal wöchentlich an den Papst geschickt hat[30]. Sie zeigen den scharfen Blick dieses gefährlichsten Gegners der Reformation in den Niederlanden für die Zusammenhänge und den Willen zur radikalen Unterdrückung. So berichtete er denn, daß die eindrucksvolle Verbrennung von Luthers Schriften in Brüssel leider einen Rückschlag erfahren habe. Schuld daran seien einmal der Humanist Erasmus und dann der Augustinerprior; dieser habe zwar nicht durch öffentliche Predigten, aber heimlich viele verführt. Er gehöre zur Klasse der unsauberen Geister, denen der Stock drohe. Wenn man ihn und Erasmus zur Ordnung bringen könnte, würde die Ketzersekte bald ganz verschwunden sein. Freilich, der Erfolg wäre erst dann ein vollständiger, wenn der Kaiser erst ein halbes Dutzend Lutheraner

lebendig verbrennen und ihre Güter einziehen ließe. Im Notfall würde er das beim Kaiser durchzusetzen wissen.

So war die Lage auf das höchste gespannt. Erasmus brachte sich in Sicherheit, er ging nach Basel. Dürer bricht Anfang Juli 1521 hastig nach Deutschland auf. Über den zurückgebliebenen Probst zieht sich drohend das Unwetter zusammen. Am 18. September hat Aleander von Rom die Weisung erhalten, »daß dieser verfluchte lutherische Augustinerprior in Antwerpen gezüchtigt werde, wenn er irgendwie dem Mandat zuwiderhandele, jedoch müsse das ohne Aufsehen geschehen, sonst wären Tumulte zu befürchten«. So beginnt nun die Inquisition ihr Werk. Der Inquisitor Franz von der Hulst kommt selbst nach Antwerpen, lädt Probst vor, zeigt ihm den kaiserlichen Befehl, doch verhält er sich äußerlich entgegenkommend und lädt Probst in sein Haus nach Brüssel ein. Diesem wird von seinen Freunden geraten, sich dem Verfahren durch die Flucht zu entziehen. Probst lehnt das aber ab, predigt noch einmal vor seiner weinenden Gemeinde. Als sich die Bürger nicht beruhigen wollen, bittet er um Gottes willen, ihn nicht zu hindern. Gefaßt läßt er sich nach Brüssel abführen. Im einzelnen kann hier das eingeleitete Verfahren nicht dargestellt werden[31]. Es mag genügen zu sagen, daß das ganze klägliche Verfahren darauf angelegt war, erst durch äußerliches Entgegenkommen Erweckungen von Hoffnungen auf einen günstigen Ausgang, dann wieder durch Mahnungen und Drohungen und Verschärfung der Haft, Besuch- und Schreibverbot, Hinweis auf die schweren Folgen für das Kloster und die ganze Stadt Antwerpen Jakobus Probst so mürbe zu machen, daß er zum Widerruf bereit ist. Ist er zunächst noch ganz ungebrochenen Glaubens und voll Zuversicht, wie es in einem Briefe aus dem Gefängnis an zwei Klosterbrüder steht, so ist er doch allmählich so zermürbt, daß er schließlich kniefällig unter Tränen um lebenslänglichen Kerker oder Enthauptung durch das Schwert bittet, aber nicht sein Gewissen zu beschweren. Die Antwort ist der Hinweis auf den Scheiterhaufen. Völlig zusammengebrochen erklärt sich Probst schließlich nach drei Wochen dauernder Vernehmung zum teilweisen Widerruf bereit, wenn er in aller Stille vor einer Kommission erfolge. Aber die Zusage wird nicht eingehalten. Er muß im Gegenteil am 9. Februar 1522 bei einem feierlichen Hochamt in der St.-Gudula-Kirche in Antwerpen vor hohen weltlichen und geistlichen Würdenträgern und vor viel Volk seinen Widerruf erstatten. Als er mit dem Hinweis beginnt, daß er nur gezwungen widerrufe, wird er unterbrochen und gezwungen, eine verschärfte Erklärung zu verlesen. 33 ketzerische Artikel werden im Widerruf aufgeführt, dieser wird sogleich in Antwerpen in lateinischer und flämischer Sprache gedruckt[32]. Acht Tage später wird dann Probst nach dem Widerruf das Augustinerkloster in Upern als Aufent-

halt zugewiesen. Im Frühjahr 1522 erfolgte eine neue Verhaftung wegen evangelischer Predigten, dann eine Überführung nach Brüssel, wo er eingekerkert und einem quälenden Verhör unterworfen wurde. Schließlich gelang es Freunden, ihm zur Flucht nach Deutschland zu verhelfen, wo er vor der Inquisition sicher war. Er wandte sich nach Wittenberg, von dem inzwischen Heinrich von Zütphen auf die Nachricht von seiner Verfolgung aufgebrochen war, um an seiner Stelle in Antwerpen die Anhänger zu stärken. Dieser mußte aber selbst schon nach einigen Monaten sich den Nachstellungen der Inquisition durch die Flucht entziehen.

Probst hat an diesem Geschehen schwer getragen, was bei seiner schwermütigen Art und seinem empfindlichen Gewissen wohl verständlich war. Trübe und verzagte Anwandlungen scheinen ihn noch öfters — auch in Bremen — überkommen zu haben. Die Geschichte seiner Gefangenschaft, die er selbst geschrieben hat, ist ein durchaus sachlicher Bericht an seine Predigtzuhörer, eine Erklärung des ganzen Vorganges, nicht aber eine Verteidigungsschrift, mit der er sich etwa entschuldigen wollte. Das hätte seinem ehrenwerten und gewissenhaften Wesen ferngelegen. Es ist bezeichnend, daß von seinen Freunden niemals ein Wort der Anklage oder gar der Herabsetzung laut geworden ist. Luther erwähnte den Widerruf nur kurz in einem Brief an Johann Lang. In zwei anderen Briefen an denselben und an Spalatin berichtete er von der zweiten Gefangenschaft von Probst[33]. Die Freundschaft mit Luther blieb ungestört, ebenso die mit Heinrich von Zütphen. Dieser schrieb gleich nach seiner Flucht und seinem Eintreffen in Bremen den schon erwähnten Brief, in dem er ihm wünschte, daß auch er bald einen neuen Tätigkeitsort finden möge. Luther hatte überlegt, ob er ihn für Hamburg vorschlagen sollte. Im Juli 1523 wurde Probst vom Grafen Enno von Friesland nach Emden gerufen[34]. Er kehrte aber bald wieder nach Wittenberg zurück. Wir wissen über diesen Besuch nichts weiteres. Am 11. Mai 1524 konnte dann Luther an Spalatin schreiben, daß Jakobus von Ypern an eine andere Kirche von den Bremern berufen sei. Natürlich hat das Heinrich von Zütphen in die Wege geleitet, der sich freute, den ihm befreundeten Landsmann und Klosterbruder zur Verkündigung des Evangeliums neben sich zu haben. Probst ist ordnungsmäßig von den Gliedern des U.-L.-Frauen-Kirchspiels berufen worden. Probsts Ankunft erregte übrigens erhebliches Erstaunen. Er kam nämlich nicht allein, sondern brachte seine Frau mit, die er inzwischen in Wittenberg geheiratet hatte[35].

Über Probsts Tätigkeit hören wir, daß er außer an den Sonntagen am Montag und Donnerstag und am Sonnabend für die Armen gepredigt habe. Auch hielt er an bestimmten Nachmittagen vor Gelehrten und Pastoren Vorlesungen[36]. Er hatte also bald eine Tätigkeit, die ihn ganz ausfüllte.

Über das neue Jahr 1525 berichtet dann die Bremer Chronik I[37]: In diesem Jahr sind in den Kirchen große Veränderungen der Zeremonien geschehen. An Stelle der lateinischen Gesänge werden deutsche Psalmen gesungen, das Evangelium deutsch gepredigt, die ungöttlichen papistischen Zeremonien und liturgischen Gesänge abgeschafft, die Taufe deutsch und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgeteilt.

Auch wenn es nicht ausdrücklich berichtet wird, ist es doch sicher, daß hinter all diesen grundlegenden Veränderungen Jakob Probst steht. Heinrich von Zütphen war tot. Die neuen Prediger an den einzelnen Stadtkirchen trafen erst im Laufe des Jahres ein. So ist Probst die Initiative zu diesen grundlegenden Veränderungen zuzuschreiben. Dasselbe gilt auch für eine neue Gottesdienstordnung, die im selben Jahr in Bremen gedruckt worden ist. Es ist der erste Druck einer reformatorischen Schrift in Bremen. Der Titel lautet: »Eine evangelische Messe mit etlichen schönen Gebeten, um einen Weg zu weisen denen, die noch Kinder sind in Christo, mit welchem Glauben und welcher Form man eine rechte evangelische Messe halten muß.« Sie fußt auf einer Vorlage des Karmeliter-Priors Kaspar Kantz in Nördlingen vom Jahre 1522, die auch sonst anderen Bearbeitungen als Vorbild gedient hat[38]. Hinter dem Ich der Vorrede steht ebenfalls Probst, auch wenn sein Name nicht genannt ist, da sonst niemand in Bremen war, der eine solche Ordnung hätte herstellen können. Diese Gottesdienstordnung – weiter nach dem Vorgang von Luther Messe genannt – hat aus der überlieferten Messe all das entfernt, was der evangelischen Botschaft zuwider läuft, und ist bezeichnenderweise in niederdeutscher Sprache gehalten, damit auch das einfache Volk, das des Lateinischen nicht kundig war, dem Gottesdienst voll und ganz folgen konnte. Die Vorrede betont, daß aus dieser Ordnung kein Gesetz gemacht werden dürfe, als wenn nur in dieser Form das Sakrament der Sündenvergebung in Christo seine rechte Wirkung habe. Diese Wirkung sei nicht vom Formalen abhängig, sondern allein von der Einfachheit des Glaubens.

Ein drittes Ereignis des Jahres 1525 geht wohl ebenfalls auf Probst zurück. Zwar werden außer seinem Namen in der Eintragung im ersten Gotteskistenbuch noch der seines Amtsbruders und sieben weitere Namen genannt. Aber man wird ihm, der erst kürzlich von Wittenberg gekommen war, zugestehen müssen, daß er auf Grund der dort gemachten Erfahrungen mit dem gemeinen Kasten der Anreger gewesen ist. So wurde in der Kirche von U.L. Frauen eine Gotteskiste zur Unterstützung der Armen eingerichtet[39]. Damit ist die erste Diakonie gegründet – eine Einrichtung, die sich in den altstädtischen Gemeinden und dem Dom noch bis heute erhalten hat. Zugleich ist damit die reformatorische Erkenntnis deutlich gemacht, daß die

Gemeinde nicht nur zum Gottesdienst zusammentritt, sondern auch als Gemeinschaft der Liebe verpflichtet ist, für ihre notleidenden Glieder zu sorgen, wie schon aus Apostelgeschichte Kap. 6 hervorgeht.

Hat Probst in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit dem Fortgang der Reformation große Anstöße gegeben, wie die vorhergehenden Ausführungen zeigen, so fehlen in der Folgezeit genauere Nachrichten über seine Wirksamkeit. Inwieweit er 1528 bei der Aufhebung der Klöster und der Neugestaltung des Schulwesens durch Einrichtung einer Lateinschule im Katharinenkloster mitgewirkt hat, wissen wir nicht. Im Jahre 1529 schreibt er den schon erwähnten Brief an Luther in einer niedergedrückten seelischen Verfassung, so daß Luther ihn ernst zurechtweisen muß. Er scheint in der Tat von Zeit zu Zeit an Depressionen gelitten zu haben, die zielbewußte Planung und tatkräftiges Handeln lähmten. So treten neben ihm andere stärker in den Vordergrund, vor allem Johannes Timann, der in den nachher noch zu erwähnenden Hardenbergischen Streitigkeiten eine führende Rolle spielt.

Aber andererseits hören wir dann wieder über ihn Nachrichten, die deutlich erkennen lassen, daß er nicht immer in Depressionen befangen war. So wird uns berichtet, daß er während des Aufstandes der 104 in den Jahren 1531/32 nicht müde wird, mit seinen Amtsbrüdern in seinen Predigten deren Gewalttaten aufs stärkste zu verurteilen. In einer Verhandlung in der Martinikirche am 20. Februar 1532 mit den Führern der Aufständischen, die, nachdem sie den Rat gestürzt hatten, jetzt gegen die Geistlichkeit vorgehen wollten, wirft er als der Wortführer der Prediger den Aufständischen vor, daß ihr Aufruhr widergöttlich, für die Stadt Bremen gefährlich und eine Lästerung des göttlichen Wortes sei. Er lehnt die Forderung, sich in den Predigten jeder Stellungnahme zu enthalten, aufs stärkste ab. Ohne Rücksicht auf nachteilige Folgen für sich würden die Prediger fortfahren, das aufständische Regiment als widergöttlich zu brandmarken. Nur mit Mühe werden Gewalttätigkeiten gegen ihn verhindert [40]. Als schließlich die Bürgermeister wegen eines gegen sie geplanten Anschlages aus der Stadt entweichen, haben auch Probst und Timann bis zur Niederschlagung des Aufstandes die Stadt verlassen. In diesem Zeitraum unfreiwilliger Untätigkeit macht Luther dann der Stadt Soest den Vorschlag, Probst als Superintendent für die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten zu berufen [41]. Doch erledigt sich dieser Ruf durch die Rückkehr von Probst nach Bremen.

Als dann im Jahre 1534 die erste bremische Kirchenordnung [42] vom Rat erlassen wurde, die Johann Timann verfaßt hatte, hat der Rat nicht den Verfasser, sondern Probst in das Amt des Superintendenten eingesetzt, jenes Amt, dem in Verbindung mit dem Rat die Leitung der kirchlichen An-

gelegenheiten oblag. Wir dürfen annehmen, daß diese Ernennung aus sachlichen Erwägungen erfolgt ist, wie ebenfalls seine Annahme durch Probst, der sich der Grenzen seiner Fähigkeiten durchaus bewußt war. Doch lag die Stärke seiner Wirksamkeit in der Folgezeit weniger in organisatorischer Richtung und der Ausübung leitender Funktionen als dem ihm gemäßen stillen, gewissenhaften seelsorgerlichen Wirken. Davon haben wir aus dem Jahre 1540 eine kennzeichnende Nachricht. Damals wurde ein spanischer Kaufmann, Francisco San Romano, der zeitweise in Bremen lebte, durch die Verkündigung von Probst so ergriffen, daß er evangelisch geworden ist. Er wurde nach seiner Rückkehr nach Spanien wegen seiner Standhaftigkeit im neuen Glauben in Valladolid als Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt [43].

In den Hardenbergischen Streitigkeiten hat sich Probst seiner Art entsprechend ganz zurückgehalten, obwohl er aus seiner eigenen Stellung niemals ein Hehl gemacht hat. 1559 hat er dann im Alter von rund 70 Jahren sein Amt als Superintendent niedergelegt. Ob ihm das von anderer Seite nahegelegt worden ist, wissen wir nicht; jedenfalls hat er ein Jahr später nach dem vorzeitigen Ausscheiden seines Nachfolgers Musaeus das Amt für kurze Zeit noch einmal übernommen. Am 30. Juni 1562 ist er gestorben und wurde im Chor der Kirche von U.L. Frauen beigesetzt.

Johannes Timann

Der dritte der Bremer Reformatoren ist *Johannes Timann* aus Amsterdam, deshalb gewöhnlich Johannes Amsterdamus genannt. Er selbst unterzeichnet in der Regel auch so. Außer dieser Tatsache wissen wir auch bei ihm nichts über seine Herkunft und Jugend noch über seinen Bildungsgang. Fest steht, daß er vor 1500 geboren wurde und einem Mönchsorden nicht angehört hat. Er mag den Brüdern vom gemeinsamen Leben nahegestanden haben, die sich in den Niederlanden vor der Reformation für die Erneuerung und Vertiefung der Frömmigkeit ohne Bindung an einen Mönchsorden einsetzten. Darauf könnte eine Bemerkung in dem nachher noch zu erwähnenden Nachruf über sein fleißiges Bibelstudium von Jugend auf hinweisen. Ein Schüler von Wessel Gansfort, eines der führenden Theologen dieses Kreises, kann er wegen des Altersunterschiedes nicht gewesen sein. Die Angabe beruht auf einer Verwechslung mit einem nicht weiter bekannten Niederländer, der auch Johann Amsterdamus hieß [44]. Im Jahre 1522 hören wir von seinem Aufenthalt in Wittenberg und seiner Bekanntschaft mit Luther und Melanchthon. Diese Verbindung ist auch weiterhin erhalten ge-

blieben, wie Grüße Luthers und Briefe Melanchthons zeigen, wenn sie auch nicht so eng war wie bei Zütphen und Probst[45]. Er wird wohl bei der in den Niederlanden einsetzenden Verfolgung der Anhänger Luthers durch die Inquisition ebenso wie Heinrich von Zütphen und Jakob Probst geflüchtet sein. Wahrscheinlich hat er beide schon von den Niederlanden her gekannt. Daß er in Wittenberg studierte oder weiter studiert hat, ist nirgendwo erwähnt. Da er über ein gediegenes theologisches Wissen verfügte – wenn auch die Beurteilung »der gelehrteste Prediger seiner Zeit« übertrieben ist –, muß er schon in den Niederlanden sich dieses angeeignet haben. In Wittenberg erreicht ihn der Ruf, als Prediger an St. Martini nach Bremen zu kommen. Ohne Frage haben Heinrich von Zütphen und Probst dies veranlaßt. Ob er schon 1524 oder erst 1525 nach Bremen gekommen ist, lassen die Quellen nicht mehr eindeutig erkennen[46]. Jedenfalls hat er am 30. Juli 1525 seine erste Predigt in Martini gehalten.

Über seine Wirksamkeit in den ersten Jahren in Bremen haben wir kaum Nachrichten. Aus späteren können wir schließen, daß er bei aller Gelehrsamkeit ein bedeutender und volkstümlicher Prediger gewesen ist, der sein Amt mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit verwaltet hat. Daneben aber zeichnete ihn eine vorzügliche Organisationsgabe aus, wie er überhaupt im Verhandeln ein großes Geschick besaß. Darin übertraf er zweifellos Jakob Probst, der in seiner besinnlichen, schwerfälligen Art weniger als Handelnder organisatorisch hervortrat. Jedenfalls hat sich Timann im Laufe der Jahre einen guten, auch über Bremen hinausreichenden Ruf erworben, so daß ihn 1529 Enno II. von Ostfriesland nach einer erfolglos an Bugenhagen gerichteten Bitte nach Emden rief[47], um den sich dort stark regenden wiedertäuferischen und sektiererischen Bewegungen, die dem ruhigen Fortgang der Reformation in jenen Jahren sehr abträglich waren, entgegenzuwirken und zugleich bei Abfassung einer Kirchenordnung zu raten. Er predigte mehrfach in Aurich und in Emden. Während der vierten Predigt, die er in Emden über das Abendmahl hielt, kam es zu tumultuarischen Auftritten. Der in der dichtbesetzten Kirche anwesende Führer der Täuferbewegung, Melchior Rinck, schrie in die Predigt hinein: »Schlagt den Fleischfresser tot« und drohte, die Kanzel zu stürmen. Nur durch das Dazwischentreten von Ratsmitgliedern und Dienstleuten des Grafen konnte Timann in der Sakristei vor der erregten Volksmenge in Sicherheit gebracht werden. Rinck bestieg an seiner Statt die Kanzel und protestierte gegen den Vorwurf des Schwärmertums, wenn sie auch den Wittenbergischen entflohen seien, seien sie doch keine Sektierer. Der Vorfall kennzeichnet die starken Spannungen, die im Gefolge der reformatorischen Bewegung durch das Auftauchen schwärmerischer Nebenströmungen, z. T. mit sozialrevolutionären Tendenzen, ent-

standen und die vor allem in den Niederlanden und Norddeutschland im Täufertum zutage traten. Man wird gut tun, die hier für den Fortgang der reformatorischen Bewegung liegenden Gefahren nicht zu unterschätzen, wie die Vorgänge in Münster zeigen. Timanns Wirken in Ostfriesland war zunächst ohne Erfolg. Die Beruhigung kam erst nach der bekannten Katastrophe der Wiedertäufer in Münster 1534/35. Jedoch darf die aufgrund der Vorschläge von Timann und Pelte ausgearbeitete Kirchenordnung in Emden, die Luthers Billigung fand, hier nicht vergessen werden. Auch in Bremen mußte Timann einige Jahre später erleben, wie in dem Aufstand der »Hundertvier« in den Jahren 1531/1532 soziale Unzufriedenheit die reformatorische Bewegung überwucherte[48]. Es blieb ihm und Probst, der das Vorgehen der Aufständischen in einer Verhandlung in der Martinikirche als Aufruhr und widergöttlich gebrandmarkt hatte, nichts anderes übrig, als wie die Bürgermeister die Stadt zu verlassen. Das Jahr 1534 zeitigte dann ein Ereignis, das für die Reformation in Bremen von grundlegender Bedeutung war. Es war der Erlaß einer Kirchenordnung, wodurch die Reformation in Bremen ihren Abschluß fand[49]. Daß sie nach dem Urteil von Simon Musaeus schon 1562 »durch Nachlässigkeit außer Gebrauch gekommen ist«, ändert nichts an ihrer Bedeutung. In unserem Zusammenhang ist nur wichtig, daß kein anderer als Johann Timann es gewesen ist, der sie verfaßt hat. Zwar ist sein Name nirgends genannt. Das Vorwort ist im Namen aller Prediger geschrieben. Jedoch ist die Verfasserschaft von Timann niemals bezweifelt worden. 1562 stellt der Nachfolger von Probst in der Superintendentur Simon Musaeus dieses ausdrücklich fest. Die Kirchenordnung fußt auf der von Bugenhagen für Braunschweig entworfenen von 1528. Sie ist keine Ordnung in unserem Sinne, sondern enthält wie auch die anderen in der damaligen Zeit in bunter Mischung auch Aussagen der Lehre und organisatorische Bestimmungen (Credenda und Agenda). In sieben Kapiteln werden im Anschluß an Bibelstellen über: das Predigtamt und die Predikanten die Taufe, das Abendmahl, das Gebet, die Armen, die Schulen und das Kreuz (Leiden) behandelt. Die Ordnung ist in niederdeutscher Sprache und in anschaulicher Form abgefaßt. Auf ihren Inhalt kann hier nicht weiter eingegangen werden. Es ist gemeines reformatorisches Gedankengut, was uns hier entgegentritt. Uns interessieren besonders die Bestimmungen über die freie Predigtwahl, das Amt des Superintendenten, das Amt der Bauherren und die Diakonie. Die Ordnung ist von Timann persönlich vor dem Erlaß durch den Rat den Reformatoren in Wittenberg vorgelegt worden und hat deren ausdrückliche Billigung gefunden. Luther teilt dies in einem Brief dem Rat mit und weist ihn auf die Notwendigkeit einer genügenden Entlohnung der Prediger hin.

Noch ein drittes Mal begegnet uns Timann bei der Abfassung einer Kirchenordnung. Es handelt sich um die lippische von 1538[50]. Die Vormünder der jungen Grafen zu Lippe, Graf Gerhard von Mansfeld und Graf Jobst von Hoya, forderten Johannes Timann auf, nach Detmold zu kommen und mit Adrian Buxschot – dem Prediger des Grafen von Hoya in Nienburg, ebenfalls ein niederländischer Theologe – eine Kirchenordnung für die Grafschaft Lippe zu verfassen. In mehrtägiger Arbeit der beiden, wobei das Hauptgewicht bei Timann liegt, entsteht die lippische Kirchenordnung. Sie trägt ausdrücklich die Namen beider Verfasser. Bezeichnenderweise ist sie nicht in lippischer, sondern in bremischer Mundart abgefaßt, wie der lippische Kirchenhistoriker Kiewning ausdrücklich feststellt. Damit ist wieder das Niederdeutsche gemeint, das den beiden Niederländern – auch Buxschot stammte aus Antwerpen und war ehemaliger Augustiner – geläufiger war als das Lippische. Für den Inhalt gilt das gleiche, was über die bremische Kirchenordnung gesagt ist: Glaubenssätze und Verfassungsbestimmungen sind miteinander verwoben. Auch diese Kirchenordnung erfährt die Billigung der Reformatoren in Wittenberg, denen sie eingesandt wurde. Während seines Besuchs in Lippe predigt Timann ebenfalls in Detmold und wird mit großer Freude angehört, weil er wundervoll und lieblich (mirus und suavis) nach dem Urteil seiner Zuhörer gesprochen hat. Aus dem Geschilderten gewinnen wir von Timann das Bild einer organisatorisch begabten Persönlichkeit, der es gegeben ist, das Wesentliche in dieser klaren, anschaulichen Form darzustellen.

Daran fügt sich nun ein anderes an. Wir erwähnten schon, daß er nach Wittenberg gekommen ist – sicher im Einvernehmen mit dem Rat –, um die Zustimmung der Reformatoren zur Kirchenordnung zu gewinnen. Im Frühjahr 1535 nimmt er als Beauftragter des Rats an einem Konvent der norddeutschen Städte in Hamburg teil, der über Maßnahmen gegen die Wiedertäufer beriet – eine große Gefahr, welche die Reformation gerade auch politisch zu belasten drohte und, wie Münster zeigte, die Gegenreformation dort auf den Plan rief. 1537 nimmt er als geistlicher Berater mit dem Ratsherrn Diedrich Vasmer und dem Syndikus Jost Man an dem Konvent in Schmalkalden teil, wo 1531 der Schmalkaldische Bund, das Bündnis der Evangelischen Reichsstände gegen kaiserliche Angriffe, geschlossen war, und unterzeichnete die dort beschlossenen Schmalkaldischen Artikel, welche in der Geschichte des Reformationsjahrhunderts ihre besondere Bedeutung haben. 1540 finden wir Timann dann wieder als Teilnehmer an einem Religionsgespräch in Worms, ferner 1541 gemeinsam mit Bürgermeister Daniel von Büren auf dem Reichstag zu Regensburg. Schließlich begegnet er uns 1545 noch einmal auf einem Kolloquium in Worms[51].

Timann ist also derjenige unter den bremischen Predigern gewesen, der in den entscheidenden Jahren, als der Gegensatz zwischen dem Kaiser und den evangelischen Reichsstädten sich immer stärker zuspitzte, an der Mehrzahl der entscheidenden Zusammenkünfte als geistlicher Berater oder Abgesandter des Bremer Rates teilgenommen hat. Diese Tatsache zeigt das Vertrauen, das Timann bei den für die Regierung maßgeblichen Persönlichkeiten in Bremen besaß, und stellt zugleich seinem Geschick, zu verhandeln und die entscheidenden Zusammenhänge zu erfassen, das beste Zeugnis aus.

Ein Drittes wäre nun noch zu seiner Charakteristik zu erwähnen. Das ist seine Einstellung in den Hardenbergischen Streitigkeiten [52].

Im Jahre 1547 wurde der bisherige Feldprediger des Grafen Christoph von Oldenburg, Albert Rizäus aus Hardenberg an der Yssel, nach dem Brauch der Zeit Hardenberg genannt, als Prediger an den Dom vom Domkapitel berufen. Probst und Timann stehen ihm zunächst freundlich gegenüber und zerstreuten die Bedenken des Rates, dem die Wiedereröffnung des Domes für evangelische Gottesdienste nicht ratsam erschien, weil der Dom seinem Regiment nicht unterstand. Im Laufe der Jahre hatte in der theologischen Auseinandersetzung die Abendmahlslehre ein immer größeres Gewicht bekommen, seit Luther auf dem Marburger Religionsgespräch von 1528 dem Schweizer Reformator Ulrich Zwingli sein »Ihr habt einen anderen Geist als Wir« entgegengerufen hatte. Timann war in seiner Auffassung des Abendmahls, wie schon die Begebenheit in Emden gezeigt hatte, ein strenger Anhänger der Lehre Luthers. Bei Hardenberg dagegen wurde im Laufe seiner Wirksamkeit in Bremen, die übrigens in der Bevölkerung einen guten Widerhall fand, allmählich deutlich, daß er die Luthersche Auffassung vom Abendmahl nicht teilte.

Schon 1548 gaben Vorlesungen von Hardenberg den Predigern Anlaß zu einer Klage, die aber durch eine vom Rat veranlaßte Erklärung Hardenbergs zunächst erledigt wurde. Aber in den folgenden Jahren entstanden wieder durch Äußerungen Hardenbergs Unruhen, so daß er es für geraten hielt, die Stadt für einige Zeit zu verlassen. Jedenfalls war das anfänglich gute Verhältnis zu Probst, Timann und den übrigen Predigern in der Stadt empfindlich gestört. Undurchsichtige Äußerungen Hardenbergs trugen zur Verschärfung des Gegensatzes bei. So verfaßte 1551 Timann, der bereits vorher einige Schriften im Sinne Luthers gegen das Interim und die Adiaphora geschrieben hatte, eine umfangreiche Zusammenstellung von Zeugnissen bedeutender Kirchenmänner aus allen Jahrhunderten über die richtige Auffassung vom Abendmahl [53]. Er widmete sie dem Rat, der ihm dafür ein Ehrengeschenk machte. Timann forderte nun sätmliche Prediger der Stadt auf, durch Unterschrift ihre Zustimmung zu erklären. Als Harden-

berg und zwei andere Prediger dies ablehnten, kam es zu öffentlichen Auseinandersetzungen auf der Kanzel. Timann erhielt vom Volksmund den Spottnamen »Sötemelk«, weil er verschiedentlich unter bezug auf das Wort im 1. Petrusbrief von der vernünftigen lauteren Milch des Evangeliums zu Hardenbergs Schriften gesagt hatte: de melk is nich rein.

Wir können diese Streitigkeiten hier nicht weiter verfolgen. Sie haben die Geister in Bremen aufgerüttelt, auswärts weite Kreise gezogen und schließlich auch politische Folgen gehabt. Sie fanden vorläufig 1561 dadurch ein Ende, daß Hardenberg die Stadt verlassen mußte und in Emden seine Tätigkeit fortsetzte. Johannes Timann war schon 4 Jahre vorher gestorben.

Man hat Timann im Hinblick auf diese Streitigkeiten den Vorwurf gemacht, er sei der Urheber des konfessionellen Haders und unfruchtbaren Pastorengezänks gewesen, der sich für Bremen so unheilvoll ausgewirkt hat. Die Chronik von Renner wirft ihm persönliche Motive, wie Neid, Ehrgeiz und Hoffart vor. Auch Wilhelm von Bippen nimmt in seiner Geschichte der Stadt Bremen eindeutig gegen Timann zugunsten von Hardenberg Partei [54]. Am radikalsten urteilt Spiegel, wenn er Timann vorwirft, daß er, früher ein treuer, unermüdlicher Seelsorger, später im Wandel dogmatischer Engherzigkeit immer tiefer zum elenden Pfaffen herabgesunken sei. Jedoch ist diese Kritik fehl am Platze. Wohl war Timann ein Sohn dieser streitfreudigen Zeit und hat im theologischen Kampf der zweiten Jahrhunderthälfte gegen das Augsburger Interim und gegen die Anerkennung der Adiaphora (Mitteldinge) sich literarisch betätigt. Aber die Auseinandersetzungen über die Abendmahlslehre, die schon seit dem Gespräch Luthers mit Zwingli 1528 in Marburg immer schärfere Formen annahmen, sind nicht von Timann verursacht, und es war ihm nicht zu verdenken, daß er hier Stellung nahm. Denn es steht fest, daß Hardenberg jahrelang immer versucht hat, den Eindruck zu erwecken, als gäbe es keine grundlegenden Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und den Vertretern der lutherischen Auffassung des Abendmahls. Die Formulierungen in seinen verschiedenen Erklärungen, die von ihm in der Sache abgegeben wurden, sind unklar und mehrdeutig, dazu bestimmt, seine tatsächlich abweichende Stellung zur lutherischen Abendmahlslehre zu verschleiern. Ein so klarer Kopf wie Timann hat sich durch die Hardenberg eigene persönliche Liebenswürdigkeit auf die Dauer nicht täuschen lassen. Er hat mit seinem Urteil, daß Hardenberg ein Zwinglianer sei, im Grunde recht gehabt. Als dieser Umstand durch eine Äußerung des Bürgermeisters Daniel von Büren, der auf der Seite von Hardenberg stand, schließlich deutlich wurde, hat sich das für Hardenberg in einer veränderten Einstellung des Rates zu ihm sehr nachteilig ausgewirkt [55].

Man darf dabei nicht unberücksichtigt lassen, daß eine solche Einstellung, wie sie Hardenberg im Grunde vertrat, auch politische Folgen haben konnte. Der Augsburger Religionsfriede von 1555 schloß die Anhänger Zwinglis *nicht* mit ein. Da Hardenberg auch die Unterschrift unter die Augsburger Konfession verweigert hatte, bestand die Gefahr sehr ernster Folgen sowohl für ihn persönlich als auch für Bremen selbst, wie die Maßnahmen des Königs Christian von Dänemark zeigten. Daß solche Erwägungen wohl die Stellung des Rates, aber nicht die Einstellung von Timann mitbestimmt haben, ist offensichtlich. Timann ging es um nichts anderes, als daß das Wort Gottes rein und lauter verkündet werde, wie es das Anliegen Luthers gewesen ist.

Ergreifend kommt diese Einstellung zum Ausdruck in jener Schilderung, die wir aus den letzten Lebenstagen von Timann haben. Sie trägt die Überschrift »Wahrhaftige und glaubwürdige Historie von dem christlichen und gottseligen Abschied aus diesem tödlichen Leben des ehrwürdigen Herrn Johannis Timanis Amsterdamis, Pastoren der Kirche zu St. Merten in Bremen« [56]. Die Pastoren Adrian Buxschot, Timanns alter Freund, und Paul Neukirch haben sie verfaßt. Sie waren von dem Grafen Albert von Hoya zu einer Visitation der Kirchengemeinden seines Gebietes aufgefordert worden. Sie hatten den schon kränklichen Timann gebeten, noch einmal an dieser Visitation teilzunehmen, damit sein Rat, seine Weisheit und Autorität ihnen helfe. In Heiligenrode trafen sie zusammen und reisten über verschiedene Orte nach Nienburg, wo der Graf sie empfing. Auf der Reise ist immer wieder über die reine Verkündung des Evangeliums und das rechte Verständnis des Abendmahls gesprochen worden, wobei die Zwinglische Schwärmerei abgelehnt wurde. Timann hat immer versichert, daß es ihm trotz aller Angriffe und Kränkungen um nichts anderes gehe, und die Amtsbrüder mit ihrer Begleitung in der rechten Lehre bestätigt und bekräftigt. Er kam schon krank in Nienburg an, hatte aber doch der Bitte des Grafen um eine Predigt entsprochen. Anfangs sehr schwächlich, dann aber recht eindringlich predigte er über das Sonntagsevangelium von den rechten Arbeitern im Weinberg. Keine neue Lehre, kein Ehrgeiz, sondern nur die eine Bitte, daß das einfache Volk wisse, es bleibt das *eine* Evangelium, auch wenn die Zeiten und die Arbeiter verschieden sind. Über allem aber steht Gottes Barmherzigkeit. Ergriffen haben seine Zuhörer es gemerkt, daß es der Schwanengesang dieses frommen Mannes war.

Unter der verehrungsvollen Fürsorge des Grafen hat Timann im Schloß seine letzten Tage verbracht. Auch hier hat er im steten Gespräch seinen Glauben an die in Christus offenbarte Barmherzigkeit Gottes bekannt und sich seiner Vergebung getröstet, was der Graf mit seinem Gefolge und die

Amtsbrüder in ergriffenem Schweigen angehört haben. Auf den verständlichen Hinweis, daß er den Seinen noch nötig sei, hat er auf sein nahes Ende hingewiesen und gesagt: Auch andere Männer, wie Moses und die Apostel, seien von Gott zu der ihnen gesetzten Zeit abgerufen. Aber Gott habe dafür gesorgt, daß andere das Werk fortsetzten.

Seinem von Bremen an das Sterbelager geeilten Sohn [57] gab er die letzten Grüße an seine Lebensgefährtin mit. Dann wandte er sich von allen ab, faltete die Hände und sprach, aufwärts blickend: »Herr Jesu nimm meinen Geist auf. Du hast mich erlöst, Du treuer Gott«. Unter dem Beten ist er ruhig wie ein junges Kind im wahren und festen Glauben entschlafen. Am 19. Februar 1557 ist Timann in der Kirche zu Nienburg begraben worden. Auf seinem Grabmal im Chor der Kirche steht ein längeres lateinisches Gedicht. Es schließt mit den Worten:

Dreißig Jahre hat er den Schafen in Bremen
fromme Nahrung gegeben und die rechte Lehre gelehrt.
Bremen! Trauere um den Verlust des großen Lehrers,
dem Worte Christi ergeben, sei vor den Wölfen in Hut.

Die Schilderung der letzten Lebenstage geht auf eine Bitte des Bremer Rats zurück. Dieser hatte nach Eintreffen der Todesnachricht den Grafen um eine genaue Nachricht gebeten, damit »Verläumdern das Maul gestopft, christliche Herzen getröstet, Wahrheit kund gemacht« würde. Da der Graf verreist war, hatten seine Räte die Verfasser beauftragt, die dann »schlicht und unverfälscht« berichteten. Dem 1557 gedruckten Bericht ist ein Vorwort des Hamburger Predigers Paul von Eitzen, einem guten Freund der Verfasser und Timanns, »an die christliche Gemeinde zu Bremen« vorangestellt. Nach dem Dank gegen Gott, daß die Verfasser diese Geschichte so fleißig beschrieben hätten, spricht er die Hoffnung aus, daß die ganze Gemeinde, sonderlich der ehrwürdige Superintendent Jacobus Probst und die anderen Prediger an dieser Arbeit sonderlichen Gefallen haben. Johannes Timann habe in allen Stücken das Wort richtig und rein gelehrt. Daß die liebe Kirche zu Bremen solchen frommen und gelehrten Mann zu einem Pastoren über 30 Jahre gehabt habe, dafür müsse man Gott danken und die reine Lehre treulich bewahren.

Das sind die drei Männer, durch deren Einsatz und Tatkraft Bremen evangelisch wurde: der hinreißende Prediger, der gewissenhafte Pastor seiner Gemeinde, der klug ordnende Organisator. In ihren Kräften und Gaben verschieden, aber eins in der ihnen aufgetragenen Verkündigung. Sie haben die ersten vierzig Jahre das evangelische Leben in Bremen bestimmt und damit die Grundlage für die evangelische Kirche in Bremen gelegt.

Heute erinnert an sie weder der Name eines kirchlichen Gebäudes, noch ist irgendein Erinnerungsmal oder Bildwerk an öffentlicher Stelle vorhanden. Nur zwei Straßen tragen den Namen Zütphen und Probst. An Timann erinnert nur noch im Bremer Staatsarchiv ein Stück der Kirchenordnung von 1534, das mit einer Widmung an den Ratsherrn Bernhard Lose die Initialien J. T. A. von seiner Hand trägt.

Anmerkungen:

Zu I. Am Vorabend

[1] Jürgen Moltmann, Christoph Pezel – Der Calvinismus in Bremen, Hospitium Ecclesiae, Forschungen zur bremischen Kirchengeschichte (im ff. : HE) Bd. 2, S. 76 bis 134.

[2] Das Visitationsbuch der Hamburger Kirchen 1508–1521–1525, herausgegeben von Erich Keyser u. Helga Maria Kühn, Hbg. 1970. Einen anschaulichen Überblick, nicht nur über diese Schätze und Altäre, sondern das ganze kirchliche Leben in der Kirche von St. Stephani in Bremen gibt Friedrich Prüser, Achthundert Jahre St. Stephani-Kirche, Bremen 1940, im 3. Kapitel, Mittelalterliches Kirchenleben auf dem Steffensberg. Hier besonders S. 124 ff u. S. 136 ff.

[3] Johann Hemeling d. J., Diplomatarium fabricae ecclesiae bremensis, Hdschr. Bibl. Wolfenbüttel, Bl. 83 (Abschrift im Staatsarchiv Bremen von J. M. Kohlmann, S. 207)

[4] Die mittelalterlichen Kirchen und Altar-Patrozinien Niedersachsens, hsg. v. Hans Walter Krumwiede, Göttingen, 1960.

[5] Johann Focke, Die Heiligen Cosmas und Damian und ihr Reliquienschrein im Dom zu Bremen, Brem. Jb., Bd. 17, Bremen 1895.

[6] Bodo Heyne, Von den Hansestädten nach Santiago de Compostela, die große Wallfahrt des Mittelalters, Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Bremen, 52. Bd. 1972, S. 65 ff. Bremer Urkundenbuch 3, S. 267, Testamentenbuch (1500–1560). Staatsarchiv.

[7] Krumwiede, aaO., S. 33 f.

[8] s. Anm. 3.

[9] Hermann Lange, Geschichte der christlichen Liebestätigkeit in der Stadt Bremen im Mittelalter, Münster 1925.

[10] Lange, ebenda, S. 37–45, s. auch Krumwiede S. 32.

[11] Lange, ebenda, S. 60–166, s. auch Krumwiede S. 34

[12] Lange, ebenda, S. 182–192

[13] Lange, ebenda, S. 168–181

[14] Wilhelm von Bippen, Geschichte der Stadt Bremen Bd. 1 (1892), I, S. 369 f. Hermann Entholt, Bremische Kultur zum Ausgang des Mittelalters, Abhdlgen d. Brem. Wissenschaftl. Gesellsch., Jahrbuch 8/9, 1924, S. 101 f.

[15] dazu Emma Katz: Die mittelalterl. Altarpfründen, Br. Jb. 1926, Bd. 30, S. 8 ff.

[16] ebendort.

[17] Über die ganzen wegen des Hamburger Bieres entstandenen Auseinandersetzungen berichtet anschaulich das Denkelbuch des Heinrich von Büren, Br. Jb. II, 1, 1885. S. 172–175.

[18] von Bippen, aaO. S. 368: »daß die bremische Kirche von Anfang an keine größeren und schlimmeren Verfolger gehabt als die Bremer, die sie mit tödlichen und unauslöschlichem Haß verfolgen. Es ist keine andere Hoffnung, daß die bremische Kirche in Frieden bestehe und atme, als daß die Bremer niedergelegt werden. Dann wird Ruhe in diesem Lande und Friede sein zwischen Priestertum und Reich, dann wird eine Herde und ein Hirte sein und nicht eher.«

[19] Chroniken der niedersächsischen Städte Bd. 57, Bremen (Rynersberck u. Schene), Bremen 1968, S. 117 f. Siehe auch: Walter Schönecke, Personal- und Amtsdaten der Erzbischöfe Hamburg-Bremen von 931–1511, Greifswald 1915, S. 68 ff.

[20] von Bippen a.a.O. I, S. 365.

[21] Bremer Chronik II, S. 20 f. – Gröning soll auch Bücher des Titus Livius gefunden haben und hat sie herausgegeben. Er war befreundet mit dem päpstlichen Bibliothekar Philippus Beroaldus.

[22] Hermann Entholt, Bremische Kultur gegen Ausgang des Mittelalters, a.a.O. S. 103.

[23] siehe 22.

[24] Brem. Chronik II, Extract Nequamsbuch (1052–1655) Abschrift von Hermann Post. Staatsarchiv.

Zu II. Der Beginn

[1] Bremer Chronik, 2. Buch, S. 26.

[2] An Gerhard Hecker, 13. Dez. 1522, Bremisches Jahrbuch, 1885, II, 1, S. 246. (Im Folgenden abgekürzt Br. Jb.)

[3] An Jacob Propst u. Peter Reimer 29. Nov. 1522, Br. Jb. II, 1, S. 241 ff.

[4] s. Heinrich Krefting; Discursus de republica bremensis (um 1610).

[5] Album academiae vitebergensis 1502–1560, ed. C.E. Förstemann, Leipzig 1841, S. 104 ff.

[6] Über die Vorgänge in Antwerpen s. Brief an Probst, Anm. 3.

[7] Bremer Chronik 2, S. 27.

[8] Gespräch auf dem Kapitelhaus 1525, Br. Jb. 8, S. 103, In dem Gespräch wird ausdrücklich auf die Sitte hingewiesen, daß die Kirchspielleute fremde Prediger ohne Erlaubnis von Kapitel, Dompropst und Rat zu ein oder zwei Predigten auffordern könnten.

[9] Luther an Link 19. Dez. 1522, Br. Jb. 2, 1, S. 249. Betr. Erlaubnis des Rates, Br. Chronik 2, S. 27 f.

[10] Brief an Hecker, s. Anm. 2.

[11] Br. Chronik Bd. 2, S. 28, vgl. auch J. Friedr. Iken, Heinrich von Zütphen, Halle 1886, S. 42.

[12] Denkelbuch des Bürgermstr. Daniel von Büren, Br. Jb. 2, 1, S. 175. Dort auch die Namen der Mitglieder der Gesandtschaft. Als Weihbischof wird »de erwerden unde werden herrn N« genannt. Iken in Die erste Epoche der Bremer Reformation, Br. Jb. 8, S. 51, nennt ihn irrtümlicherweise mit Namen Michele.

[13] So bei Krefting, Anm. 4.

[14] Iken, Heinrich von Zütphen, S. 42.

[15] Die Quellen sind im wesentlichen zusammengestellt in Br. Jb. II, 1 (Urkunden zeitgenössischer Darstellungen, Brief), so daß man diesen Band als Urkundenbuch der Reformation bezeichnen kann. Nachtrag im Br. Jb. (1877) 9, S. 55.

[16] Br. Jb. II, 1, S. 175 f.

[17] In dem Bericht über die Verhandlungen wird das Dom-Kapitel an erster Stelle genannt. Br. Jb. II, 1, S. 177.

[18] Luther an Spalatin, 3. Aug. 1523. Luthers Briefwechsel (Weimarer Ausgabe) Bd. 3, Nr. 641.

[19] Br. Jb. II, 1, S. 3 ff.

[20] Br. Jb. II, 1, S. 287 ff.

[21] Am 21. März 1523 Denkelbuch, Br. Jb. II, 1, S. 179

[22] Ebenda, s. oben.

[23] Robert Stupperich: Geschichte der Reformation 1967, S. 90 ff.

[24] Denkelbuch, Br. Jb. II, 1, S. 180.

[25] Ebenda.

[26] Br. Jb. II, 1, S. 6 ff.

[27] Br. Chronik, Br. Jb. II, 1, S. 224.

[28] Gespräch auf dem Kapitelhaus Oktober 1525, Br. Jb. II, 1, S. 25 ff.

[29] Br. Jb. II, 1, S. 224 f. Genannt werden: Eberhard Speckhan, Johann von Münster, Johann Helmers, Hinrich Volmers.

[30] Br. Chronik II, S. 55. vgl. Br. Jb. II, 1, S. 225

[31] Von den Mönchen wird gesagt, sie verlassen den Orden des Dominikus und Franziskus und treten in den Heiligen Orden Christi ein und nach der Regel Christi predigen sie das Gotteswort. Freilich geht es dann weiter: aber das verstockte, blinde Papsttum kann sich nicht schicken in die Zeit. Br. Jb. II, 1, S. 225.

[32] Br. Jb. II, 1, S. 8 f.

[33] Br. Jb. II, 1, S. 10 f.

[34] Ebenda.

[35] Br. Jb. II, 1, S. 12.

[36] Br. Jb. VIII, S. 108 ff.

[37] An Link 15. Dez. 1522, an Heinrich von Zütphen 1. Sept. 1524, Br. Jb. II, 1, S. 249 u. S. 252.

[38] Luther an Spalatin 11. Mai 1524, Briefwechsel Bd. III, S. 744, auch Br. Jb. VIII, S. 101.

[39] Iken a.a.O., S. 117, Anm. 48.

[40] Gespräch 1525, Br. Jb. II, 1, S. 44.

[41] Ebendort S. 33.

[42] Ebendort S. 23 f, auch Iken, Die erste Epoche der bremischen Reformation, Br. Jb. VIII, S. 61.

[43] So Brem. Chronik, Br. Jb. II, 1. Ferner Anfrage der Herzogin Margarethe von Lüneburg an den Rat zu Bremen 9. Okt. 1525, Br. Jb. II, 1, S. 54.

[44] Das Denkelbuch berichtet, das Land Wursten sei so verwüstet, »das Russen und Türken das nicht getan hätten«. Br. Jb. II, 1, S. 184.

[45] Br. Jb. II, 1, S. 228.

[46] Clemens VII. an Erzbischof Christoph, Br. Jb. II, 1, S. 55 f.

[47] Über den Landtag zu Basdahl, Denkelbuch, Br. Jb. II, 1, S. 185.

[48] Das Schiedsgericht ist erst im Herbst 1525 zustande gekommen, aber wieder ergebnislos gewesen.

[49] Über die ganzen folgenden Vorgänge vom Weggang von Bremen bis zum Märtyrertod Heinrich von Zütphens berichtet ausführlich Luthers Schrift: »Von B. Henrico in Diedmar verbrand sampt dem zehenden Psalmen ausgelegt durch Mart. Luther, Wittenberg, 1525 Jar.« Luthers Werke, Bd. 18, S. 215 ff. Sie fußt

auf genauen Erkundigungen bei »glaubwürddigen frommen Leuten«, so Luther am Anfang seines Briefes an die Christen zu Bremen.
In niederdeutscher Fassung auch abgedruckt Br. Jb. II, 1, S. 203 ff. Über den Weggang von Bremen siehe S. 208 f, s. auch Iken a.a.O., S. 71 ff.

[50] Der Brief vom Ende des Jahres 1524 war ursprünglich an die Augustiner in Antwerpen gerichtet. Da der Bote ihn nicht mitgenommen hatte, adressierte ihn Heinrich an Luther, wie aus dem Anfang und Schluß hervorgeht. Br. Jb. II, 1, S. 252 ff.

[51] Br. Jb. II, 1, S. 257 ff.

[52] Br. Jb. II, 1, S. 203 ff.

[53] Vorwort zur Kirchenordnung von 1534. Br. Jb. II, S. 5.

Zu III. Die Bahnbrecher

[1] J. Fr. Iken, Die niederdeutsche Sprache als Kirchensprache zu Bremen im 16. Jahrhundert. Brem. Jb., Bd. 17, 1895, S. 47.

[2] Dazu auch J. Fr. Iken, Heinrich von Zütphen, Halle 1886, S. 4 f.

[3] Dordrecht, Enkhuyzen, Haarlem, Amsterdam.

[4] Theodor Kolde, Die deutsche Augustinerkongregation und Johann Staupitz, 1879.

[5] Iken a. a. O., S. 1 f.

[6] s. unten.

[7] Die Eintragung in der Matrikel lautet: Album academiae a. a. O., S. 26 Fr. Hinrecus gelrie de rudphania ord. S. Augustinus. Über sein Leben und Wirken unterrichtet neben Iken ausführlich: C. H. Herwerden, het aandenken van Hendrik van Zütphen, Arnhem 1864.

[8] Lang an Caspar Schwalb – Eisenach 1525, Brem. Jb. II, 1, S. 195 f.

[9] Iken a. a. O., S. 7 f.

[10] Über die Vorgänge in Dordrecht s. Iken a. a. O., S. 9 ff. Auch Kolde a. a. O., S. 385 ff. Luther berichtet in einem Brief an Staupitz vom 3. Okt. 1519 von der Verzweiflung (querulissime ac desparate prorsus) der beiden Prioren in Dordrecht und Antwerpen und einem beabsichtigten Kommers nach Wittenberg. Luthers Briefwechsel (Weimar 1930) Bd. 1, S. 517.

[11] Thesen abgedruckt Brem. Jb. II, 1, S. 285 ff.

[12] s. Brem. Jb. II, 1, S. 201

[13] Darüber ausführlich: Paul Kalkhoff, Die Anfänge der Gegenreformation in den Niederlanden. Verein für Reformationsgeschichte 79 und 81, 1903, S. 46 ff.

[14] Iken a. a. O., S. 25 ff (Die Katastrophe in Antwerpen).

[15] Trauergedicht von Melanchthon, abgedruckt bei Iken a. a. O., S. 98 f.

[16] Über Jacob Probst unterrichtet ausführlich die holländische Veröffentlichung, H. Q. O. Janssen, Jacobus Praepositus, Luthers Leerling en Vriend. Amsterdam 1862.

[17] Namensverwechslung noch bei H. W. Rotermund, Lexikon aller Gelehrten, Bremen 1818, S. 109, 191.

[18] Vom 26. Mai 1521, Luthers Briefwechsel (Weimar) Bd. 2, S. 351.

[19] Aufzeichnungen über Gespräche Luthers, Bd. 4, S. 524 u. 525.

[20] Opus Epistolarum Des. Erasmi Rotterdami per P. S. Allen, Oxford 1913, III, p. 605 ff.

[21] Luthers Briefe an Probst, Brem. Jb. II, 1, S. 261 ff.

[22] Probst an Luther, Dezember 1524, ebenda S. 252.

[23] Ebenda S. 278 f. Dort auch die Bemerkungen Ikens zu der verschiedenen Datierung (1529 oder 1540).

[24] Darüber unten.

[25] s. Anmerkung [14].

[26] Promotionen am 13. Mai und 12. Juli 1521. Liber decanorum facultatis Theologicae academiae. Vitebergensis ed. Förstemann, Leipzig 1838, S. 25.

[27] Brem. Jb. II, 1, S. 245. Vasmer war seit 1532 Mitglied des Kollegiums Älterleute des Kaufmanns, dann Ratsmitglied und Bürgermeister.

[28] s. Paul Kalkhoff, Die Anfänge der Gegenreformation in den Niederlanden, 1. Teil, Halle 1903, 2. Kap. (S. 38 ff). Die Lutherische Bewegung in Antwerpen. Die zwangsweise bekehrten Juden wurden Marranos genannt, sie spielten eine erhebliche Rolle im Großhandel als »Faktor« bedeutender Handelshäuser. Die oberdeutschen Kaufleute kamen vorzugsweise aus Ulm, Nürnberg und Augsburg.

[29] s. Paul Kalkhoff, Zur Lebensgeschichte Albrecht Dürers. Dürers Flucht vor der niederländischen Inquisition und Anderes. Repertorium der Kunstwissenschaft Berlin und Stuttgart 1897, 20. Bd., S. 443 ff.

[30] Theodor Brieger, Aleander und Luther. Die vervollständigten Depeschen, Gotha 1884. Auch Paul Kalkhoff, Die Depeschen des Nuntius Aleander vom Wormser Reichstag 1521, Halle 1897.

[31] Über das Vorgehen und die Anklage von Probst s. Kalkhoff, Die Anfänge .., II, S. 53. Besonders wichtig ist Probsts eigener Bericht: Historia captivitatis propter verbum dei, etiam epistola ad auditores suos Antwerpiensis 1522, Wittenberg. Deutsch von Eberlin von Günzberg, Colmar 1523: Eine schöne und elegische history bruder Jacobs Probst .... von beiden Gefenknissen so er wegen des worts Gottes und umb des heyligen Evangeliums willen erlitten hat .... Epistel darinnen obgemelter bruder Jacob Probst vermanet alle die so seine predigt gehört haben und sonderlich die zu Antdorff.

[32] Der ursprüngliche Text ist verloren gegangen, noch einmal gedruckt: Anathematizatio et revocatio fratris Jacobi praepositi. S. Kalkoff, Die Anfänge ... II, S. 68, Anm. 18, S. 10 f.

[33] Luther an Lang am 12. April u. 11. Juni 1522, an Spalatin am 5. Juni 1522. Luthers Briefwechsel Bd. 2, S. 492, 494, 554, 558.

[34] Luther an Spalatin Juli 1523, Briefwechsel Bd. 3, S. 114.

[35] Iken, Heinrich von Zütphen, S. 64 f.

[36] Janssen a. a. O., S. 172.

[37] Brem. Jb. II, 1, S. 228. Dazu auch: Iken. Die erste Epoche der bremischen Reformation, Brem. Jb. 8 (1876), S. 70 ff.

[38] Wilhelm Schmidt, Die Bremer evangelische Messe 1525, Hospitium Ecclesiae, Bd. 1, 1954, S. 52 ff.

[39] Franziskus Petri, Unser Lieben Frauen Diakonie, Bremen 1925, S. 6 ff.

[40] von Bippen a. a. O. II, S. 73 ff, s. auch Prüser, Achthundert Jahre St. Stephani-Kirche, Bremen 1940, S. 153 f.

[41] Luther an den Rat zu Soest 30. April 1532, Brem. Jb. II, 1, S. 272 f.

[42] Iken, Die bremische Kirchenordnung von 1534, Brem. Jb. II, 2 (1891).

[43] Herm. Entholt, Jacob Probst, Brem. Jb., Bd. 32 (1929) S. VII-IX.

[44] s. dazu die Einleitung von Iken, Die bremische Kirchenordnung von 1534, Brem. Jb. II, 2, S. 17.

[45] Luther an Johann Zelst, Prediger an U. L. Frauen, 1. Juni 1530, Brem. Jb. II, 1, S. 271 f. Melanchthon an Timann, Corpus Reformatorum VIII, S. 312 u. 337.

[46] Iken a. a. O., S. XVIII.

[47] Timann reist zusammen mit dem Prediger von St. Ansgarii, Johann Pelte, nach Ostfriesland. Heinr. Wilh. Pratje, Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden, Stade 1771, Bd. 4. S. 103 f. S. auch die Anm. Ikens in Brem. Jb. II, 1, S. 271.

[48] von Bippen a. a. O. II, S. 73 ff.

[49] Die Kirchenordnung wurde 1891 von Iken wieder herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung versehen. Dort auch ein Lebensbild von Timann.

[50] Hans Kiewning und Adolph Gregorius, Lippische Geschichte, Detmold 1942, S. 149.

[51] Iken a. a. O., S. XIX f. Pratje a. a. O., S. 107 ff.

[52] Am ausführlichsten darüber: Bernhard Spiegel, Dr. Albert Rizäus Hardenberg – ein Theologenleben aus der Reformationszeit. Brem. Jb. 1869, Bd. 4, S. 3 ff. Hans Engelhardt, Der Irrelehrestreit zwischen Albert Hardenberg und dem Bremer Rat (1547–1561). Hospitium Ecclesiae Bd. 4, 1964, S. 29, ferner v. Bippen a. a. O. II, S. 146 ff. Auch Otto Veeck, Geschichte der Reformierten Kirche Bremens, Bremen 1909, S. 6 ff.

[53] Farrago sententiarium consentium in vera et catholica doctrina ...., Frankfortii MDLV.

[54] von Bippen a. a. O., S. 149, Spiegel a. a. O., S. 209.

[55] von Bippen a. a. O., S. 150 ff. Engelhardt, S. 39 f.

[56] Durch Magistrem Paulum Neoclesianum (Neukirch) Superintendenten der Grafschaft Hoya und Brockhusen und Adrianum Antwerpiensem Pastorem treulich beschrieben. Anno 1557.

[57] Dietmar Timann, Prediger an St. Martini in Bremen von 1556–1562, dann in Hoya und Osnabrück.

Joachim Neander

Von Lothar Przybylski †

Einleitung:

Mit Beendigung des Dreißigjährigen Krieges 1648 hatte das protestantische Deutschland seinen Glauben gerettet, aber das Reich war weithin verwüstet. Wer einen bestimmten Eindruck aus der deutschen Vergangenheit dieses Zeitraumes behalten hat[1], kann sich eben der Einwirkung dieses Krieges nicht entziehen. Dem Pfarrerstand kam eine große Bedeutung bei der Erneuerung der Gemeinden zu, die nicht so sehr mit dem Lehrgebäude in orthodoxer Ausprägung sich vollendete, sondern auch im Pietismus sich ausrichtete. Gerade die Theologie des Pietismus in seiner Frühzeit (1650–1700) wie in seiner Blütezeit (1700–1750) ist zu beachten. Er ist nicht nur als ein Versuch des Auftretens »gegen erstarrte Dogmatik und seelenlos gewordene Hierarchie« des Geistes zu werten. Auch als Ergebnis pietistischen Lebens in verschiedenen Formen – Extase, Vision, Schwärmerei und lyrische Erregung – oder auch nüchterne Moral neben reiner Glaubenstiefe, gelehrte Frömmigkeit bei praktischer Lebensgestaltung, die auf die lebendige Seele und die Gottheit im Menschen ausgerichtet ist, muß der Pietismus verstanden werden[2]. Der Pietismus ist nicht nur kirchengeschichtlich, sondern auch geistesgeschichtlich bedeutsam gewesen[3]. Seine territoriale Ausbreitung in Deutschland sowie seine Bedeutung für das geistige Leben seiner Zeit ist dabei zu beachten. Die außerkirchliche pietistische Bewegung wäre zum Vergleich nicht zu übersehen.

In der Skizzierung des Lebenslaufes von Joachim Neander sind zwei Territorien zu beachten, nämlich Bremen und der Niederrhein mit dem Einschlag pietistischer Strömungen, die von verschiedenen Grundsätzen ausgehen. Die Beziehungen zwischen Bremen und dem Rheinland sind dem Kenner bekannt[4], namentlich zwischen Bremen und dem Wuppertal. Die Erweckungsbewegung im Wuppertal ist neben der niederländisch-niederrheinischen Einwirkung des Pietismus von der Theologie des Bremer Menken, der Tübinger Theologie mit der Ausprägung des Supranaturalismus in Verbindung mit schwäbischem Biblizismus geprägt worden.

Aufriß: *I. Joachim Neander in seiner Vaterstadt Bremen*

Bremen als Hafenstadt an der Weser war als Bistum 787 noch unter Karl dem Großen entstanden. Der Ort erhielt 965 Marktrecht. Unter dem

Regiment des Erzbischofs Adelbert (1043–1073) stieg die Stadt zu großer Macht auf. Der Märchenstoff der »Bremer Stadtmusikanten« wurde seit dem 12. Jahrhundert bekannt in den Erzählungen von Hans Sachs, G. Rollenhagen und den Brüdern Grimm. Wirtschaftspolitisch erreichte die Stadt Bedeutung, da schon 1229 ein Bremer Mitglied des »gemeinen Kaufmanns« war, der zur Ausgestaltung der Hanse führte. Diese Handelsgemeinschaft war eine Verbindung deutscher Kaufleute im Ausland zu gemeinsamer Vertretung von Handelsbelangen wie zu gegenseitigem Schutz und Beistand. Sie weitete sich aus zum größten deutschen Städtebund mit Lübeck und Hamburg an der Spitze – 1358 »städte von der deutschen Hanse« genannt – und beherrschte die Ostsee in wirtschaftlicher Ausdehnung, hatte ein Handelsmonopol auf nordischen Gebieten und besaß Handelsvorrechte in englischen wie niederländischen Häfen. Diesem Verband war im 13. Jahrhundert die Stadt beigetreten, nachdem 1303 das Stadtrecht entworfen war. 1522 erfolgte die Reformation. 1666 war endlich die Reichsstandschaft errreicht[5].

In der Mitte des Reformationsjahrhunderts brach dann der folgenschwere Abendmahlsstreit zwischen Lutheranern und Reformierten aus, in dem der eifrige Lutheraner Johann Timann gegen den melanchthonischen Kollegen Albert Hardenberg kämpfte, und der schließlich um 1580 den Übergang zum reformierten Bekenntnis zur Folge hatte. Dagegen wurde das Gebiet des Erzbistums Bremen lutherisch und wird politisch erst dänisch, dann schwedisch und kam schließlich zu Hannover.

In der Zeit der religiösen Erneuerung durch die Erweckung erlebte Bremen einen Gottfried Menken, der am 29. 5. 1768 geboren war und als Collenbusch's größter Schüler am 1. Juni 1831 daselbst starb.

1. Das Elternhaus

In dieser aufwärtsstrebenden Stadt, deren Ruf kultur- und geistesgeschichtlich gesehen durch den 1610 abgeschlossenen Ausbau der 1528 begründeten Lateinschule zum Gymnasium Illustre mit 4 Fakultäten stieg, lebte die Familie Neander. Sie lernte durch diesen Ausbau des gelehrten Strebens die geistige Verbindung zur wissenschaftlichen Welt calvinischen Bekenntnisses neben der lutherischen Geistigkeit der Zeit kennen.

Der in der Pfarrei von Unser Lieben Frauen lebende Vater Johann Joachim Neander war zum zweiten Male seit September 1649 mit Frau

Katharina Knipping verheiratet. Diese Ehe zeitigte mehrere Kinder, 3 Söhne und 1 Tochter. Der Vater, seit 1636 Lehrer am Pädagogium, der Lateinschule in Bremen, amtierte mit Treue und Gottvertrauen vom frühen Morgen bis spät am Abend an dieser Schule und widmete sich mit Hingabe der ihm anvertrauten Jugend. Der Tauftag des erstgeborenen Sohnes Joachim Neander kann leider nicht festgestellt werden, da das Taufbuch der Kirchengemeinde des Jahres 1650 noch eine Lücke aufweist. Doch wird dieses Jahr als des Sohnes Geburtsjahr und -taufe zu gelten haben. Bis zum Jahre 1666 konnte der Vater den Schuldienst versehen und dem Hausleben sich widmen, bis er am 16. Februar am schlimmen Fleckfieber mit plötzlich auftretendem Herzschlag im 52. Lebensjahr starb. Beigesetzt wurde seine Leiche auf dem Kirchhof der Gemeinde unter vielen Bezeugungen ehrender Nachrufe von Lehrern, Schülern und Studenten. Auch ein lateinisches Trauergedicht des Studiosus Sylvester Lürsen ist noch vorhanden [6]. Schon im Herbst nach dem Tode des Vaters ging der Sohn mit 16 Jahren zur Bremischen Hochschule, wahrscheinlich, um Theologe zu werden. Philologie und Philosophie wurden in Vorlesungen wie Übungen eifrig betrieben, während das Fach der Theologie in ausgesprochen reformierter Darstellung durch Professoren von Ruf vertreten war.

In ruhiger und fortwirkender Studienarbeit vollendete der Studiosus Neander seine wissenschaftlichen Aufgaben und brachte als früh reifer Studiker bei harmloser Lebenshaltung seine Aufgaben zu einem Abschluß in Heidelberg. Es ist doch wohl Übertreibung, wenn ein Biographieschreiber wie Reitz über harte Selbstanklagen und plötzliche Bekehrung bei Neander zu berichten weiß und auch dessen harten Widerspruch zur Theologie in orthodox-reformierter Form, also gegen »Heterodoxe oder Irrgläubige« auf dem Wege zum Pietismus erwähnt [7]. Den Pietismus in Bremen, namentlich vertreten durch Pastor Theodor Undereyck, seit 1670 an St. Martini, lernte Joachim Neander seit diesem Jahr kennen. Undereyck war als der energiegeladene Pietist bekannt, der unter der Bemerkung gewertet wurde: »Was Spener in der lutherischen Kirche ist, das ist Undereyck in der reformierten gewesen« [8]. Undereyck (1635–1693) in Duisburg geboren, studierte 1654 bis 16?? in Utrecht, Duisburg und Leiden bei H. Voetius, J. Clauberg, der 1655 Rektor in Duisburg war, und Joh. Coccejus. Auf Studien- und Bildungsreisen wurden Bekanntschaften mit holländischen und englischen Erbauungsschriftstellern gemacht wie mit Beyley und Baxter. Zeitkritische, praktisch-seelsorgerliche und moderne anthropozentrische Grundsätze der Lehrer wurden von ihm verarbeitet. In dieser geistigen Haltung wurde er als Pfarrer in Mülheim/Ruhr (1660–1668) gewählt, wo er zum Begründer reformierten pietistischen Konventikerlebens in Deutschland wurde. Seine

nächste Amtstätigkeit konnte an St. Martini in Bremen (1670–1693) entfaltet werden, das zu einer Zentrale des reformierten Pietismus wurde[9]. Mag der kraftvolle Prediger auch in manche Auseinandersetzung mit dem geistlichen Ministerium in Bremen gekommen sein, auch kritisch von Professoren wie Albrecht Ritschl[10] beurteilt werden, er liebte neben seinen Privatversammlungen doch mehr eine »mit Gottseligen Zuhörern gefüllte Kirche«. Von einer revolutionären Einstellung gegen die reformierte Orthodoxie kann nicht geredet werden. Sein theologisches Menschenbild, den Mystikern ähnlich, ist bei ihm naturgemäß eigener Ansatz und zeigt den Aufstieg des Glaubenden zur »Vollkommenheit in der alles beherrschenden Gottesliebe«[11]. Vor allem liegen bei der Fülle seiner Druckerzeugnisse[12] seine Fähigkeiten auf dem Gebiet der Katechese.

2. Neander in Heidelberg und Frankfurt am Main

Die erstgenannte Stadt als Inbegriff der Romantik ist eine alte Ortschaft am Neckar. Von der Terrasse der Schloßruine geht der Blick über Dächer, Türme und den gemächlich strömenden Fluß, der aus der Enge seines windungsreichen Tales in die Ebene verströmt, um dann bald in den Rhein einzumünden. Die berühmte Ruperta Carola, die Universität mit ihrem hohen Alter seit der Gründung 1386, war eine Pflanzstätte der Wissenschaft, als Neander 1671 eintrat. Bedeutende Theologen aus beiden evangelischen Konfessionen lehrten hier, wie Friedrich Sponheim, den der nach Heidelberg reisende Student nicht mehr hören konnte, da der Professor kurz zuvor 1670 an die Universität Leiden berufen war. Doch den Professor Johann Ludwig Fabricius, bedeutender Professor und Kirchenrat, hörte noch Neander, der zugleich als Informator einiger Söhne von gutangesehenen Kaufleuten aus Frankfurt a.M. tätig war. Der Student arbeitet eifrig, zurückgezogen nach seiner Art, vertiefte sich im Gegensatz zu dem starren Scholastizismus in die Föderaltheologie, eine Methode der Bibelverwertung, die melanchthonische und bucerisch-calvinistische Erkenntnisse vermittelte. Nicht die »l o c i« als Glaubensartikel wurden grundlegend, sondern die biblische Bundesschließung nach Johannes Coccejus aus Bremen, der in Leiden lehrte. Neben dem besonderen Berufsstudium vertiefte sich Neander neben der Heiligen Schrift auch in die Schönheit der Natur gerade in dieser Gegend. Es wird verständlich, wie neben dem 2. und 3. Artikel des christlichen Glaubensbekenntnisses der 1. Artikel seine Ausdeutung aus

Schrift und Natur in seinen späteren Dichtungen erhält. Als der von Christus erfüllte Mann wollte er nicht mit einer formal behandelten Schultheologie verbunden sein, sondern mit der Hingabe an Gottes Wort auch die Schöpfung der Natur zu Gottes Ehre preisen. In diesem Grundsatz einer christlich-sittlichen Haltung begegneten sich Johann Heinrich Reitz und Neander in lebendiger Freundschaft. Wenn Reitz auch zuweilen nicht historisch genaue Angaben über Neander machte, so darf doch auf einen Brief hingewiesen werden, den der Liederdichter an seine Zöglinge in der Verbundenheit von Schrift und Natur richtete [13]. Sonst ist Reitz bekannt geworden durch sein Buch: »Die Historie der Wiedergeborenen« [14], 5 Teile 1740–1750, das eine Lebensbeschreibung frommer Menschen aus allerlei Ständen auf Grund der Wiedergeburt und des Glaubenslebens betont. Wohl enthält sich dieser Verfasser einer scharfen Kritik eines verweltlichten Christentums. Doch ist in späteren Schriften eine falsche Heiligungslehre und verkehrte Geisttreiberei neben einer romantisch gezeichneten vollkommenen Gemeinde Christi, die es trotz aller chiliastischen Erwartungen nicht gibt, festzustellen. Mit 23 Jahren sehnte sich der Student Neander nach einem eigenen Berufsdienst und ging mit seinen Zöglingen nach Frankfurt.

Da sich keine Gelegenheit für eine Rückkehr in die geliebte Heimatstadt Bremen ergab, hielt er sich eine Zeitlang in der Kaiserstadt am Main auf. Das frühere römische Kastell, dann karolingische Pfalz und stauffische Burg wurde im 13. Jahrhundert freie Reichsstadt und seit 1356 als Platz deutscher Königswahlen, seit 1562 eine bedeutsame Stadt im Reich. Hier wirkten Dr. Philipp Jakob Spener und Johann Jakob Schütz als Seelsorger. An den erstgenannten Pfarrer schloß sich Neander besonders an, der seit 1666 als jugendlicher Senior die evangelische Pfarrerschaft der Stadt führte. Neben der Fülle seiner gedruckten Predigten, Bibelerklärungen, Verteidigungsschriften wie Ratschlägen im überaus reichlichen Briefwechsel war das Werk: »Pia Desideria oder herzliches Verlangen nach Gott gefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirchen« eine bedeutsame Schrift. Sie ist Konzeption und praktisch-seelsorgerliches Aktionsprogramm des Pietismus aus der Feder eines Predigers mit Festigkeit und vornehmem Charakter. An diesen Anwalt der Bekenntniskirche, die als freie Gemeinschaft aus innerer Überzeugung aller ihrer Glieder hervorgeht, gegen die mit äußerer Autorität wirkende Staatskirche [15] schloß sich Neander an. Zwar erwähnt Spener in seinen Briefen nichts während der Frankfurter Zeit von dem jungen Mann, auch Reitz überspitzt die Behauptung eines »genauen Umgangs« zwischen Spener und Neander. Letzterer erhielt 1674 durch Empfehlung befreundeter Männer überraschend einen Ruf in die Leitung der Schule zu Düsseldorf.

3. Neander als Rektor in Düsseldorf

Die Stadt war nach 1380 Hauptstadt des Herzogtums Berg, das 1423 mit Jülich, 1511 mit Cleve und Mark vereinigt, seit 1666 an Pfalz-Neuburg kam und 1685 der Kurpfalz zugehörig war. In der Stadt selbst ist das Denkmal des »Jan Wellem«, des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, und die Erinnerung an ihn ein fester Begriff. 40 Jahre, von 1609 bis 1650, gingen in Westdeutschland dahin, da Spanien, Frankreich und Deutschland um den Vorrang ihrer Religion stritten. Die niederrheinische evangelische Kirche war schwer heimgesucht und mußte sich als »Kirche unter dem Kreuz« bewähren. 1545 wurde von Herzog Wilhelm IV. in Düsseldorf das Seminarium rei publicae gegründet, das unter der Leitung des gelehrten Rektors Johannes Monheim in christlicher Haltung zu einer bald berühmten Bildungsanstalt im Stil einer Universität ausgebaut war. Diese Schule verlor infolge der politischen Händel schon 1620 ihre Bedeutung, da sie in die Hände der Jesuiten fiel. Auch wurden bald danach die Gottesdienste beider christlich-evangelischen Konfessionen verboten. Erst nach 1643 trat eine Ruhe ein infolge des Schutzes des Großen Kurfürsten durch seinen in Düsseldorf herrschenden Residenten. Die reformierte Kirche verstärkte mit der neugegründeten lateinischen Rektoratsschule ihre Stellung, einer Schule, die allerdings den Ruf der glanzvollen Bedeutung der früheren Monheimschen Anstalt nicht erreichen konnte.

Im Jahre 1674 erhielt Neander den Ruf als Rektor an diese Schule. Ihn hatte Professor Johann Ludwig Fabricius aus Heidelberg früher an die spätere heimliche deutsch-reformierte Gemeinde in Köln als Pfarrer empfohlen. Mit großem Einsatz und Fleiß widmete sich Neander dem Schuldienst, in dem die Wissenschaften gründlich betrieben wurden und die Schüler ordentlich zum Studium ohne Druck zu »weltflüchtigem Pietismus« einschließlich des Faches der Poesie angeleitet wurden. Männer wie Georg Hermann von Bergen [16] an der Hochschule zu Duisburg, wie Werner Justinus von Rodenberg sind aus dieser Düsseldorfer Schule hervorgegangen. Daneben diente der Düsseldorfer Rektor auch der Kirchengemeinde im Predigtgottesdienst, in der Seelsorge und im diakonischen Hilfsdienst, dieser besonders gerade 1676, während der Epidemie der roten Ruhr in der Stadt.

Aber es blieben Konflikte dem Rektor Neander nicht erspart. Hatte er gleich bei Antritt seines Amtes nicht den Heidelberger Katechismus und die Kirchenordnung seiner Gemeinde unterschrieben, so war 1676 ein Ärgernis entstanden, als nach dem Vorbild Speners und Undereyck Privatversammlungen gleicher Art von Neander geplant wurden. Der aus Bremen stammende Prediger Sylvester Lürsen [17] kritisierte dieses Verhalten, weil da-

durch dem öffentlichen Gottesdienst ein Abbruch geschähe. Auch wurde Neanders Fernbleiben aus dem Gottesdienst und vom Abendmahl, das er mit Nicht-Wiedergeborenen kaum feiern konnte, gerügt. Daneben sollen verschiedene Eigenmächtigkeiten des Rektors dem Schulamt die auf strenge Zucht durch das Presbyterium geforderte Leitung verärgert haben. Das Konsistorium widerstand ernstlich, verbot die »heimliche Zusammenkunft« der Erweckten und dem »Hilfsprediger« die Kanzel. Es forderte ferner eine Unterschrift desselben unter eine neue Schulordnung. Auf die Weigerung hin wurde Neander abgesetzt. Sylvester Lürsen war der Hauptgegner Neanders in Düsseldorf [18]. Doch ist es eigenartig, daß am 17. 2. 1677 Neander eine Erklärung abgibt, daß er die von Labadie und seinesgleichen eingerichteten Trennungen von der äußeren Kirchengemeinschaft verdammte, den absonderlichen Versammlungen entsagte, und die Abhaltung der Gemeindeglieder vom Heiligen Abendmahl unterließ. Diese Entscheidung Neanders wurde nicht allerseits verstanden. Ob Undereyck zu seinem Entschluß des Nachgebens beigetragen hat, die Absetzung Neanders ihrer Wirkung nach nur eine Suspension war, ist nicht recht aufzuhellen. Der Neander nicht freundlich gesonnene Pastor Lürsen erhielt einen Ruf nach Danzig im Jahre 1677, so daß Neander erleichtert aufleben konnte, aber die Peinlichkeit durchkosten mußte, daß ihm als Rektor der Schule das Presbyterium den Dienst auf der Kanzel nicht gestattete. Der jetzt 27jährige Prediger, der nach einer eigenen Predigerstelle sich sehnte, fühlte sich in der Stadt Düsseldorf wie im Rheinland nicht mehr recht wohl. Er sehnte sich nach einer Stelle im Kirchendienst seiner Geburtsstadt Bremen. Bis zum Jahre 1679 mußte er warten, bis der Ruf nach Bremen sich erfüllte. Still und in sich gekehrt lebte der Schulrektor noch seiner religiösen Dichtung in Geduld und Erwartung auf Gottes Hilfe. Wie weit Neander als Dichter den Rheinstrom und Bergisches Land geliebt und das Neandertal als Zufluchtsort für dichterische Besinnung überaus gewertet hat, braucht nicht besonders betont zu werden. Nur sollte die überlieferte Märchenbildung über das Verhalten Neanders im Neandertal nicht mehr kolportiert werden [19].

4. Neander als Prediger in Bremen

Am 14. 1. 1679 war der Pastor Johann Hildebrandt, der an der St.-Martini-Gemeinde in Bremen amtierte, verstorben. Dem Pfarrer Undereyck war dadurch die Möglichkeit gegeben, seinen ihm herzlich zugetanen Freund Neander in dieser vakanten Pfarrstelle zu wissen. Mehrere Monate zogen sich die Verhandlungen einer Berufung in diese Gemeinde hin, die

geteilter Meinung war: eine Gruppe als Gegnerin zu Undereyck wollte als Nachfolger einen orthodoxen Prediger. Das geistliche Ministerium befaßte sich am 2. Mai 1679 mit der Frage, ob gegen die Bestallung eines der Anhänger Labadies Verdächtigen ein Schritt des Einspruches gewagt werden sollte. Dieser unterblieb jedoch, da der zu Berufende mit der Düsseldorfer Kirche sich ausgesöhnt hatte.

Mit einem freundlichen Abschiedszeugnis der Düsseldorfer Gemeinde vom 14. 5. 1679 versehen, wurde der Erwählte in seine Heimatstadt berufen und stand nun in enger Beziehung zu seinem Lehrer Undereyck, aber nur in der Stellung eines Hilfs- und Frühpredigers. Es ist bezeichnend, daß er der entlassenden Gemeinde das wertvolle theologische Werk seines Lehrers, des angesehenen Universitätsprofessors Matthias Martinius in Bremen (gestorben 1630): Lexikon philologicum et etymologicum schenkte. Martinius war mit anderen zur Teilnahme an den Sitzungen der Dordrechter Synode 1618—1619 entsandt worden [20]. Er war in vielerlei Richtung ein bedeutsamer Gelehrter, auch Rektor der hohen Schule [21]. Theologisch war er nicht so streng kalvinistisch wie die Niederländer. Er vertrat die »moderata doctrina«.

In einfacher, schlichter Dienstwohnung neben der Kirche zu St. Martini verbrachte Neander sein Leben, sammelte seine Gedichte und wurde in die zwischen Orthodoxie und Pietismus gehenden theologischen Kämpfe verwickelt. Zwar hatte Neander sich nicht in einen leidenschaftlichen Kampf eingelassen, auch die Predigten nicht zu Angriffen gegen das Ministerium mißbraucht. Sie waren einfach und schlicht vorgetragen, aber mit der Überzeugung der Kraft gegen das laue Leben vieler Christen. Unverheiratet, wie er blieb, sprach er seine christliche Überzeugung in seinen Liedern aus, die 1679 gesammelt erschienen [22]. Leider starb Neander an einer plötzlich auftretenden Erkrankung infolge Körperschwäche. Bei aller angstvollen Sorge um seine Seele konnte er doch getröstet durch Gottes Wort bekennen: »Ich wollte mich lieber zu Tode hoffen, als durch Unglauben verloren gehen«. Getröstet mit den Worten aus dem Evangelium des Johannes Kap. 7 Vers 37—38, Jes. Kap. 55 Vers 1 und Offenbarung Kapitel 22 Vers 17 ist der Todkranke am 31. 5. 1680 beim Anhören der Bibeltexte Hebräerbrief Kap. 7—10 heimgerufen worden. Die Trauerrede hielt Undereyck am Trinitatisfest. Von seinem Freund Reitz besitzen wir einen Lebensabriß von Neander [23].

Abschluß: *II. Die Liederdichtung Neanders*

Die Liederdichtung Neanders sei noch kurz gewürdigt. Seine Bundeslieder und Psalmen, 57 an der Zahl, sind im Grunde Lob- und Danklieder, aber nicht letzten Endes Gemeinde- oder Kirchenlieder. Sie sind auf dem Grunde völlig subjektivistischer Empfindung aufgebaut. Diese Tatsache ist für den einzelnen Pietisten in der Neanderschen Eigenart selbstverständlich. Darum wurde die reiche Naturanschauung wie bei Paul Gerhardt und Gellert auch bei ihm offenbar. Damit soll die Wirkung seiner Lieder auf das Leben anderer frommer Gemüter nicht geleugnet werden.

Auch zum Neujahr, zum Pfingstfest, sind mit dem Hinweis auf die Kraft des Heiligen Geistes Strophen zu finden, dazu die Bußfrage von Glaube und Rechtfertigung für den Weg der Heiligung sind geformt. Nicht zuletzt finden sich auch Gedanken über den Abend und über den Tod; Gericht und Ewigkeit sind stark unterstrichen.

Nachstehende Lieder Neanders hatten ihre besondere Beachtung gefunden:

Lob und Dank: Wunderbarer König — Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren —

Neujahr: Abermal ein Jahr verflossen —

Pfingsten: Komm, komm, du Geist des Lebens —

Buße: Wo soll ich hin, wer hilfet mir —

Glaube und Rechtfertigung: Ich will ganz und gar nicht zweifeln —

Heiligung: Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig —

Abend: Der Tag ist hin, mein Jesu, bei mir bleibe —

Tod, Gericht und Leben: Wie fleugt dahin der Menschen Zeit.

Wird auf die musikalische Entwicklung des evangelischen Kirchenliedes geachtet, so ist die Art der polymetrischen Weisen durch einen Zeitabschnitt neuer Isometrik beachtlich. Auch Neanders Melodien zu seinen Bundesliedern sind damit nicht ausgenommen, weil das Ideal der getragenen isometrischen Melodik in der besonderen pietistischen Frömmigkeit der reformatorisch-verstandenen Kirchenliedweise sich nicht einen läßt[24].

Anhang:

1. Gustav Freitag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Verlag: Berlin, 3. Band, S. 174.

2. Dr. Werner Mahrholz: Der deutsche Pietismus. Verlag: Furche, Berlin 1921.

3. Martin Schmidt und Wilhelm Jamasch: Das Zeitalter des Pietismus. Bremen 1965.

4. Otto Wenig: Rationalismus und Erweckungsbewegung in Bremen. Bremen 1965, S. 602–642.

5a. W. v. Bippen: Geschichte der Stadt Bremen. 3 Bände, 1892–1904.

5b. In: R E Bd. III, S. 375: Bremen – Leipzig 1897³.

6. Pastor Krafft: Zur Charakteristik Sylvester Lürsens, (des späteren Hauptgegners Neanders in Düsseldorf) in: Theologischen Arbeiten aus dem rheinisch wissenschaftlichen Predigervereins Elberfeld 1880, 4. Band, S. 46 ff

7. Joh. Heinr. Reitz: »Historie der Wiedergeborenen« als praktisch-kirchliche Bedeutung des Pietismus für den deutschen Protestantismus. Idstein 1717.

8. D. Horst Stephan und D. Dr. Leube: Handbuch der Kirchengeschichte, Band 4. Verlag: J. L. B. Mohr, Tübingen 1931/2, S. 43 § 6.

9. Max Goebels: Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westfälischen Kirche. Koblenz, Verlag Karl Bädeker 1852, Bd. III, S. 301 f.

10. Albrecht Ritschl: Geschichte des Pietismus, Bd. 1, S. 375. Verlag Adolf Marius, 1880.

11. J. Mohrmann: Geschichtstheologie und pietisches Menschenbild bei Johann Coccejus und Theodor Undereyck. In: Evangelische Theologie 1959, Heft 19, S. 343–361.

12. Wilhelm: Urteile über die Werke Undereyck: in R E 3 Band 20, S. 228 f.

13. J. Fr. Iken: Joachim Neander, Sein Leben und seine Lieder. Verlag: Bremen 1880 bei Frd. Müller, S. 91–93.

14. Reitz: In A G G Bd. V, S. 950 f. Verlag J. L. Mohr, Tübingen 1961³.

15. D. Dr. Martin Schmidt: Das Zeitalter des Pietismus. Verlag: Carl Schünemann, Bremen, S. XXI.

16. Wilhelm Rothfrid: Die Studenten der Universität Duisburg 1652 bis 1815. Verlag: Rhein. Nationaldruckerei 1838 Nr. 7, S. 61.

17. D. Rosenkranz: Das Evangel. Rheinland: Die Pfarrer, Bd. 2, S. 315. Verlag: Presseverband der Ev. Kirche im Rhld.: Sylvester Lürsen.

18. Dr. Ewertsbusch: Theologische Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftlichen Predigerverein, Bd. 4 Elberfeld 1880, Verlag: R. B. Friederigs, S. 51 ff zur Charakteristik Sylvester Lürsen.

19. Iken: Joachim Neander. Bremen 1880. Verlag: W. Fd. Müller, S. 132 f.

20. J. Fr. Iken: Bremen und die Synode zu Dordrecht. Bremer Jahr-Buch Bd. 10, S. 11–83, Bremen 1878.

21. Alfred Schmidtmeyer: Die Beziehungen des Bremer Gymnasiums

Illustre zu J. H. Commenius und den Ebenda Bd. 33, S. 328–333, 1931.

22. »A und O Joachim Neander«. Glaub- und Liebesübung aufgemuntert durch einfältige Bundeslieder und Dank-Psalmen. Bremen bei Hermann Bräuer.

23. Johann Heinrich Reitz: Historie der Wiedergeborenen. 5 Teile, 1717, Idstein, s. 4. Teil, S. 44 f. Neanders Lebensbeschreibung.

24a. In: Liturgia Bd. IV. Verlag: Johannes Stunda, Kassel, S. 590–198.

24b. W. Blankenburg: Musik und Kirche. Johann Walters Gedanken über die Zusammengehörigkeit von Musik und Schule. Heft 5/1970.

Georg Gottfried Treviranus
Mitbegründer der Evangelischen Allianz in London

Von Karl Heinz Voigt

Einige Lebensdaten umreißen den Weg des ungemein fleißigen und tatkräftigen Erweckungspredigers Georg Gottfried Treviranus. Seinen weitreichenden Einfluß über die Grenzen seiner Vaterstadt Bremen hinaus und seine vielseitigen Verbindungen über Konfessions- und Ländergrenzen hinweg – übrigens ein typisches Zeichen der Erweckungsbewegung – vermögen sie dagegen nicht widerzuspiegeln. Daher ist auf den Bereich der Tätigkeit, der die Entwicklung der Evangelischen Allianz betrifft, später besonders einzugehen.

Georg Gottfried Treviranus wurde am 12. Januar 1788 in Bremen geboren. Als er mit 14 Jahren konfirmiert wurde, wußte er, wie er später (1866) selbst schreibt, vom Glauben an Jesus Christus nichts. Er war im Sinne des Rationalismus unterrichtet, hatte aber ein tiefes religiöses Empfinden. Nach einer kaufmännischen Lehre studiert er ab 1808 in Göttingen und im Herbst 1809 in Tübingen Theologie. 1810 bereits bewirbt er sich um eine Pfarrstelle in Bremen, die er im Bremer Landgebiet Grambke und Mittelsbüren dann erhält. Nur reichlich drei Jahre später wird er schon an die Kirche gerufen, die ihm dann die Basis für die weitreichende zukünftige Arbeit bietet: St. Martini, direkt am Weser-Ufer gelegen. Bis heute läuten die Glocken von St. Martini die Melodie des Bremer Chorals »Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren ...«, weil Joachim Neander (1650–1680), der uns diesen Choral schenkte, eine Zeitlang Pastor an der Kirche war. Treviranus war durch den Ruf an St. Martini zugleich an die Seite des nicht weniger berühmten »Bremer Lokalheiligen« (K. Barh) Gottfried Menken (1768–1831)[1] getreten, der theologiegeschichtlich nicht ohne Einfluß geblieben ist, wie Karl Barth in seiner »Protestantischen Theologie des 19. Jahrhunderts« gezeigt hat[2]. Nur am Rande sei in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß zur gleichen Zeit der bekannte Erweckungsprediger Friedrich Ludwig Mallet (1793–1865) in Bremen wirkte.

Treviranus bildete einen Knotenpunkt im Netz der internationalen Erweckungsbewegung. 1824 traf er in Göttingen, das ihm bei dieser Gelegenheit »theologisch wenig gegeben hat«, ... »nur mit einem jungen Mann, einen Privatdozenten Bialoblotzky ... der sich wenigstens einen Supranaturalisten nennt[3]« zusammen. Dr. Christoph Heinrich Friedrich Bialloblotzky[4], Sohn eines Superintendenten aus Wunstorf, wurde kurze Zeit

später von Tholuck (1799–1877) mit nach England (1825) genommen und kehrte zunächst als Agent der sogenannten Kontinentalgesellschaft zurück. Später, als diese Gesellschaft ihre finanziellen Verpflichtungen ihm gegenüber nicht mehr erfüllen konnte, wendete er sich an die Wesleyanische Methodistische Missionsgesellschaft, die ihm schon vorher angeboten hatte, ihn in seiner missionarischen Arbeit in Göttingen zu unterstützen. Die Beurteilung des Privatdozenten Dr. Bialloblotzky durch Treviranus zeigt, wo er theologisch inzwischen angesiedelt ist. Zwei Jahre später kommt es in Bremen zur Begegnung mit dem späteren Gründer des kontinental-europäischen Baptismus: Johann Gerhard Oncken (1800–1884). Damals war Oncken noch, genau wie Tholuck und Bialloblotzky, »Agent« der »Continental Society for the Diffusion of Religious Knowledge over the Continent of Europe«. Er kam als deren Agent auch nach Bremen. Zweifelsohne hatte Mallet, der der Sekretär des »Bremer Vereins zur Verbreitung kleiner christlicher Schriften« (seit 1822) war, für Oncken die Brücke von Hamburg nach Bremen gebaut. Oncken erinnert sich später, daß er bei dieser Gelegenheit in Bremen vor 200 bis 600 Personen [5] gesprochen hat. Wichtiger als sein Vortragsdienst wurde der Anfang der Sonntagsschularbeit in diesem Zusammenhang, die er nach seinen aus England mitgebrachten Erfahrungen organisierte. Wenn nach einem Beschluß des Bremer Senats vom 20. 10. 1826 auch die Polizei beauftragt wird, »für die ungesäumte Fortschaffung des Genannten (Oncken) Sorge zu tragen« [6], so hatte doch der Besuch weitreichende Wirkungen. Im Jahresbericht der Bibelgesellschaft, den Treviranus am 18. 9. 1827 vorlegte, wird die Bereitstellung von 60 Bibeln und 50 Neuen Testamenten für die Sonntagsschule berichtet. Damit ist erstmals nachweisbar auf die Beziehung von Treviranus zur Sonntagsschule und zur Arbeit Onckens hingewiesen. Dieser Hinweis bekommt daher besonderes Gewicht, weil das Interesse von Treviranus an der Sonntagsschularbeit so wächst, daß er schließlich nach Hamburg reist, um die Sonntagsschularbeit des Pastors Rautenberg in St. Georg kennenzulernen. Im Jahre 1828 kommt es auf diese Weise zur ersten Begegnung zwischen Treviranus und Johann Hinrich Wichern (1808–1881), die für Bremen folgenreich werden sollte. So hat denn Walter Schäfer einem Lebensbild von Georg Gottfried Treviranus den verdienten Untertitel »Wicherns Freund« gegeben. Bemerkenswert scheint in diesem Zusammenhang, daß Treviranus bei seiner späteren Londonreise sich mehr an den schwäbischen Pietisten Dr. Christian Gottlob Barth (1799–1862) aus Calw anschließt, als an den englanderfahrenen Johann Gerhard Oncken. – Die Mitarbeit von Treviranus in der Bibelgesellschaft, von Menkens Theologie her nur allzu verständlich, bringt den Anschluß an eine andere wichtige Arbeit auf inter-

nationaler Ebene der Erweckungsbewegung. Die Bremer Bibelgesellschaft (seit 1815) stand in lebendiger Beziehung mit der Amerikanischen Traktat- und Bibelgesellschaft und empfing finanzielle Zuschüsse aus Amerika, bis diese große überkonfessionelle amerikanische Organisation ihr Depot in Bremen den dort seit Ende 1849 wirkenden bischöflichen Methodisten anvertraute, die aus dieser Keimzelle unter der Führung von Ludwig Sigismund Jacoby (1813–1874)[7] dann das »Traktathaus« entwickelten. Außerdem hatte die Bibelgesellschaft mit der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in London Kontakt. Der erste Brief von Treviranus in ihrem Archiv ist am 12. 5. 1815, also im Jahr der Gründung der Bremer Bibelgesellschaft, geschrieben worden. Neben den Beziehungen zum Basler Missionshaus, und damit zur Weltmission einerseits und zu den Deutschen in Amerika andererseits, kam es 1839 im Zusammenhang mit dem Auswandererstrom, der sozusagen am Pfarrhaus von St. Martini vorbeiflutete, und in Zusammenarbeit mit dem »Langenberger Verein« unter tatkräftiger Mitarbeit von Treviranus in Bremen zur Gründung eines »Vereins für die protestantischen Deutschen in (Nord) Amerika«, der vorwiegend Prediger und Lehrer, größtenteils bei Wichern im Rauhen Hause ausgebildet, nach Amerika entsandte. In dem umfangreichen Briefwechsel des schreibfreudigen Treviranus mit Wichern spiegelt sich die damit verbundene Arbeit wider.

Das Pfarrhaus von St. Martini, am Ufer der Weser gelegen, die gleichsam die Hauptstraße zur angelsächsischen Welt wurde, spielte in der Verbindung der Alten und der Neuen Welt eine wichtige Rolle. Hier war der Einfluß aus England und Amerika, ohne den die deutsche Erweckungsbewegung nicht zu denken ist, spürbar. Das Bild vom Knotenpunkt im weltweiten Beziehungsgeflecht dieser Frömmigkeitsbewegung ist wirklich angemessen: Der Baptist Oncken brachte die englische Sonntagsschule, Rev. R. Pinkerton[8] kam im Auftrag der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft auch nach Bremen, der Besuch des methodistischen Laienpredigers Franz Nuelsen 1841[9] und Wilhelm Nasts[10], des Begründers des deutschsprachigen Methodismus in Amerika, 1845, gemeinsam mit einem Presbyterianer, beeindrucken und stellen offensichtlich das Bild in Frage, das man aus Briefen der ausgesandten Prediger über die »Proselytenmacherei« der Methodisten in Amerika gewonnen hatte[11]. Wie wenig konfessionelle Fragen in der Erweckungsbewegung zunächst eine Rolle gespielt haben, wird schließlich durch die herzliche Freundschaft zwischen dem Reformierten Treviranus und dem Lutheraner Wichern deutlich. »Wenn nur Christus gepredigt wird ...«, schreibt Treviranus an Wichern, als die Methodisten ihre Arbeit in Bremen beginnen[12].

Man kann es nach allem, was bisher gesagt wurde, nur als eine logische Schlußfolgerung verstehen, wenn Georg Gottfried Treviranus eingeladen wird, an der Gründungsversammlung der Evangelischen Allianz in London vom 19. August bis zum 2. September 1846 teilzunehmen. Die Vermutung liegt nahe, daß Tholuck und Bunsen (1791–1860) dem Vorbereitungskomitee in London Vorschläge unterbreitet haben, wer aus Deutschland zur Teilnahme eingeladen werden soll. Treviranus hatte Tholuck 1840 in Halle besucht und war spätestens bei dieser Gelegenheit persönlich mit ihm bekannt geworden. Übrigens hat E. Beyreuther in seinem Buch »Der Weg der Evangelischen Allianz in Deutschland« zwar eine ganze Reihe von Teilnehmern festgestellt, aber Treviranus wird vor ihm erst auf der 2. Tagung 1851 als Teilnehmer genannt [13]. Er war übrigens nicht der einzige bremische Pastor, der eine Einladung aus London für 1846 erhalten hatte. Im »Bremer Kirchenboten« [14] hatte Friedrich Mallet, der selber dieses Blatt herausgab, berichtet, daß vom Londoner Komitee der »Evangelical Alliance« Einladungen nach Deutschland verschickt worden seien [15]. »Auch ich habe eine solche Einladung in diesen Tagen erhalten und obgleich mir die Reise nach London unmöglich ist, so habe ich doch die Aufforderung zum Beitritt zu dem Verein als »a Foreign Corresponding Member« von ganzem Herzen angenommen und freue mich, einem Verein anzugehören, für den mein Herz lange vor seiner Geburt geschlagen hat.« Schließlich weist Mallet, nachdem er eine »kurze Darstellung des vorgeschlagenen evangelischen Vereins« gegeben hat, darauf hin, daß Bremen trotzdem vertreten sein wird. Zweifellos spricht er hier von seinem Gesinnungsfreund Treviranus, der »im Kirchenboten über alles, was er dort gesehen und gehört hat, ausführlich berichten wird« [16]. Treviranus nimmt auf seine Teilnahme an der Londoner Versammlung in einem Brief, den er an Wichern schreibt, Bezug. Es heißt dort: »Die Evangelical Alliance hat mich zum correspondierenden Mitgliede ernannt und zu der Versammlung am 19. August eingeladen. Von allen Seiten bestürmt hinzugehen, habe ich mich entschlossen. Ist doch auch die Tendenz dieser Vereinigung ganz und gar die unsrige. Seit es entschieden ist, habe ich viel Englisch getrieben ... « [17]. Aber die erste Begeisterung wird in einem späteren Absatz des Briefes, der vielleicht, wie es oft geschah, erst am nächsten Tag geschrieben wurde, wieder eingeschränkt. Die neueren Bedenken waren durch Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen (1791–1860) geweckt, der als persönlicher Freund Friedrich Wilhelms IV. seit 1841 ein wenig erfolgreicher Diplomat in London war. Nach Meinung von Bunsen war, wie Treviranus an Wichern schreibt, »die Sache nicht in den richtigen Händen«. »Nun, wir wollen sehen«, kommentiert er Bunsens Bemerkung und fährt fort: »Meine Überzeugung, daß die Sache

dieser Union (auch im Original unterstrichen), die weder Kirche noch Staat angeregt haben, sondern die allein aus tiefem, innerlichem Gehorsam der Einzelnen gegen das Wort ›daß sie Alle Eins seien‹ hervorgeht, in Wahrheit des Herrn ist, wächst immer mehr« [18]. Mitte August besucht Treviranus anläßlich einer Reise Pfarrer Bonnet in Frankfurt, der auch nach London ging. So ist er wohlvorbereitet zusammen mit Dr. Barth hinübergereist. Mitte September schreibt er dann über seine Eindrücke, wieder in einem Brief an Johann Hinrich Wichern: »Von London könnte ich ein Buch schreiben, wie wenig ich auch gesehen habe. Mir war aber ängstlich in dem täglichen Trouble; es fehlte die deutsche Gemüthlichkeit ... Die Hauptsache, die evangelical alliance (Evangelischer Bund, wie wir es nennen) ging ohne uns. Hätte ich nur reden können! Wie vieles hatte ich auf dem Herzen, das ich nur in kleinen Kreisen mittheilen konnte. Ich mochte es nicht wagen, mit einem speech aufzutreten vor 6—700 Ohren, und deutsch zu sprechen, um es dann übersetzen zu lassen. ... Für England ist die Sache von großer Wichtigkeit, auch für die amerikanische Kirche; bei uns liegt alles anders. Indeß denke ich doch, daß auch hier ein Segen dabei herauskommen würde, wenn die Einigkeit im Geist, die unter so vielen deutschen Brüdern stattfindet, ausgesprochen und bekannt würde. Es möchte doch dies Bekenntnis als eine Macht den einseitigen konfessionellen Bestrebungen entgegentreten... Ich glaube aber doch, daß der Evangelische Bund eine große Zukunft haben wird« [19]. Diese Zeilen deuten den Grund an, warum Treviranus nicht, wie Mallet es angekündigt hatte, im »Bremer Kirchenboten« über den Verlauf der Londoner Versammlung berichtet, sondern sehr allgemein einige Eindrücke mehr am Rande skizziert, wie beispielsweise die Art der Hausandacht seiner methodistischen Gastfamilie und der Besuch eines Sonntagsgottesdienstes dieser Freikirche.

Vielleicht haben die von Treviranus gesammelten Eindrücke und der Gedankenaustausch mit Wichern, der ohne Frage seine mündliche Ergänzung erfuhr, schon eine gewisse Weichenstellung für das Verhältnis der »Evangelical Alliance« und dem sich bald in Deutschland bildenden Kirchentag und damit im Zusammenhang die Kongresse der Inneren Mission bedeutet. Sir Culling Eardley, Anglikaner und Präsident der neuen von England kommenden Bewegung, hatte Wichern und eine Abordnung des deutschen Kirchentags zur zweiten Allianzkonferenz nach London im Jahre 1851 eingeladen. Sie sollten dort über die Arbeit der Inneren Mission in Deutschland berichten. Wichern nahm die Einladung nur zögernd an, reiste dann aber doch nach London. Dort »konnte er sich mit dem Stil der Allianzversammlungen mit ihren langen Gebeten nicht befreunden. In seiner Rede betonte er jedoch, daß man zusammenwirken müsse. ›Wissend,

daß wir an einer neuen Epoche der Weltgeschichte stehen, die eine Epoche des Heils nur werden wird, wenn Christus und seine Menschen und Völker rettende Herrlichkeit auf unsern Bannern steht. Im Namen des Zentralausschusses ... reichte ich ihnen die Bruderhand und lud sie ein, nach Elberfeld zu kommen zur Besiegelung des Bruderbundes der Freunde des Reiches Gottes unter unsern Völkern. Das soll unsere evangelische Allianz sein‹.« »Darin lag«, schreibt Beyreuther weiter, »für die britischen Freunde der Allianz noch nicht erkennbar, schon eine klare Ablehnung. ›Wir Deutschen haben mit unserem Kirchentag mit Zubehör bereits den kräftigen Anfang solcher Gliederung. Wenn in England nichts Besseres möglich ist, kann die Evangelical Alliance als englische Gestalt ein Glied abgeben‹ « [20].

Man merkt an diesen Aussagen, daß sich bis 1851 im Bereich der deutschen Erweckungsbewegung innerhalb der deutschen Landeskirchen die Vorstellung einer zukünftigen Einheit pofiliert hatte. Unter anderem wollte man in Deutschland mit dem Kirchentag natürlich nicht ein Anhängsel der britischen Evangelical Alliance sein, sondern umgekehrt, die englische Allianz konnte, »wenn in England nichts Besseres möglich ist« [21], eine Gliederung der deutschen Einheitsbewegung werden.

Es ist sicher angebracht, auf dem Hintergrund des Spannungsbogens, wie er bei Treviranus zwischen anfänglicher Begeisterung bis hin zu seiner fast distanzierenden Bemerkung, daß die Allianz für England gut sein kann, aber bei uns »alles anders« liegt, die Entwicklung von Kirchentag und Allianz in ihrem Verhältnis zueinander zu skizzieren.

Bereits auf dem ersten Kirchentag, der vom 21. bis 23. September 1848 in Wittenberg stattfand, hat der Präsident desselben, Dr. Friedrich Julius Stahl (1802–1861) im Zusammenhang mit der damals im Mittelpunkt stehenden Frage »Konföderation oder Union« der deutschen evangelischen Kirchen einschließlich der Brüdergemeine grundlegende Aussagen über die Allianz gemacht. Wir verstehen den Auszug aus seinem Diskussionsbeitrag auf dem Hintergrund, daß Stahl selbst den Gedanken des Kirchenbundes vertrat und durchsetzen wollte. In bezug auf die Evangelische Allianz sagte er 1848: » ... die Evangelische Allianz, wie sie ein geehrter Redner nach dem Vorbild der Engländer von uns geschlossen wissen will statt des vorgeschlagenen Kirchenbundes, (wird) unserem Bedürfniß durchaus nicht genügen. Unser Bedürfniß ist nicht die bloße Verbindung der Einzelnen, sondern die Verbündung der Kirchen als solcher. Ich lasse dahingestellt, ob die Evangelische Allianz überhaupt etwas so Großes und Ersprießliches ist, ob es der Mühe gelohnt hätte, um ihretwillen uns hierher nach Wittenberg zu berufen; aber auf jeden Fall ist sie nicht das, was unseren Zuständen entspricht. Die wechselseitige Anerkennung der lebendigen Christen ist bei

uns in Deutschland seit der Wiederentdeckung des Glaubens in diesem Jahrhundert ein so lebendiges Bewußtsein, daß es für sie wahrlich nicht erst der Gründung einer Allianz bedarf. Dagegen ist es auf der anderen Seite bei uns eine Anforderung, die evangelischen Kirchen als solche in eine rechte Stellung gegeneinander zu setzen, die für die Engländer nicht existiert, da sie keine Union und daher keinen Kampf von Unionisten und Confessionellen haben. Es handelt sich hier um ein eigenthümlich deutsches Bedürfniß und nur auf eigenthümlich deutschem Wege kann es gelöst werden. Die Conförderation, die wir vorschlagen, ist die allein mögliche Weise für die gesammte evangelische Kirche Deutschlands die Einigung herzustellen, die ihr zu dieser Zeit nothtut« [22].

Mit der Darstellung dieser optimistischen Schau hat Stahl ausgesprochen, was der Wunsch vieler Kirchentagsteilnehmer war. Daß er allerdings so nachdrücklich reden mußte, macht zugleich deutlich, wie gern andere Besucher das Ruder zugunsten der Allianz herumgerissen hätten! Im Grunde waren es die nüchterneren Teilnehmer, die um die Stahlsche Illusion wußten. So fand denn auch 1872 der letzte dieser Kirchentage in Halle statt.

Das Thema Evangelische Allianz war auf den Kirchentagen als alternative Möglichkeit diskutiert und abgelehnt. Auf diesem Hintergrund ist dann auch Wicherns Absage 1851 in London zu verstehen. Auch ein grundsätzliches Miteinander von Evangelischer Allianz auf der einen Seite und Kirchentag nicht ergebnislos auseinandergehen soll, muß er die Innere Misunterschiedlichen Strukturvorstellungen gescheitert. Die Frage »bloße Verbindung der Einzelnen« oder »Verbündung der Kirchen als solcher« — heute das Problemfeld Allianz und Ökumene —, war damals das Gegenüber von Evangelischer Allianz und Kirchentag, der freilich auch an dieser Frage zerbrach. Schon 1848 sagte Wichern der Versammlung: »Wenn der Kirchentag nicht ergebnislos auseinandergehen soll, muß er die innere Mission in die Hand nehmen« [23].

Außer einer kurzsichtigen Beurteilung der konfessionellen Verhältnisse in Deutschland sind die Bemühungen um die Einheit von einer falschen Überlegung im Blick auf die Struktur des kirchlichen Lebens in Deutschland ausgegangen. Man hatte nämlich, der Tradition entsprechend, nur die geschlossenen landeskirchlichen Kirchentümer im Blick, aber nicht das kommende Freikirchentum mit seinem Willen zur zwischenkirchlichen Begegnung einbezogen. Daß dann allerdings auf dem Berliner Kirchentag im Jahr 1853 von Oberkonsistorialrat Dr. Karl Wilhelm Moritz Snethlage (1792 bis 1871), mit dem Treviranus übrigens seit seiner Studentenzeit Verbindung hielt, ein Referat über »Das Verhalten der Kirche in bezug auf Separatismus und Sektirerei, namentlich Baptismus und Methodismus« [24] ge-

halten wurde, zeigt einerseits eine veränderte Situation an und macht andererseits schlaglichtartig deutlich, wie sich die Stellung des Kirchentags den Freikirchen gegenüber entwickelte. Zwar nahmen an den Kirchentagen im ersten Jahrzehnt auch führende Männer aus der baptistischen und den methodistischen Kirchen teil, aber sie waren nur aufmerksame Beobachter und manchmal kritische Berichterstatter. So entwickelte sich, jedenfalls aus der Sicht der Freikirchen, anfangs der Kirchentag lediglich zu einem Sammelbecken derer, die ein Bild von der Einheit der Kirche hatten, das vom Gedanken einer Union der Kirchen bestimmt war, aber deutlich auf deutsche landeskirchliche Verhältnisse verengt blieb. Sicher hätten die Freikirchen ihr damals so entscheidend wichtiges Proprium, die Freiheit vom Staat, auch um keinen Preis aufgegeben. Der scheinbar losere Bruderbund von einzelnen Christen in der Evangelischen Allianz dagegen wurde vor dieser Verengung bewahrt. Hier waren die Freikirchen nicht von einer Frömmigkeitsbewegung ausgeschlossen, die ihren Ausgangspunkt in den eigenen angelsächsischen Partnerkirchen genommen hatte. In der Allianz verstanden sich daher die Freikirchler, damals in keiner beneidenswerten Situation, auch nicht als Gäste, sondern sie verstanden die Sache der Evangelischen Allianz als ihre eigene. War hier doch der einzige Ort, an dem die Anerkennung durch die Brüder nicht versagt blieb. Das ist einer der Gründe dafür, daß – wie E. Beyreuther in seiner Geschichte der Allianz gezeigt hat – sie in den Anfängen der Evangelischen Allianz eine nicht zu überschätzende Rolle gespielt haben.

Dieses Bild läßt sich durch die Beziehungen von G. G. Treviranus zur Evangelischen Allianz verstärken, denn anders ist es kaum zu deuten, daß der »Norddeutsche Zweig« der Evangelischen Allianz, wie Beyreuther sagt, »nur auf dem Papier stand« [25]. Zwischen Treviranus, Friedrich Wilhelm Krummacher (1796–1868) und dem Berliner Baptisten Gottfried Wilhelm Lehmann (1799–1882) ist es offensichtlich nicht zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit gekommen. Daneben bleibt zu bemerken, daß ein Freikirchler wohl kaum je seine Position auf einem der Kirchentage des 19. Jahrhunderts hätte darlegen können. Das hätte in Bremen, als sich der Kongreß für Innere Mission im Zusammenhang mit dem Kirchentag im Jahre 1852 mit den Problemen der Auswanderung beschäftigte, ganz besonders nahegelegen, denn einerseits gab es ständige Begegnungen zwischen den aus Deutschland nach Amerika gesandten Predigern der Auswanderer-Vereine und der dortigen deutschsprachigen methodistischen Kirchen und andererseits arbeiteten in Bremen, Bremerhaven, Brake und Hamburg einige aus Amerika nach Deutschland zurückgekehrte Methodistenprediger in großer Aktivität unter den Auswanderern. Man muß dabei im Auge haben, daß

diese Männer etwa ein Jahrzehnt vorher selber als Auswanderer Deutschland verlassen hatten. Treviranus fällt es bei den Vorbereitungen des Kongresses nicht leicht, den passenden Referenten für Bremen zu finden. Das zeigt der Schriftwechsel mit Wichern deutlich. Unter den vorgeschlagenen Namen kommt keiner der erfahrenen methodistischen Prediger vor, obwohl Treviranus sie in ihrer fleißigen Arbeit durch manche Kontakte kannte. Dabei hätten sie wirklich einen Beitrag auf dem Hintergrund ihrer eigenen Erfahrungen leisten können. Das sprach der Bremer Kandidat Heinrich Eduard Dreier, der von 1851 bis 1856 als erster Auswandererpastor in Bremerhaven tätig war, im Rahmen seines Vortrags auf dem Kongreß aus, wenn er darlegte: »Wohnhaft ist hier (in Bremerhaven) auch ein Colporteur der Methodisten, welcher sehr viele Traktate unentgeltlich verbreitet. Mit Beschämung muß ich es sagen, daß durch ihn, durch die Presse, bis jetzt mehr für die Auswanderung geschehen ist als durch uns, indem Winke von ihnen gedruckt und dann unentgeltlich ausgegeben werden. Diese Ratschläge sind im ganzen gut zu nennen, es ist nur das betrübend, daß in denselben die Auswanderer nur an Methodistenprediger in Bremen, Bremerhaven und Hamburg gewiesen werden«[26]. Verständlich, die methodistische Aktivität in den Auswandererhäfen, denn man hatte sich mit dem Beginn der Arbeit hier in Deutschland auch das Ziel gesetzt, die durch die deutsche kirchliche Presse geweckten Vorurteile gegen den amerikanischen Methodismus bei den Auswanderern schon in Deutschland auszuräumen. Verständlich auch, daß die so positive Beurteilung der Arbeit des methodistischen Kolporteurs Christian Feldmann durch Dreier nicht in dem offiziellen Verhandlungsprotokoll nachgedruckt wurde. Der wahrscheinlich durch den Herausgeber, Pastor Friedrich Adolph Toel von St. Remberti, »redigierte« Text enthält vorsichtshalber nicht mehr den Hinweis, daß die »Freundschaftlichen Winke für Auswanderer« unentgeltlich abgegeben werden. Auch die Beurteilung dieses 24seitigen Traktats, der von der »Traktatgesellschaft der Bischöflichen Methodistenkirche« in Bremen über zwei Jahrzehnte hin immer wieder nachgedruckt wird, wird ein wenig eingeschränkt. Ganz offensichtlich haben der Auswanderer-Zeitung die Original-Texte vorgelegen. Am Rande sei bei dieser Gelegenheit festgehalten, daß die Auswanderer-Zeitung diese kleine Broschüre ausdrücklich empfiehlt. Es heißt dort: »Wir können a l l e n Auswanderern nach den Vereinigten Staaten diesen Traktat empfehlen, aus dem ein J e d e r p r a k t i s c h e Rathschläge für Leib und Seele in Betreff seiner Übersiedlung entnehmen kann. Von einem duldsamen und deshalb wahrhaft christlichem Gesichtspunkte und aus der Quelle langjähriger Erfahrung fließt die hier niedergelegte Beurtheilung amerikanischer Zustände und die darauf gebauten Rathschläge . . .« [27].

Eine so freundliche Beurteilung wie in diesem säkularen Blatt waren die Methodisten seitens der Kirchen nicht gewohnt, weil die deutschen Landeskirchen bis dahin eine Art Monopol für Kirchenbildung hatten und die Freikirchen als »Eindringlinge« empfanden. Vielleicht sollte die Aufmerksamkeit noch ganz kurz auf den Inhalt dieser Publikation gelenkt werden, weil sie das umfassende Verständnis vom Dienst der Kirche zeigt, denn dieser Traktat hatte ausgesprochen diakonischen Charakter. Neben einer knappen Einführung in das gefahrvolle Schiffsleben während der Überfahrt werden Währungsfragen behandelt, die Wahl des Ausschiffungshafens erleichtert, die Zeit der Abreise erörtert, die Gefahr des Betrugs in den Hafenstädten nicht verschwiegen, die Arbeit der »Deutschen Gesellschaft« in New York vorgestellt, sowie Ratschlag für Landkauf und Einbürgerung in Amerika erteilt. Natürlich bleibt das Schul- und Kirchenwesen in Amerika nicht unerwähnt.

Aber nicht nur Dreier erwähnte in seinem Referat die Aktivität der Methodisten. Georg Gottfried Treviranus selbst sprach über die in Bremen begonnene Arbeit. Auch hier ist die unterschiedliche Berichterstattung in der Deutschen Auswanderer-Zeitung und der offiziellen Verhandlungsniederschrift durch Pastor Toel, der übrigens einige Jahre später als Rembertі-Pastor in Ermangelung einer eigenen Kirche in Hastedt seine dortigen Gottesdienste regelmäßig im Saal der Methodisten hielt[28], bemerkenswert. Es geht um die Ursache für die Auflösung des Bremer »Vereins für die protestantischen Deutschen in (Nord-)Amerika«. Treviranus sagt dazu nach der offiziellen Verhandlungsniederschrift: »Es ist merkwürdig, daß die Theilnahme für diese Anstalt gerade in unserer Stadt, die mit Nord-Amerika so unendlich viele und nahe Beziehungen hat, so daß man sie schon eine Vorstadt von New York nannte, je länger je mehr erkaltete. Es war bei vielen die Ansicht, das reiche Amerika könne sich selbst helfen; und als sich vor vier Jahren die bischöfliche Methodistenkirche in Nordamerika bewogen fand, mehrere Prediger zur Bekehrung der Deutschen nach Bremen und anderen Gegenden zu senden, kam man zu dem Entschluß, den Verein aufzulösen . . .« [29]. Bodo Heyne hat schon in seinem Aufsatz »Kirchliche Bemühungen um die Auswanderung des 19. Jahrhunderts in Bremen« einen anderen Akzent gesetzt, wenn er feststellt, daß hier »die Welle konfessioneller Auseinandersetzungen aus dem lutherisch geprägten norddeutschen Raum in das Leben des kleinen (Bremer) Staatsgebietes hinein (schlug) und manchen verheißungsvollen Ansatz zerstörte« [30]. Dabei ist vorwiegend an die durch den Lutheraner Friedrich Wyneken (1810–1876) entstandenen Probleme gedacht, mit dem der Bremer Auswandererverein lange eng zusammengearbeitet hatte. Dieser Bruch, der vorrangig konfessionelle Gründe

hatte, schlägt sich übrigens nach dem bereits oben erwähnten Besuch von Wilhelm Nast in Bremen auch im »Bremer Kirchenboten« nieder, auf dessen Seiten der Herausgeber, Friedrich Mallet, deutlich Partei für die Methodisten und gegen Wyneken ergreift. Ganze Ausgaben des »Kirchenboten« widmen ihre Aufmerksamkeit der Arbeit der Methodisten unter den deutschen Einwanderern in Amerika [31]. Im Blick auf die Ursache für die Auflösung des Bremer Auswanderer-Vereins ist im Gegensatz zu den Protokollen in der Deutschen Auswanderer-Zeitung ein ganzer Katalog genannt. Dabei stellt Treviranus selbst im Zusammenhang mit der Frage der Finanzierung von Mitarbeitern fest: »Das überstieg unsere Kräfte« [32]. Schließlich führt er weiter aus: »Ein weiterer Umstand war der, daß Amerika uns seine Prediger sendete, Pastor J a c o b y ist in unserer Mitte, um die Deutschen zu bekehren und soweit fühlen wir uns gewissermaßen davon dispensirt, noch an diese Sache soviel zu wenden« [33]. Die Methodisten waren ein willkommener »weiterer Umstand«, die Einstellung der Arbeit des Vereins in dieser kirchlichen Öffentlichkeit zu rechtfertigen. In Wirklichkeit lassen die Akten des Auswanderer-Vereins im Bremer Staatsarchiv erkennen, daß die Arbeit lange Zeit vor dem Kommen der Methodisten im Dezember 1849 [34] eingestellt wurde. Die entscheidende Krise wird auch in dem Briefwechsel zwischen Treviranus und Wichern deutlich. Über die Jahrzehnte hinweg ist dieser Schriftwechsel immer in einer überaus freundlichen Weise geführt, aber an dieser Stelle scheint es zu einem Mißverständnis zwischen Freunden gekommen zu sein. Das wird besonders in den Briefen, die Treviranus am 1. 2. 1844 und am 31. 8. 1844 schrieb, deutlich. Weil so lange keine »Zöglinge« für das Rauhe Haus von Bremen gesandt worden waren, muß Treviranus — sicher auf Anfrage von Wichern — mitteilen: »Darin irrst Du aber, wenn Du meinst, das Band zwischen dem Rauhen Haus und dem evangelischen Verein sei aufgelockert. Es hat sich in der ganzen Zeit kein taugliches Subjekt gemeldet. Und das dürfen wir uns freilich auch nicht verhehlen, daß die Kosten für so viele junge Männer zu groß waren, wenn wir unsere geringen Einnahmen ansehen« [36]. Darauf hatte der vereinsfreudige Bremer Erweckungsprediger schon ein halbes Jahr vorher hingewiesen, wenn er schrieb: »Dazu stehen unsere Finanzen so schlecht, daß wir 1843 mit einem Defizit von 191 1/2 rthl. geschlossen haben« [36]. Hier wird der Anfang der Krise des Vereins — übrigens fünf Jahre bevor die Methodisten nach Bremen kamen — deutlich beschrieben. Im Hintergrund standen Fragen über die Dauer der Ausbildung und über die Struktur des Dienstes in Amerika, die sich wiederum auf die Finanzen auswirken mußten.

Was hier an einem Beispiel dargestellt wurde, kann als typisch für das Verhältnis des Kirchentags – und damit auch des Kongresses der Inneren Mission – zu den Freikirchen bezeichnet werden. Das war wesentlich in der zur eigenständigen Kirchenbildung führenden missionarischen Tätigkeit begründet[37]. Auf diesem Hintergrund kann man die im Gegensatz zu den Freikirchen ausgesprochen freundliche Beurteilung der Arbeit der Herrnhuter Brüdergemeine verstehen, die auch im Kirchentag eine ganz andere Stellung hatte.

Zusammenfassend kann man feststellen, daß der Teil der deutschen Erweckungsbewegung, der ausschließlich Kirchentag und Innere Mission zu seiner Sache machte, der konservative und national orientierte Flügel war, während die Evangelische Allianz den aufgeschlosseneren, international offenen Flügel repräsentierte.

In diesem Zusammenhang ist es erwähnenswert, daß auf keinem der Kirchentage des 19. Jahrhunderts ein Freikirchler die Gelegenheit hatte, das Selbstverständnis seiner Kirche zur Diskussion zu stellen und um Verständnis für einen anderen ekklesiologischen Ansatz zu werben. Dagegen war Wilhelm Nast, »der Kopromotionale von David Friedrich Strauß in der Blaubeurer ›Geniepromotion‹ «[38] und langjährige Redakteur des »Christlichen Apologeten«, eines deutschsprachigen Wochenblattes der Methodistenkirche in Amerika, das übrigens auch in Bremen gelesen wurde[39], eingeladen worden, auf der Versammlung des Evangelischen Bundes, wie damals die Allianz oft genannt wurde, einen Vortrag zu halten. Man schrieb das Jahr 1857. Nast kam von Amerika und konnte bei dieser Gelegenheit den achthundert Teilnehmern dieser Versammlung zurufen: »Vergessen Sie auch nicht, daß die Methodistenkirchen mit ihrem Missionswerk unter den (eingewanderten) Deutschen kein historisches Recht verletzt haben!«[40]. Beyreuther kommentiert dann diesen Satz und schreibt »Damit war wohl alles ausgesprochen, was von den deutschen Freikirchen in Berlin einfach gesagt werden mußte«[41].

An dieser Veranstaltung nahm auch Treviranus teil, der über seine Eindrücke von dieser Allianz-Versammlung ausführlich an Wichern schreibt. Befriedigt stellt er fest: »... die Engländer haben erkennen müssen, es sei hier anders als bei ihnen ...«[42]. Wenn er auch im weiteren Verlauf des Briefes schreibt: »Das Ergebnis ist ein lauteres, lebendiges Zeugnis gegenüber dem starren, trennenden, lieblosen und eigentlich haßerfüllten Konfessionalismus ...«[43], so muß man doch sagen, daß Treviranus bei aller Aufgeschlossenheit auf nationaler Ebene gerade den internationalen und damit damals auch überkonfessionellen Zug der Evangelischen Allianz nicht ganz bejahen konnte. Trotzdem hat er sich offensichtlich geschmeichelt ge-

fühlt, als er anläßlich des Empfangs aller Konferenzteilnehmer nach Mallet durch Wilhelm Hoffmann, den damaligen Hofprediger und vormaligen Inspektor der Basler Mission, dem König vorgestellt wurde mit der Bemerkung: »Du gehörst ja recht dazu als ein Mitstifter der Evangelischen Allianz« [44].

Inzwischen waren seit der Londoner Gründungsversammlung mehr als zehn Jahre vergangen. Die drei Phasen der politischen Geschichte, die in diesem Jahrzehnt sich begegnen, waren nicht ohne Wirkung auf die Entwicklung von Kirche, Kirchentag und Evangelischer Allianz geblieben. Das wirkte sich ohne Frage auch in der Stellung des Bremer Predigers und Organisators Georg Gottfried Treviranus zu diesen Institutionen aus.

Anmerkungen

[1] Bodo Heyne, Gottfried Menken (1768–1831). Aus seinem Leben und Wirkungskreis, in Hospitium Ecclesiae Band 6, Bremen 1969, S. 7–40.

[2] Karl Barth, Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert, Zürich 1952 [2], S. 469 ff.

[3] Walter Schäfer, Georg Gottfried Treviranus, Wicherns Freund, Verden 1963, S. 13.

[4] Ludwig Rott, Die englischen Beziehungen der Erweckungsbewegung und die Anfänge des Wesleyanischen Methodismus in Deutschland, Frankfurt/Main 1968, S. 107–135.

[5] Hans Luckey, Johann Gerhard Oncken und die Anfänge des deutschen Baptismus, Kassel 1958 [3], S. 116.

[6] Staatsarchiv Bremen, Akte T 1 aa 1.

[7] Ludwig Sigismund Jacoby wurde der Begründer des Bischöflichen Methodismus in Deutschland. Die Ausbreitung erfolgte seit Dezember 1849 von Bremen aus, zunächst bis in die Schweiz, später bis nach Ungarn.

Kurzbiographie: Friedrich Wunderlich, in »Brückenbauer Gottes«, Ludwig Sigismund Jacoby – Missionar, Frankfurt/Main 1963, S. 45–73.

[8] Reverend R. Pinkerton ist Sekretär der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, der die Gründung von Bibelgesellschaften auf dem Kontinent vorantrieb.

[9] In einem Brief (bisher unveröffentlicht) von Treviranus an Wichern vom 15. 10. 1841. – Bei weiteren Bezugnahmen auf den Briefwechsel schreibe ich jeweils nur: Treviranus an Wichern und Datum des Briefes. Abschriften dieser Briefe in der Bücherei der Bremischen Evangelischen Kirche.

[10] Kurzbiographie: Friedrich Wunderlich, Brückenbauer Gottes, Wilhelm Nast – Theologe, Frankfurt/Main 1963, S. 11–44.

[11] Treviranus an Wichern, 8. 5. 1845.

[12] Treviranus an Wichern, 11. 2. 1850.

[13] Erich Beyreuther, Der Weg der Evangelischen Allianz in Deutschland, Wuppertal 1969, S. 18.

[14] Bremer Kirchenbote, herausgegeben von Friedrich Mallet, vom 4. Juli 1846.

[15] Erich Beyreuther hat über den Kreis der nach London eingeladenen Deutschen keine Übersicht geben können, weil entsprechendes Quellenmaterial fehlte. Daher ist bisher nur sicher feststellbar, wer dort war. Durch den »Bremer Kirchenboten« wissen wir, daß Friedrich Mallet eingeladen war.

[16] Bremer Kirchenbote, – 4. 7. 1846 –

[17] Treviranus an Wichern, 11. 7. 1846.

[18] ebenda.

[19] Treviranus an Wichern, 14. 9. 1846.

[20] Beyreuther, S. 15.

[21] ebenda.

[22] Die Verhandlungen der Wittenberger Versammlung für Gründung eines deutschen evangelischen Kirchenbundes im September 1848, herausgegeben von Dr. Kling, Berlin 1848, S. 27.

[23] Johann Hinrich Wichern, Sämtliche Werke, Band 1, Herausgegeben von Peter Meinhold, Berlin-Hamburg 1962, S. 155–173 (einschl. Anmerkungen).

[24] Die Verhandlungen des sechsten deutschen evangelischen Kirchentages zu Berlin im September 1853, herausgegeben von H. Rendtorff, Berlin 1853, S. 58–77.

[25] Beyreuther, a.a.O., S. 18.

[26] Deutsche Auswanderer-Zeitung, Bremen, vom 26. 10. 1852. Vergl. dazu den »redigierten« Text in Die Verhandlungen des vierten Congresses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche auf dem fünften Kirchentag zu Bremen im September 1852, herausgegeben von Friedrich Adolph Toel, Berlin 1852, S. 71.

[27] Deutsche Auswanderer-Zeitung, Bremen, vom 4. 5. 1852. Gesperrt gedruckte Worte aus dem Originaltext übernommen.

[28] Kurd Schulz, 100 Jahre Hastedter Kirche, Bremen 1962, S. 12. Hastedt gehörte damals noch zum Kirchspiel St. Remberti.

[29] Verhandlungen des vierten Congresses , . . , a.a.O., S. 75.

[30] Bodo Heyne, Kirchliche Bemühungen um die Auswanderung des 19. Jahrhunderts in Bremen, in Hospitium Ecclesiae, Band 3, Bremen 1961, S. 64–84, hier S. 69.

[31] »Bremer Kirchenbote« vom 3. 5. 1845, vom 21. 6. 1845, u. a. Am 21. 6. 1845 schreibt Mallet dort in einem offenen Brief an Wyneken: »Du wirst aus diesem Vorwort (Nr. 17 Kirchenbote) ersehen, daß ich in den Krieg ziehen will und zwar für die Methodisten gegen Dich.«

[32] Deutsche Auswanderer-Zeitung, Bremen, vom 5. 11. 1852.

[33] ebenda.

[34] Gottfried Mai, Die Bemühungen der evangelischen Kirche um die deutschen Auswanderer nach Nordamerika (1815–1914). Die Angaben auf Seite 85, daß »im Jahre 1848 einige Prediger der bischöflichen Methodistenkirche Nordamerikas auch in Bremen erschienen . . .« sind zu präzisieren. Am 23. Dezember 1849 hielt der erste aus Amerika zurückkehrende Methodistenprediger, Superintendent Dr. Ludwig Sigismund Jacoby, die erste Predigt in Deutschland im damaligen »Krameramtshause«, dem heutigen Gewerbehaus. Erst am 7. Juni 1850 trafen weitere zwei Methodistenprediger als Rückwanderer aus Amerika (Ludwig Nippert und Carl Heinz Doering) in Bremen ein.

[35] Treviranus an Wichern, 31. 8. 1844.

[36] Treviranus an Wichern, 1. 2. 1844.

[37] Karl Heinz Voigt, Evangelisation der evangelischen Freikirchen, Eine historische Skizze, in »Das missionarische Wort«, Berlin 6/1970, S. 297–305.

[38] Heinrich Hermelink, Das Christentum in der Menschheitsgeschichte, Band 1, Tübingen/Stuttgart 1951, S. 502.

[39] Der »Bremer Kirchenbote« vom 12. 9. 1841 bringt einen ausführlichen Bericht über den »Christlichen Apologeten«, ferner: Treviranus an Wichern, 5. 3. 1841, Deutsche Auswanderer-Zeitung, Bremen, vom 28. 9. 1852.

[40] Beyreuther, a.a.O., S. 43.

[41] ebenda.

[42] Treviranus an Wichern, 4. 10. 1857.

[43] ebenda.

[44] ebenda.

Cornelius August Wilkens (1829–1914)

Kurze Darstellung seines Lebens und Werks – Mit einem Anhang: C. A. Wilkens über Bremer Pastoren des 19. Jahrhunderts. Erinnerungen, Charakteristiken, Polemik

Von Gerhard Schmolze

Die Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel bewahrt mit dem handschriftlichen Nachlaß von Cornelius August Wilkens Vorarbeiten und Entwürfe für ein philosophisches und theologisches System von großer innerer Geschlossenheit: eine Synthese der Rechts- und Staatsphilosophie Friedrich Julius Stahls und der Theologie August Friedrich Christian Vilmars. Theologiegeschichtlich ist vor allem der Versuch, das Neuluthertum völlig von Schleiermacher zu lösen, interessant und bedeutsam. Wilkens nimmt weithin die Schleiermacher-Kritik der Dialektrischen Theologie vorweg. Das Erbe von Stahl und Vilmar wird von ihm von der Theologie des Luthers der Abendmahlsschriften her interpretiert und weiterentwickelt. Oekumenische Gesinnung wird dabei besonders der katholischen Kirche gegenüber bewahrt. Alles in allem liegt hier eine Theologie des Konservativismus vor, die gerade in unserer Zeit mit ihren mannigfachen und unzulänglichen Versuchen, konservatives Denken neu zu begründen, Beachtung verdienen würde. Merkwürdigerweise war Cornelius August Wilkens von dem Vorurteil beherrscht, daß ihm die Kraft zu systematischer Darstellung nicht gegeben sei. Die ihm 1867 angetragene Professur für Systematische Theologie an der Universität in Greifswald lehnte Wilkens ab, weil ihm »die unerläßliche Ausrüstung« für diese Aufgabe abgehe: »Ich würde mich einer schweren Sünde schuldig machen, falls ich mich mit so unzulänglichen Mitteln an eine solche Aufgabe wagen wollte« [1]. Wilkens war damals Pfarrer an der reformierten Kirche in Wien. Er litt unter den Verhältnissen und sah als Alternative zu diesem Ruf nach Greifswald auf ein »neues Arbeitsfeld voll Anregungen und Lebens« nur: »in der Dorotheergasse leben und sterben« [2]. Aber der Schüler Karl von Hases in Jena verstand sich selbst als Historiker: »Mein Fach, wenn von einem solchen ohne Anmaßung hätte die Rede sein können, war die Kirchengeschichte«, schreibt er bescheiden in seinen ungedruckten Lebenserinnerungen »Aus alten Tagen« [3].

In den Grenzen dieser Selbsteinschätzung, die gewiß nicht zutreffend war, plant Wilkens die Darstellung seiner theologischen Konzeption mittels einer Biographie von Friedrich Julius Stahl. Der handschriftliche Nachlaß in Wolfenbüttel enthält umfangreiche Vorarbeiten für diese Biographie.

Ja, Stahl steht so im Mittelpunkt des bedeutsamsten Bestandteils dieses Nachlasses, der hundertbändigen Handschrift »Otium Kalksburgense«, daß dieses kolossale Alterswerk, dem von 1882 bis 1914 als »work in progress« niedergeschrieben, als Handschrift »Stahl – Wilkens« eingeordnet wurde. Wie sehr in Wirklichkeit Wilkens die Gabe der systematischen Darstellung auch in populärer Form geschenkt war, zeigt ein katechismusartiger Abriß der Philosophie Friedrich Julius Stahls im sechsten Band der Handschrift [4]. Als Wilkens sich darüber klar wurde, daß ihm die Bewältigung der von ihm selbst zusammengetragenen Materialmassen zur Biographie von Friedrich Julius Stahl nicht mehr möglich sein würde, wandte er sich der Form des Aphorismus zu. Es ist allerdings nie der klar geschliffene Einzelgedanke, wie er bei den Zeitgenossen von Wilkens, Friedrich Nietzsche oder Carl Hilty, zu finden ist. Wilkens entwickelt seine Gedanken in Kurzessays, aus denen man nach seinem Tode dann »Goldkörner« herauszusuchen begann. So entstanden die Auswahlbände aus dem »Otium Kalksburgense«, die leider kein ganz getreues Bild des Originals vermitteln. Der »auf Veranlassung seiner Verehrer und Freunde« von einem ungenannten Herausgeber 1917 erstmals vorgelegte Band: »Aus den Tagebüchern eines evangelischen Pfarrers« hat die Härten und Schroffheiten im Urteil von Wilkens sehr zurücktreten lassen. Gerade dieses Buch aber hat das Wilkens-Bild für breitere Kreise bestimmt. Es erlebte drei Auflagen [5] und rief den Wunsch nach einer Fortsetzung wach. Otto Lerche [6] hat aus seiner eingehenden Kenntnis des Nachlasses heraus, den er im Jahre 1921 im Auftrag der braunschweigischen Regierung für die Bibliothek in Wolfenbüttel übernommen hatte, dann einen zweiten Auswahlband zusammengestellt: »Otium Kalksburgense. Eine neue Auswahl« [7]. Hier findet man auch zwei Seiten von Wilkens, die schon Lerche bedenklich stimmen: Einmal seine Gegnerschaft zur Frauenemanzipation und das intensive Interesse für Sexualprobleme. Wilkens selbst war unverheiratet. Lerche schreibt über diesen Bereich: »Es ist geradezu peinlich, in wie hohem Maße und mit welcher Ausführlichkeit sich Wilkens mit diesen Problemen und mit dem ganzen Komplex des sechsten Gebotes befaßt« [8]. Nun darf man hier daran erinnern, daß Wilkens im gleichen Wien lebt, in dem Sigmund Freud und Arthur Schnitzler diesem Problemkreis nachgehen. Mit Schnitzlers »Reigen« hat sich Wilkens übrigens kritisch auseinandergesetzt [9]. Zweitens ist dann der Antisemitismus zu nennen, der allerdings auch im Wien Luegers und Schönerers geradezu in der Luft lag. Lerche nennnt den »ausgesprochenen Rassenantisemitismus«, den Wilkens vertritt, milde »etwas kulturlos« [10]. »Er ist bei Wilkens um so unangebrachter, weil er als Verehrer und glühender Anhänger Stahls nicht jeden Juden a priori verurteilen sollte« [11]. Ungewöhnlich ist auch die

scharfe Ablehnung der »Los-von-Rom-Bewegung« auf der einen, das ruhige, die positive Seite der römisch-katholischen Kirche hervorhebende Urteil auf der anderen Seite. Wilkens wohnte seit der Aufgabe seines Pfarramts in Kalksburg bei Wien in nächster Nachbarschaft der dortigen Niederlassung der Jesuiten. Auch wenn er engere Beziehungen vermied, brachte doch das Leben am gleichen Ort, in dem damals noch dünn besiedelten Kalksburg, die Bekanntschaft mit einigen der Patres, z. B. dem langjährigen Rektor des Jesuitenkollegs, P. Karl Andlau († 1930), einem Elsässer, und dem Geschichtsprofessor P. Leo König († 1928). Vielleicht darf man auch aus dem Titel seines handschriftlichen Hauptwerks »Otium Kalksburgense« einen Anklang an die Jahresberichte des Kollegs heraushören, die unter dem Titel »Studium Kalksburgense« veröffentlicht wurden. Wilkens kannte jedenfalls den Orden besser als die meisten seiner Zeitgenossen, und die weitere Entwicklung der Jesuiten hat sein Urteil nur bestätigt: »Die Gesellschaft Jesu hat einen wissenschaftlichen Glanz wiedererlangt, der den des 17. Jahrhunderts noch weit überstrahlt. Ihre Autoren stehen auf der Höhe und an der Spitze für alle theologischen Disziplinen. Das S. J. hinter dem Namen ist wieder die beste Empfehlung eines Buches. Die neuen Bollandisten leisten Eminentes als Textkritiker und Geschichtsforscher; in Exegese, Dogmatik, Dogmengeschichte sind die ungläubigen protestantischen Theologen völlig überholt« [12]. Die Grenze der Anerkennung tritt an anderer Stelle zutage: » ›Ich habe mehr gearbeitet als sie alle‹, darf der Jesuitenorden sagen im Vergleich zu Benediktinern, Karthäusern, Dominikanern, Franziskanern — aber er kann nicht fortfahren: ›nicht ich, sondern die Gnade, die mit mir ist‹ (1. Kor. 15, 10)« [13].

Wilkens sieht im Papsttum einen Hort der rechten Ordnung: »Einst war es ein Schutz gegen fürstlichen Despotismus, jetzt gegen den demokratischen« [14]. »Es hat alle Throne Europas entstehen sehen, sein Thron wird als letzter und einziger übrig bleiben, wenn die Gottesgeißel der Demokratie — der Stern Wermut — alle anderen zerschlagen hat« [15]. Die Frage: »Warum bleibt die römische Kirche?« beantwortet Wilkens mit einem Hinweis auf die vielen Vertreter eines lebendigen innerlichen Christentums innerhalb der katholischen Kirche: »Weil trotz allem, was Unchristliches und Widerchristliches in ihr gelehrt und geübt wird, doch Christen in ihr möglich und wirklich sind, wie Wittmann, Sailer, Diepenbrock, Pius VII., Fenelon, Bosuet, Bourdaloue, Arnauld, Pascal, St. Cyran, Bernard v. Clairvaux« [16].

Daß seine eigenen wissenschaftlichen Leistungen auch von katholischen Theologen anerkannt wurden, z. B. von Kardinal de Waal [17], hat Wilkens mit Befriedigung erfüllt. Lerche berichtet freilich auch von dem Mißtrauen auf evangelischer Seite, Wilkens sei »heimlicher Jesuit, mindestens aber

Kryptokatholik« [18]. Daß auch auf katholischer Seite das Wohlwollen für Wilkens seine Grenzen hatte, zeigt das Grabmal auf dem Friedhof in Kalksburg. Sein letzter Wunsch, daß dort neben dem Jesus-Wort: »Wer anklopft, dem wird aufgetan« sein Name und »Pfarrer« stehen möge, durfte nicht erfüllt werden, weil es nicht angängig sei, daß ein akatholischer Religionsdiener als »Pfarrer« bezeichnet werde.

Das schönste Zeugnis der ökumenischen Gesinnung, die C. A. Wilkens gegenüber der katholischen Kirche beseelte, ist seine in den ersten Kalksburger Jahren entstandene »Geschichte des spanischen Protestantismus im sechzehnten Jahrhundert« [19], ein in wissenschaftlicher Hinsicht heute weithin überholtes, in seiner Freiheit von allen konfessionellen Animositäten aber noch immer mustergültiges Buch. Wilkens schreibt im Vorwort: »Die römischen Doktrinen beurteile ich nach dem reformatorischen Fundamentalbekenntnis. Das nötigt mich jedoch nicht, weil die Päpste vom zehnten bis zum dreizehnten Leo den Lutherschlüssel zum Allerheiligsten zurückwiesen, die Katholiken, denen der Römer- und Galaterbrief versiegelt blieb, für Kananiter zu halten, die ein neuer dreißigjähriger Krieg ausrotten müsse ... Es darf uns nicht verleiten, mit gleicher Münze zu zahlen, wenn Katholiken sich ihrer Erfahrungen von der Kirche nicht freuen zu können meinen, ohne unsere Erfahrungen vom seligmachenden Glauben als Phantastereien zu verhöhnen« [20].

Die Kehrseite dieser Haltung ist die radikale Ablehnung des reformierten Kirchentums, soweit es von Zwingli bestimmt ist. »Meister Uli, ›der Rote‹ « [21], ist für Wilkens in seiner Kalksburger Periode Urheber alles Niedergangs im Protestantismus: »Seine Wirksamkeit war insofern höchst verderblich, als er der Kanal war, durch den das lediglich negative, radikale Element in die Reformation drang, legitim wurde und bis heute ist« [22]. In Marburg 1529 vertrat Luther Bibel und Kirche: »Luther in Marburg witterte in Zwinglis anderem Geist den seiner eigenen Kirche grundfeindlichen und sie zerstörenden, christlich schillernden Weltgeist. Er wußte, daß von Zwinglis Rationalisterei das Wort: ›Die Welt hört sie‹, gelten werde. Der ganze Pseudoprotestantismus von heute folgt Zwinglis Fahne gegen Luther« [23]. Calvin wird milder beurteilt, aber er steht doch immer unter Luther, vor allem, wenn die »Größe seiner geistlichen Erfahrung, seines Sünden- und Heilsbewußtseins« die Bedeutung eines Theologen ausmacht und nicht »logische Schärfe, feine Dialektik usw.« [24]. In dem, wofür sie zu büßen hatten, stehen sich aber die von Zwingli und die von Calvin ausgehenden reformatorischen Bewegungen kaum nach: »Calvinismus und Zwinglianismus sind am Gift ihrer Fundamentalirrtümer untergegangen, das Deutsch-Reformiertentum starb an seinem haltlosen, konfessionslosen

Subjektivismus. Dem Luthertum konnte das ihm innerlich fremde, von außen eingedrungene Gift des Rationalismus nur temporär schaden, nicht den Tod bringen« [25]. Von diesen Besonderheiten, Einseitigkeiten, Schroffheiten der neulutherischen Theologie des »Otium Kalksburgense« mußte hier vorweg die Rede sein, weil fast alles Autobiographische von Wilkens aus der Kalksburger Zeit stammt. Er betrachtet sein Leben im Licht der neuen Einsichten, verbrennt, was er angebetet hatte, und versucht gelegentlich auch, Früheres neu zu interpretieren. So ist die Kenntnis seiner späten Theologie, der unbestreitbar wichtigsten und eigensten Lebensleistung, wesentlich für das Verständnis der biographischen Mitteilungen in den Briefen an Albert Freybe [26], aus den Jahren 1883 bis 1911, der bislang ergiebigsten Quelle für sein Leben [27].

Neuerdings ist eine Quelle hinzugetreten, die bislang als verschollen galt: Die Bände 2–6 der Lebensbeschreibung »Aus alten Tagen«. Bei der Übergabe der Handschrift des »Otium Kalksburgense« an die Bibliothek in Wolfenbüttel waren die Bände 1–5 ausgenommen worden. Mit der Auflage, daß sie »nach Möglichkeit nicht benutzt werden sollten, so lange noch Verwandte Wilkens' leben« waren sie »einer Bremer Sammlung« [28] anvertraut worden. Das Vorwort der ungenannten Herausgeber des Bandes »Aus den Tagebüchern eines evangelischen Pfarrers« spricht von »nur für die Familie bestimmten Bänden«, die vor 1883 in Bremen geschrieben worden seien [29], Lerche mutmaßt 1926, diese Bände enthielten »Familiengeschichte und Autobiographisches aus der frühesten Jugend« [30]. Überraschenderweise sind nun die Bände 2–5 in der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel zum Vorschein gekommen. Alle Mutmaßungen waren falsch: Die Bände enthalten in Wirklichkeit Autobiographie, die bis zum Jahre 1879 reicht. Der Titel des 2. Bandes lautet: »Aus alten Tagen. Familien- und Lebenserinnerungen aus dem Gedächtnis gesammelt und niederzuschreiben begonnen am heiligen Weihnachtsabend des Jahres 1884 in Kalksburg im fünfundfünfzigsten Jahre meines Lebens.« Der erste Band muß leider nach einer Eintragung auf dem Innendeckel des 2. Bandes als verloren gelten: »Band 1 ist durch die Schwester des Verfassers, Frl. Josephine Wilkens [31], weil ›nur für die Meinigen bestimmt‹ vernichtet worden. Vergl. Aufzeichnung von Dr. Franz Heymerle, Wien, 1. Januar 1928.«

Auch diese Autobiographie steht nun ganz im Banne der kurz zuvor eingetretenen äußeren und inneren Lebenswende: Wilkens gab 1881 sein Amt als Pfarrer der deutschen Gemeinde in Den Haag auf und wandte sich, in sein Bremer Elternhaus zurückgekehrt – wie der damals entstandene Band 12 des Gesamtwerkes mit dem Titel »Otium Bremanum« zeigt – dem intensiven Studium der Theologie Vilmars zu. Nach dem Tod seiner Mut-

ter am 7. Dezember 1882 siedelt dann Wilkens nach Kalksburg bei Wien über, um den Rest seines Lebens als Privatgelehrter und Schriftsteller zu verbringen. Es bedeutet dies zugleich den Abschied von der reformierten Kirche, der er als Pfarrer gedient hatte. Die Autobiographie trägt weithin Züge einer Rechtfertigung dieses Schritts.

Das Fehlen des ersten Bandes nötigt dazu, für Geburt und Herkunft auf die Personenstandsregister des Standesamts Bremen-Mitte zurückzugreifen: Cornelius August Wilkens ist der älteste Sohn, das erste von sieben Kindern des Korn- und Warenmäklers Johann Ludwig Wilkens und seiner Ehefrau Kunigunda geborene Herklots. Die beiden hatten am 29. März 1828 die Ehe geschlossen, Cornelius August Wilkens kam am 17. August 1829 in dem Hause Contrescarpe 31 zur Welt. Der Vater war ein Sohn des Schulhalters Cornelius Conrad Wilkens, eines Lehrers an einer Armenfreischule. Die Mutter stammte aus einer Seeschifferfamilie. Ihr Vater, der Kapitän Johann Michael Herklots, wird von C. A. Wilkens in seinen Briefen an Freybe erwähnt: »1823 machte mein Großvater eine Reise nach Bordeaux, um dort ein Seeschiff für seinen Reeder zu kaufen. Er schaffte sich dazu ein handfestes, ganz in Leder gebundenes Riesennotizbuch an, das ihn auf allen Fahrten nach Kalkutta begleitete bis 1828, wo er in den Ruhestand trat († 1840). Dort war Großvater Bürgermeister. 1814 war er, 18 Jahre alt, dort in holländische Dienste getreten, dann in die Ostindische Kompanie († 1858).« Der Genfer Indienmissionar Alfonce Lacroix wurde sein Schwiegersohn. Wilkens bewahrte in Kalksburg neben dem Notizbuch die Bilder dieses Großonkels und seiner Frau [32]. Die aus dieser Familie stammende Mutter hat Cornelius August Wilkens besonders tief beeinflußt. Das hängt wohl mit dem frühen Tod des Vaters zusammen, der 1849 das Opfer einer typhusartigen Erkrankung wurde. Der Sohn sieht auch den Frühverstorbenen keineswegs in einem verklärten Licht. Mangelhafte Menschenkenntnis, Zusammenarbeit mit unseriösen Geschäftsfreunden, Launenhaftigkeit und anderes wird ihm in den Lebenserinnerungen zum Vorwurf gemacht. Das Bild der Mutter ist demgegenüber strahlend: »Was mir ihre Liebe, Fürbitte, ihre Güte und Strenge, ihre Vorbildlichkeit in Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit, Genügsamkeit, Sparsamkeit, Treue war, ist nicht auszusprechen und nicht auszudenken« [33], schreibt Wilkens anläßlich ihres 100. Geburtstages im Jahre 1904. Und an anderer Stelle: »Könnte man im Paradies seinen Verstand verlieren, so würde mir das vor Freude geschehen, wenn ich meine Mutter wiedersähe!« In einem Traum gratulierte der 82jährige der Mutter zum Geburtstag, indem er ihr um den Hals fiel: »Ich kann es gar nicht aussprechen, wie lieb ich dich habe« [34].

Geistlich war die Mutter wie übrigens auch die Großmutter Wilkens' von Johann Heinrich Bernhard Draeseke geprägt. Nach dessen Weggang hielt sich die Familie zu Pastor Carl Friedrich Wilhelm Paniel. Wilkens betont in seinen Lebenserinnerungen die Bindung an die St.-Ansgarii-Kirche: »Es war mir schwer, von der lieben Kirche zu scheiden, und ich sah mich oft nach dem Altare um, wo ich konfirmiert war ..«, schreibt er z. B. bei der Schilderung des Abschieds von Bremen beim Beginn des Studiums [35].

Konfirmandenunterricht hatte C. A. Wilkens zunächst bei Pastor Moritz Rothe empfangen, er wechselte dann aber vor der Konfirmation zu Pastor Paniel über, zu dem er rasch ein enges persönliches Verhältnis gewann. Wilkens besuchte in Bremen die »Gelehrtenschule«, das Alte Gymnasium. Sein Verhältnis zur Schule war nicht ganz problemlos. Noch 1889 schreibt er an Freybe: »Die Schule sollte in der besten Welt nicht sein. Mir war sie der Inbegriff alles Gräßlichen vom ersten Fibeltage an« [36]. Ganz modern spricht Wilkens von der »Schuldiktatur«: »Sie besteht in unerhörtestem Maße. Gegen den Lehrkörper und seine Unfehlbarkeit kommt niemand auf« [37]. »Die meisten Lehrkräfte sind Lehrschwächen« [38], das galt auch für die Bremer Gelehrtenschule: »Keiner meiner Lehrer hatte je ein Gymnasialexamen bestanden ... Fast alle waren Kandidaten der Theologie, die ohne weiteres Gymnasiallehrer geworden waren; vorzubereiten hatten sie sich auf Stunden wohl kaum. Wir waren sehr anspruchslos, unverwöhnt ... Wir hätten keinen unserer Lehrer einen Tag vermißt« [39]. Gleichwohl begegnen sie ihm noch 1903 im Traum: »Wenn ich recht qualvoll träume, so ist es von Professor Nägelsbach, der mir die griechische Arbeit wegen eines falschen Professor mit flammendem Zorn zurückgibt« [40]. Im Sommer 1847 schwänzte der Unterprimaner Wilkens sechs Wochen lang die Schule, weil er sich davor fürchtete, eine selbstverfaßte Rede frei vortragen zu müssen. Schon als die Reihe an ihn kam, vom Katheder aus das Morgengebet vorlesen zu müssen, war Wilkens gescheitert: »Ich war unfähig vor Angst, Herzklopfen, Atemlosigkeit ..« [41]. Die Wochen des Schwänzens füllte er mit Spazierengehen: »Von 8 bis 1 Uhr ging ich jeden Tag nach Horn, von 3 bis 5 nach Walle«, es waren Wege voller »Gefahren vor begegnenden Lehrern oder Mitschülern« [42]. Ein Mitschüler brachte dann die Sache durch die Frage: »Ist August noch immer krank?« bei den Eltern zum Platzen [43]. Professor Weber von der Gelehrtenschule zeigte sich verständnisvoll und dispensierte Wilkens vom freien Vortrag, wies allerdings auch auf die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben mußten, hin: »Sei ich wirklich außerstande, frei zu sprechen, so müsse ich die Theologie aufgeben, denn als Pfarrer könne mich kein Gott von öffentlicher Rede entbinden. Auch die dümmsten Bauern wollten keinen Geistlichen, der auslese. Ich war froh

über die Dispens; oft habe ich später gedacht: war es nicht doch eine göttliche Abweisung vom Wege zur Kanzel, der ich hätte folgen sollen?« [44]

Professor Weber ließ es sich auch sonst angelegen sein, Wilkens zu ermuntern: »Einmal kam ich als Primaner überglücklich nach Hause, mit dem Schulzeugnis in der Hand. Mein Klassenlehrer, der Gymnasialdirektor W. E. Weber hatte nämlich mein Zeugnis also gestaltet: alle Fächer umzog er mit einem dicken Strich und schrieb dazu: Mutig vorwärts!« [45]

Auch der Französischlehrer Laun gewann Einfluß auf Wilkens: »Mein Gymnasialprofessor für Französisch in Bremen, später Lehrer in Oldenburg, hat mein Buch über Luis de Leon [46] veranlaßt durch einen Aufsatz über den spanischen Dichter im Bremer Sonntagsblatt 1857« [47]. Wilkens holt sich als Vikar bei ihm Rat, wie er am besten Spanisch lernen könne. Damit beginnt in der wissenschaftlichen Entwicklung von Wilkens eine Linie, der er zumindest eine erhebliche Horizonterweiterung zu danken hat [48].

Überragend aber war zunächst der Einfluß Paniels. Wilkens nennt ihn rückblickend sein »Idol«. Paniels patristische Interessen brachten auch ihn zum Studium einzelner Kirchenväter. Durch Predigtübungen nahm Paniel in einem Vorsemester vor Beginn des Studiums Wilkens die Angst vor dem freien Sprechen. Auch innerlich gewann Paniel mit seinem milden biblischen Rationalismus für längere Zeit das Herz des jungen Theologen Wilkens [49]. Karl von Hase, dessen Kirchengeschichte Wilkens schon im Vorsemester bei Paniel durchgearbeitet hatte, wurde sein akademischer Lehrer. Wilkens dankt ihm die Überwindung des vulgären Rationalismus, von dem Paniel nicht ganz frei war: »Karl August Hase, der Theologus Jenensis, hat mir 1849–1850 meinen rationalistischen Irrweg zum Abgrund nicht mit Dornen, sondern mit Rosen vermacht und mir meinen Stil geschenkt« [50].

In seinen Lebenserinnerungen nennt Wilkens neben Hase den Exegeten und Systematiker Leopold Immanuel Rückert, einen Herrnhuter, der 1844 als Nachfolger von Baumgarten-Crusius nach Jena berufen worden war und dort bis zu seinem Tode 1871 wirkte, der Richtung nach Vertreter eines von Kant und Fichte bestimmten »christlichen Rationalismus« [51]: »Rückert erwies mir zwei wichtige Dienste: er zwang mich zum konsequenten Denken, statt des halben Denkens und stellte die Theologen, die Paniel mich als die wahren Meister vom Stuhle bewundern gelehrt hatte, Ammon, Wegscheider, Bretschneider als gedankenlose Phrasenmacher dar. Das gab mir einen harten, peinlichen Stoß und kostete Kampf, bis ich mich losriß ... aber die bittere Arzenei tat vortreffliche Dienste, das Wort eines Rationalisten, der diese Collegen in ihrer Armseligkeit an den Pranger stellte, hatte bedeutendes Gewicht« [52]. Auf Spaziergängen, die Rückert mit Studenten unternahm, zeigte er sich auch am persönlichen Schicksal seiner Schüler

interessiert: »Er suchte den Einzelnen persönlich anzufassen, zu sondieren, wies auf die Aufgaben des heiligen Amtes hin, pries die Tätigkeit der Inneren Mission und sagte wohl: meine Herren, es muß mit Ihnen noch dahin kommen, daß Sie alle menschliche Weisheit von sich stoßen und bekennen: wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist« [53].

1850 wollte Wilkens in Leipzig seine Studien fortsetzen, wandte sich aber enttäuscht von den angebotenen Vorlesungen dann auf Paniels Rat nach Berlin. Er hörte dort u. a. Hengstenberg, der den Bremer nicht gerade sehr freundlich aufnahm: »Er wußte, da ich keine Grüße oder Briefe von seinen Freunden Mallet, Treviranus brachte, daß ich keiner der Seinen sei: ›Den Bremern ist es aber schlimm bekommen, daß sie sich Dulon gewählt haben um seines Urglaubens willens‹, bemerkt er scharf« [54]. Von Twestens Vorlesungen über Dogmatik und Lehre von der Schrift fühlte sich Wilkens auch rückblickend noch gefördert: »Er docierte nicht kalt wissenschaftlich, als handle es sich um Infusionstiere oder Schildkröten. Ein geistlicher Odem, ein Hirtenton in Claus Harms' Weise ging durch die Vorträge« [55]. Sein Kollege Karl Immanuel Nitzsch enttäuschte dagegen Wilkens' Erwartungen: »Im stärksten Gegensatze zu Twesten stand der gefeierte Nitzsch. Er behandelte die Prinzipien des Christentums für Studierende aller Fakultäten. Großes hatte ich erwartet, nie wurde ich so enttäuscht. Die Persönlichkeit machte den Eindruck des Halben, Unfertigen, Unklaren auch im Äußeren. Der Blick hatte etwas Umflortes, grübelnd Zaghaftees, als warte der Mann unaufhörlich auf ganze lösende Gedanken, finde aber nur halbe, die nichts lösten, sondern wieder auf andere harrten« [56]. Wilkens hörte neben den theologischen Vorlesungen bei Raumer Neuere Geschichte, bei Trendelenburg Geschichte der Philosophie, bei Rudolf Röpke Geschichte der neueren deutschen Literatur, bei Wilhelm Grimm eine Erklärung der Schrift »Winsbeke und Winsbekin«, bei Richard Lepsius »Über Leben und Sitten der alten Ägypter«. Wilkens erlebte Ranke und hörte und sah im königlichen Museum Panoffkas Erklärungen von Bildern gemalter Gefäße, bei August Beck besuchte er die Vorlesung Geschichte der griechischen Literatur, er hospitierte bei dem Geographen Ritter. »Als Lückenbüßer einer freien Stunde zwischen andern Vorlesungen nahm ich eine Erklärung der Satiren des Parsius mit, die Agathon Benary anfing, aber kaum über drei Stücke hinausführte« [57]. Wilkens erlebt diese Fülle geistiger Anregungen mit Begeisterung, eine neue Welt tut sich ihm auf. Er lebt ganz dem Studium: »Fast den ganzen Tag von neun Uhr morgens an war ich im Universitätsgebäude. Mittags von 12 bis 1/2 2 machte ich meinen Spaziergang aus dem Brandenburger Tore, im Tiergarten, die schöne Allee nach Charlottenburg. Der Weg war einsam, am häufigsten begegnete mir die Königin Elisabeth,

in die Ecke ihres Wagens gedrückt, mit dem blassen, leidensvollen Gesicht«[58]. In den Berliner Kirchen hört er die berühmten Prediger Büchsel, Knak, Sneklage, Strauss, Friedrich Wilhelm Krummacher. Enttäuscht ist er von den gottesdienstlichen Gebäuden: »Man konnte Studien machen an monströsen Unkirchen in Berlin: der Dom eine Orangerie, andere Gotteshäuser runde Ballsäle«[59].

Bei einer Rheinreise 1851 besuchte Wilkens auch Heidelberg und erlebte zufällig die Trauerfeier für den Theologen der »Denkgläubigkeit«, den Rationalisten Heinrich Eberhard Gottlob Paulus mit[60]. Studiert hat er dort so wenig wie in Leipzig[61]. Wilkens geht vielmehr im Wintersemester 1851/1852 noch nach Göttingen, wo er u. a. Gieseler und Bertheau hört. Das Semester enttäuscht nach den reichen Eindrücken von Berlin. Am 10. März 1852 nimmt er von der Universität Abschied und kehrt nach Bremen zurück, um vor dem geistlichen Ministerium sein Examen abzulegen. Wilkens hat Vorbereitungen und Verlauf dieser Prozedur ausführlich in seinen Lebenserinnerungen beschrieben.

Als 3. Kandidat des Ministeriums wird er dann für »Verhinderungsfälle« eingesetzt und hält in dieser Eigenschaft am 20. Juni 1852 in St. Remberti seine erste Predigt. Die Aufgabe läßt ihm Zeit, eine Arbeit über Peter Abälard zu schreiben, die er Paniel zu seinem Geburtstag 1855 überreichte: »Nachdem er es gelesen, meinte er, darauf könnte ich auf jeder Universität Dr. phil. werden, ich möge mich nach Göttingen wenden«[64]. Paniel hatte recht: Die philosophische Fakultät promovierte den Verfasser der Studie in Abwesenheit ohne Examen zum Doktor der Philosophie. Wilkens beschreibt die Szene, als diese Nachricht eintraf: »Mit dem Ruf: o Mutter, denke dir, ich bin Doctor, sprang ich in die kleine Stube, wo nun kein geringes Staunen herrschte. Niemand hatte etwas von der Sache gewußt, Mutter war glücklich, herzte und küßte mich. Das ist die einzige Nacht meines Lebens gewesen, worin mich die Freude nicht schlafen ließ«[65].

Die Kandidatenjahre brachten dann die allmähliche Abwendung von Paniel, den Übergang zu Mallet, d. h. in den seit dem Kirchenstreit zwischen Krummacher und Paniel 1840 festgefügten theologischen Fronten einen Frontwechsel. Wilkens konnte sich nach seinem Studium, vor allem nach dem Semester in Berlin darüber nicht mehr im unklaren sein, daß sich Paniel mit seiner Theologie überlebt hatte. Die leergewordene Ansgarii-Kirche bei Paniels Predigten zeigte ihm, daß das auch in Bremen empfunden wurde. Wilkens selbst fiel nun das Zuhören schwer: »Paniels Predigten wurden mir stets ungenießbarer«[66]. Die dicht gefüllte Stephani-Kirche zog Verwandte und Bekannte an, schließlich ging auch Wilkens zu Mallet in den Gottesdienst. In seiner in Wien geschriebenen Mallet-Biographie schil-

dert er die Folgen: »Als ich vor vielen Jahren noch an dem Worte Credo buchstabierte, kam es mir in einem qualvollen Traume vor, ich sei in einen Abgrund gestürzt. Während ich in namenloser Angst zu sterben erwartete, trat Mallet mit dem Worte zu mir: ›daß sie alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren‹. Die erschütternde Mahnung des Traumes ist nicht erfolglos geblieben. Der Glaubenspredigt Mallets verdanke ich es, daß ich endlich nach so vielem Irren meine Knie vor dem beuge, den alle Engel anbeten und gefangennehme alle Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens . . .« [68].

Vom theologischen Standpunkt seiner Spätperiode aus hat Wilkens die Grenzen von Mallet so umschrieben: »Es war Mallet nicht gegeben, die ganze Wahrheit der lutherischen Kirchenlehre zu würdigen, obwohl er die calvinische Lehre perhorrescierte« [69]. Zu einer engen persönlichen Beziehung kam es nicht. Daß Wilkens dem 1856 verstorbenen Paniel einen dankbaren Nachruf in der »Protestantischen Kirchenzeitung« [70] schrieb, hat ihm Mallet offenbar verübelt. Vergeblich bewarb sich Wilkens um einige freiwerdende Pfarrstellen in Bremen: um Vegesack, um eine Hilfspredigerstelle in Rablinghausen, außerhalb Bremens um die Pfarre in Ringstedt, mit einer Empfehlung Mallets fast auch um eine Pfarrei im Kanton Zürich, dann um die Predigerstelle am Armenhaus in Bremen. Treviranus empfahl ihn für ein Vikariat beim Generalsuperintendenten Althaus in Detmold, überall vergeblich. Wilkens bemühte sich um Stellen in London, in Petersburg, in Chur: »Nach fünf Jahren stand ich auf derselben Stelle und wartete in Geduld und Ungeduld« [71].

Wissenschaftliche Arbeiten füllten die Zeit: Wilkens schrieb eine kleine Studie über Fenelon, die 1857 in der »Protestantischen Kirchenzeitung« erschien [72], und dann auf den Rat Karl von Hases, der Wilkens anläßlich der Hauptversammlung des Gustav Adolf Vereins im September 1856 in Bremen besuchte und ermutigte, eine größere Arbeit über Petrus venerabilis, den Abt von Clugny aus dem 12. Jahrhundert [73]. Vorarbeiten für eine Draeseke-Biographie folgten, wurden aber aufgegeben. Am 15. August 1858 verlieh ihm die Universität Jena anläßlich des 300jährigen Jubiläums die Ehrenwürde eines Licentiaten der Theologie. Auf Hases Betreiben begann Wilkens eine neue wissenschaftliche Arbeit über Tilemann Hesshusius: »Aus eigener Bewegung hätte ich diesen Mann mir nie zum Helden gewählt«, schreibt Wilkens in seinen Erinnerungen: »Er ist ein Streittheolog und sein Leben ein einziger wilder Kampf für die reine, in der Augsburgischen Konfession bekannte Lehre Luthers . . . Aber er streitet auch mit einer Borniertheit, die ganz unfähig ist, den Gegner zu verstehen . . « [74]. In einem Brief an Freybe verurteilt er diese dann in den Vikarsjahren in Accum vollendete Arbeit: »Als ich die Quellenstudien zum Hesshusius machte, war

noch Hase mein Muster als Kirchenhistoriker, wie er mich denn zu diesem Stoff bestimmt hat. Daher habe ich wohl viel studiert, ganze Ladungen von Manuskripten wurden mir von Wolfenbüttel nach dem einsamen Accum gesandt; an Kenntnissen fehlte es nicht, aber wie sehr am Verständnis... Ich habe das Buch nie gelesen und rate Ihnen es ebenso zu machen. ›Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa‹, sage ich auch in bezug auf diese literarische Sünde« [75].

Eine Reise nach Paris im Spätsommer 1857 bildet eine willkommene Unterbrechung [76]. Zurückgekehrt rückt Wilkens zum Senior der Kandidaten auf. Im November 1857 übernimmt er schließlich eine Lehrtätigkeit an der Lindemannschen Erziehungsanstalt in Bremen. Diese Aufgabe und die Arbeit am Tilemann Hesshusius »milderten meinen Schmerz«, schreibt Wilkens in seinen Erinnerungen, »daß sich nach sechsjährigem Warten keine Aussicht auf ein Amt zeigte. Die gewöhnliche Zugabe des Candidatentums, Verlobung, machte mir freilich die Zeit nicht länger. Ich war entschlossen, unverheiratet zu bleiben, damit ich ganz meinem Amte leben, auch eine kleine arme Stelle annehmen und zu jeder Zeit resignieren könne, wenn ich außerstande sein sollte, das Amt so zu führen, wie es geführt werden soll« [77]. Der Einfluß der Mutter, die das reiche Erbe der Großmutter Herklots in behagliche Lebens- und Vermögensverhältnisse versetzt hatte — eine Erbschaft, die nach dem Tode der Mutter 1882 auch C. A. Wilkens finanziell unabhängig macht — wirkte hier wohl mit. Wilkens bemerkt einmal beiläufig, die Mutter habe nie »ein Gefühl« seiner »Untüchtigkeit für diesen Beruf loswerden können«: »Sie wäre weit beruhigter gewesen, wenn ich als Bäcker in die Lehre zu Onkel gekommen wäre und wie viele Schmerzen hätte ich weniger gelitten« [78].

Mallet vermittelte ihm schließlich die Stelle eines Vikars bei dem Pfarrer und Kirchenrat A. F. Mücke in Accum, dotiert mit einem Jahresgehalt von 250 Talern bei freier Station [79]. Wilkens wurde am 16. Januar 1859 in der Kirche U. L. Frauen ordiniert. Mallet motivierte die Zumutung, in der abgelegenen friesischen Pfarre ein Vikariat anzutreten: »Wer in Bremen will gern stehn, muß fort in die Fremde gehn« [80]. »Aber ein Umweg nach Bremen zurück ist die Trennung nicht geworden, wie Mallets Spruch andeutete, sondern ein Scheideweg fürs Leben« [81].

Accum im Jeverland hatte zwei Pfarrstellen. Mücke war bis 1826 zweiter Pfarrer gewesen, hatte aber dann, als die erste Pfarrstelle frei wurde, die Arbeit und den Gehalt des ersten Pfarrers mitübernommen und half sich nun in seinen alten Tagen mit einem Vikar. Das Pfarrhaus, in dem Wilkens Wohnung fand, glich und gleicht einem Herrenhause. Nachts schlugen die Türen und ächzten die Dielen: die alten Pfarrherrn gingen um.

Wilkens gewöhnte sich an den Lärm, die Arbeitsbelastung war nicht zu groß. Seine wissenschaftliche Arbeit konnte er weitertreiben. Er schrieb zudem für Schenkels »Allgemeine Kirchliche Zeitschrift« und für das Bremer Sonntagsblatt. Spanische Sprachstudien kamen dazu. Einer der Accumer Bauern, der längst »de Ogen inner Taschen und de Kaarkhofsbloomen uppen Kopp« trug, erwies sich als guter Kenner der spanischen Reformationsgeschichte: Er las an den Sonntagnachmittagen in einem alten Folianten, der sich als das »Große Märtyrerbuch« von P. Crocius aus dem Jahre 1606 entpuppte. Crocius hatte seinem Martyrologium ein Werk einverleibt, das die Leiden der spanischen Bekenner registriert hatte: Reinaldo Gonzalez Montes »Sanctae Inquisitionis Hispanicae Artes«, 1567 [82]. Auch diese Anregung hat Wilkens verwertet.

Accum war die einzige reformierte Gemeinde im Großherzogtum Oldenburg. Sie wurde in ihren überkommenen Rechten nicht geschmälert, war aber auch nicht dazu zu bringen, am Leben der lutherischen Landeskirche aktiv Anteil zu nehmen: »Sie wählte keinen Abgeordneten zur Landessynode und wollte von dem ganzen modernen, presbyterialen Schwindel nichts wissen« [83]. Das war in den Augen des alten C. A. Wilkens ein Positivum, aber über den schlechten Gottesdienstbesuch und die im ganzen trostlosen Gemeindeverhältnisse konnte er weder in den Jahren 1859–61 noch späterhin glücklich sein. Da auf die Übernahme der Pfarrstelle in Accum nicht zu hoffen war, bemüht sich Wilkens 1860 neuerdings in Bremen, und zwar um die Stelle in Wasserhorst [84]. Im April 1861 bewirbt sich schließlich Wilkens auf die Notiz in einer Kirchenzeitung hin, die besagte, daß der Prediger Ernst, zweiter Pfarrer an der reformierten Kirche in Wien in den Ruhestand trete, um diese Stelle. Und hier wird er nun auf eine Probepredigt hin gewählt und findet ein reiches großstädtisches Arbeitsfeld.

Theologisch versteht sich Wilkens in Accum und in Wien ganz als Pastor der reformierten Kirche und als Calvinist. Als 1864 bei der dritten Säkularfeier des Todestages Calvins in Wien erstmals die Generalsynode der Evangelischen Kirche A. u. H. B. in Österreich zusammentrifft, wird Wilkens die Gedächtnispredigt übertragen. Wilkens sieht sich durch die Aufgabe fast überfordert: »Der Held Gottes ist mir zu mächtig, er ist mir zu groß«, heißt es in der Einleitung der Predigt, »ich kann ihn nicht fassen, nur lieb haben. Was soll ich da tun? Wir wollen ihn uns zeigen lassen von dem Herrn. Wir können nicht sagen und wir dürfen nicht sagen: heiliger Calvin bitte für uns, aber wir können und dürfen rufen: Herr Jesu, zeige uns den seligen Calvin. Und er zeigt ihn« [86]. Jesus zeigt Wilkens Calvin als den Vollender der Reformation: »Die Grundmauern der Reformation sind von andern Händen gelegt, die Vollendung, so weit sie eintreten sollte, bringt

er. Unabhängig ist er von Luther wie von Zwingli, auch was er von Augustin empfängt, hat er nicht als etwas Fertiges übernommen, er hat es alles hindurchgehen lassen durch sein geistiges Leben. . . « [87]. Calvins Werk stützt bis heute die Kirche: »Unser Tun ist, wie wenn ein Kind ein Reis aufhebt und trägts fort und meint, nun hätte es etwas geleistet, gegen das Tun Calvins, der eine Riesensäule nimmt und trägt sie, wie ein Simson auf Bergeshöhen. Eine Säule stützt. Zur Stütze hat ihn der Herr gemacht für Einzelne, für Gemeinden, für die ganze evangelische Kirche« [88]. »Niemand weiß, wo Calvin begraben liegt, niemand hat ihm ein Denkmal gesetzt, keine Menschenhand hat ihm eine Grabschrift geschrieben, aber der König des Himmelreiches hat's getan. Wie sie heißt? Wer überwindet, den will ich machen zu einem Pfeiler im Tempel meines Gottes und er soll nimmermehr hinausgehen» [89]. Im Vorwort der Predigt gibt Wilkens seiner Genugtuung darüber Ausdruck, daß auch die Lutheraner das Jubiläum feierten: »Die beiden Generalsynoden haben vereinigt vor dem Bilde Calvins gestanden» [90].

Daß Wilkens die Predigt bei diesem festlichen Anlaß übertragen wurde, bedeutet Anerkennung. Die Berufung in die theologische Prüfungskommission der österreichischen Kirche, die Verleihung des theologischen Ehrendoktors durch die theologische Fakultät in Halle und die Ernennung zum Mitglied des Collegiums des Unterrichtsministers festigen seine Stellung in den Wiener Jahren, die in der Gemeinde und auch hinsichtlich des Verhältnisses zum ersten Pfarrer der reformierten Kirche, Superintendent Franz, nicht ganz unproblematisch war. Die reformierte Gemeinde in Wien bestand aus vielen Nationalitäten: »Ungarn, Franzosen, deutsche und französische Schweizer, Preußen, Böhmen, Hamburger, Frankfurter, Halbjuden, Deutschkatholiken, Wiener« [91]. Wilkens vergißt in dieser Aufzählung die Holländer, die ganz besondere Bedeutung für sein weiteres Leben erlangen. Graf von Bylandt, ein holländischer Diplomat, bringt Wilkens die neucalvinistische Bewegung in den Niederlanden nahe, die in der Bildung einer staatsfreien reformierten Kirche, in der Sammlung der »Christlich-historischen«, später auch in der »Antirevolutionären Partei« und in der Gründung der Freien Universität in Amsterdam eine ungewöhnliche Lebenskraft zeigt. Groen van Prinsterer trat mit Wilkens in Briefwechsel [92], Abraham Kuyper, der spätere holländische Ministerpräsident, hat ihn in Wien besucht [93].

Daß Wilkens 1879 sein Pfarramt in Wien aufgibt, um das Pfarramt der deutschen reformierten Gemeinde in Den Haag zu übernehmen, hängt gewiß mit diesem Interesse für den Neukalvinismus zusammen. Die Beziehung zu Kuyper wird enger. Aber auch die ganz anders verlaufende weitere Entwicklung von Wilkens nimmt hier ihren Ausgang: Die nachweisbaren Querverbindungen zwischen Groen van Prinsterer und Friedrich Julius

Stahl und zwischen Groen van Prinsterer und dem Vilmar-Anhänger Bodo Freiherr von Hodenberg [95] macht die hier vorliegende Parallelität im theologischen und philosophischen Denken deutlich. So ist es verständlich, daß Wilkens unmittelbar nach der Aufgabe des Pfarramts in Den Haag sich intensiv Vilmar zuwendet und für den Rest seines Lebens Vilmar-Lektüre in der Art eines Brevier-Gebets treibt: »In unseren Vilmarstudien begegnen wir uns, »schreibt Wilkens am 9. September 1885 an Freybe. »Ich studiere täglich etwa drei Stunden und arbeite so im Laufe jedes Jahres alle seine Werke durch« [96]. Und im November 1903: »Lassen Sie den Plan eines Vademecum Vilmarianum nicht fallen. Ich habe mir ein solches längst zusammengeschrieben, auch für Spaziergänge« [97]. Die Bände des »Otium Kalksburgense« aber werden zur weitausgreifenden Entfaltung einer Theologie, die das Schleiermacher-Erbe der Erlanger und Leipziger neulutherischen Theologie völlig überwunden hat, eines Neuluthertums, das sich allein auf die Bibel gründet.

Die Gründe, die Wilkens bewogen, sein Amt im Haag so rasch wieder aufzugeben, sind nicht bekannt: »Nur ein Jahr hat er es dort ausgehalten... Bezeichnend dürfte sein, daß er seine große Bibliothek nicht einmal ausgepackt haben soll, daß er also sehr bald einsah, daß hier seines Bleibens nicht lange sein würde« [98]. Paul von Tschudi fand in den Akten der deutschen Gemeinde im Haag die Bemerkung, daß Wilkens bei den Verhandlungen, die in Wien mit ihm geführt wurden, seine Tätigkeit im Haag als »voraussichtlich letzte Amtstätigkeit« ansah: »denn er war nun schon 50 Jahre alt und gedachte sich danach zur Ruhe zu setzen, um ganz den Wissenschaften zu leben« [99]. Trotzdem rechnete die Gemeinde mit längerem Bleiben: »Gerade darin, daß Dr. Wilkens schon älter und unverheiratet war, glaubte man im Haag einen besonderen Vorteil sehen zu können: Er würde der Gemeinde voraussichtlich länger als jüngere, verheiratete Pfarrer erhalten bleiben, weil der bei diesen oft ausschlaggebende Wunsch, wegen der Schulerziehung der Kinder in die Heimat zurückzukehren, bei ihm nicht zu befürchten sei« [100]. Die Zweisprachigkeit der Gemeinde erwies sich als ernsteres Hindernis, als Wilkens geglaubt hatte, im Nähverein wirkte sich das Fehlen der Pfarrfrau negativ aus, Graf Friedrich von Bylandt, die treibende Kraft für seine Wahl im Haag, wurde an die Botschaft nach Stockholm versetzt, das Ehepaar Groen van Prinsterer war schon tot. Erfolglos bewarb sich Wilkens 1879 wieder um sein altes Amt in Wien [101]. Die Erkrankung seiner Mutter dürfte dann zu den Entschluß geführt haben, nach Bremen zu gehen. Die alte Frau litt am Krebs, 22 Wochen dauerte ein schmerzvolles Krankenlager, ehe der Tod kam. Wilkens berichtet an Freybe: »Solange war ich in Bremen und stand der müden Dulderin zur Seite« [102].

Seit 1883 lebt Wilkens zusammen mit seiner jüngsten Schwester Josephine Wilkens in Kalksburg. Neben dem Riesenwerk »Otium Kalksburgense« entsteht hier auch ein kleines belletristisches Buch: »Jenny Land. Ein Cäcilienbild aus der evangelischen Kirche«, der einzige auch buchhändlerische Erfolg im literarischen Schaffen von Wilkens zu seinen Lebzeiten. Wilkens schrieb zunächst einen größeren Essay über die schwedische Sängerin für die Zeitschrift »Beweis des Glaubens«, 1894 erschien dieser Essay als »Sonderdruck« gebunden bei Bertelsmann in Gütersloh: »Im Mai 1894 war die Schrift erschienen, im November war sie vergriffen... Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß je eine zweite Auflage nötig werden könnte und hatte keine Zeile für sie vorbereitet. So mußte ich arbeiten wie ein Pferd« [103]. Auch eine französische Ausgabe ist in drei Wochen vergriffen. In Deutschland erlebt das langsam umfangreicher werdende Buch bis 1921 sechs Auflagen. Die reiche Materialsammlung über Jenny Lindt kam nach seinem Tod in die Königliche Bibliothek in Stockholm.

Die großen wissenschaftlichen Projekte der Kalksburger Zeit kamen nicht über Kollektaneen hinaus. Wilkens plante neben der Stahl-Biographie, Arbeiten über den Byzantinisten Charles Dufresne Du Cange und den Jansenisten Jean Mabillon. Die ganze Arbeitskraft des alten Mannes gehörte schließlich dem handschriftlichen, nie zum Druck bestimmten »Otium Kalksburgense«. 1908 war es auf 74 Bände angewachsen, bei seinem Tode am 22. Juni 1914 war auch der 100. Band vollendet. Noch einen Tag vorher hatte er mit unverändert fester Handschrift die letzte Seite geschrieben: »21. Juni 1914. Der längste Tag. Mit Wehmut sehe ich ihn. Der Todestag ist unser längster Tag hienieden. Wohl allen, für die ein ewig langer Tag folgt« [104].

Das Erbe von Wilkens wartet bis heute auf eine angemessene Darstellung und Auswertung. Seine Beiträge zur Bremischen Kirchengeschichte sind allerdings unvergessen. Die Mallet-Biographie ist bis heute die wichtigste Quelle für das Leben Mallets und seine Tätigkeit als Pastor an St. Stephani. Auch die Arbeit über Tilemann Hesshusius ist weithin noch nicht überholt. Im Folgenden geben wir ausgewählte Abschnitte aus seinen Erinnerungen und Briefen, die von Bremer Pastoren des 19. Jahrhunderts handeln. Zwei haben wir dabei bewußt ausgelassen, obwohl sie auch in den Erinnerungen eine zentrale Stellung einnehmen: Friedrich Mallet, da über ihn die Biographie das Wesentliche bringt, und Rudolf Dulon, weil hier die Polemik allein das Feld beherrscht.

Anmerkungen:

[1] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24, Band 4, S. 1273.
[2] ebenda, S. 1271.
[3] ebenda, S. 1273.
[4] ebenda, Band 6, S. 2034 ff.
[6] Gütersloh [2] 1919, [3] 1923. Herausgeber war Dr. Franz Josef Heinrich Freiherr von Heymerle, Sektionschef im österreichischen Unterrichtsministerium.
[6] Otto Lerche (1885–1961) war später Landeskirchenarchivar in Berlin.
[7] Gütersloh 1928.
[8] Wilkens: Otium Kalksburgense, Vorwort von Lerche, S. XVII.
[9] ebenda, S. 144.
[10] ebenda, Vorwort, S. XVII.
[11] ebenda.
[12] Wilkens: Aus den Tagebüchern, S. 35.
[13] ebenda.
[14] Wilkens: Otium Kalksburgense, S. 45.
[15] ebenda.
[16] ebenda, S. 44.
[17] Wilkens: Aus den Tagebüchern, S. 273.
[18] Wilkens: Otium Kalksburgense, Vorwort von Lerche, S. IX; über den Besuch der katholischen Kirche in Kalksburg berichtet Wilkens 1887, Aus den Tagebüchern, S. 260.
[19] Gütersloh 1888, [2] 1897.
[20] ebenda, Vorrede, S. IX ff.
[21] Wilkens: Otium Kalksburgense, S. 53.
[22] Wilkens: Aus den Tagebüchern, S. 28.
[23] ebenda.
[24] ebenda, S. 27.
[26] Albert Freybe († 1911) war Oberlehrer und zuletzt Professor am Friedrich-Franz-Gymnasium zu Parchim. Er ist Verfasser einer Reihe volkskundlicher Werke: u. a. drei dreibändigen Sammlung »Züge deutscher Sitte und Gesinnung, 1886, [2] 1889: Das Leben in der Treue, Das Leben im Recht, Das Leben im Dank: Altdeutsches Leben, 1789–80; Christoforus, 1882; Faust und Parzival, 1896; cf. C. A. Wilkens: Albert Freybes christlich-germanistische Werke, in: Evangelische Kirchenzeitung (Zöckler) 1883, Spalte 13–18, 31–42, 61–68 und Albert Freybe, in: Hessische Blätter, 1911, Ur. 3791, S. 1–3.
[27] Wilkens: Aus den Tagebüchern, S. 250–283.
[28] Wilkens: Otium Kalksburgense, Vorwort von Lerche, S, IX. Welche »Sammlung«, war nicht zu ermitteln.
[29] Wilkens: Aus den Tagebüchern, Vorwort, S. VII.
[30] Wilkens: Otium Kalksburgense, Vorwort von Lerche, S. IX.
[31] Margarethe Josephine Wilkens, geb. 17. 7. 1839 in Bremen, gest. 12. 5. 1932 in Kalksburg bei Wien. Sie lebte in Kalksburg bei C. A. Wilkens. »Ihr Lebensabend war sehr traurig, denn sie war (durch die Inflation!) gänzlich verarmt. Das Haus Kalksburger Straße 43, ehemals Klausenstraße 22, erbte ihre langjährige Haushälterin, welche 52 Jahre in ihren Diensten stand und buchstäblich mit der Dame gehungert hat.« Freundliche Mitteilung von Frau Anna Wöber, Kalksburg.
[32] Wilkens: Aus den Tagebüchern, S. 280.

[33] ebenda, Vorwort, S. VI.
[34] ebenda.
[35] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24, Stahl–Wilkens, Band 2, S. 536.
[36] Wilkens: Aus den Tagebüchern, S. 264.
[37] Wilkens: Otium Kalksburgense, S. 194.
[38] ebenda, S. 199.
[39] Brief an Freybe, 26. 6. 1901, Wilkens: Aus den Tagebüchern, S. 275 f.
[40] ebenda, Vorwort, S. VI.
[41] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Bd. 2, S. 406.
[42] ebenda, S. 407.
[43] ebenda, S. 409.
[44] ebenda, S. 410.
[45] Brief an Freybe, 2. 2. 1895, Wilkens: Aus den Tagebüchern, S. 269.
[46] C. A. Wilkens: Fray Luis de Leon. Biographie aus der Geschichte der spanischen Inquisition und Kirche im 16. Jahrhundert, Halle 1866.
[47] Brief an Freybe, 2. 10. 1904, Wilkens: Aus den Tagebüchern, S. 280.
[48] Aus den spanischen Studien von Wilkens seien genannt: Zur Geschichte der spanischen Mystik: Teresa de Jesus, in: Hilgenfelds Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie, 1862, S. 113–180; Zur Geschichte der spanischen Inquisition, in: Der alte Glaube, Evang.-luth. Gemeindeblatt, Leipzig, 1905, Nr. 25 f., Spalte 584–589, 610–615; Zur spanischen Reformationsgeschichte und ihrer Literatur, Evangelische Kirchenzeitung (Zöckler), 1884, Nr. 49 ff, Sp. 1049–1056, 1075–1082, 1095–1104; Rezension: E. Schäfer, Sevilla und Valladolid, die evangelischen Gemeinden Spaniens im Reformationszeitalter, 903, in: Deutsche Literaturzeitung, 1904, Nr. 14, Sp. 865–870; Rezension: Beer, Handschriftenschätze Spaniens, 1894, in Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1895, Heft XII, S. 1076–1091; Spanische Kirchengeschichte, in einer bis jetzt nicht ermittelten Zeitschrift, III, 180–189, in dem privaten Sammelband: Studien und Kritiken, Nachlaß Wilkens, Staatsbibliothek Bremen, Brem. b. 1729.
[49] Vergleiche Anhang 2.
[50] Wilkens: Otium Kalksburgense, S. 85.
[51] G. Frank: Artikel »Rückert«, RE ² XIII, S. 87 ff.
[52] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Bd. 2, 546 f.
[53] ebenda.
[54] ebenda, S. 597.
[55] ebenda.
[56] ebenda, S. 598.
[57] ebenda, S. 605.
[58] ebenda, S. 606.
[59] ebenda, S. 609.
[60] ebenda, S. 665 ff.
[61] Der biographische Abriß im Vorwort zu Wilkens, Aus den Tagebüchern, S. VI ist hier zu berichtigen.
[62] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Bd. 2, S. 694.

[63] C. A. Wilkens: Peter Abälard. Eine Studie zur Kirchengeschichte des Mittelalters, Bremen 1855.
[64] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24, Stahl-Wilkens, Bd. 2, S. 749.
[65] ebenda, S. 750.
[66] ebenda, S. 755.
[67] C. A. Wilkens: Friedrich Mallet, Dr. der Theologie, Pastor primarius zu St. Stephani in Bremen, der Zeuge der Wahrheit, Bremen 1872.
[68] ebenda, S. VI.
[69] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 2 Stahl-Wilkens, Bd. 2, S. 719.
[70] C. A. Wilkens: Carl Friedrich Wilh. Paniel, in: Protestantische Kirchenzeitung, 1856, Nr. 44, Sp. 1036–1042.
[71] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Bd. 3, S. 810.
[72] ebenda, S. 915.
[73] C. A. Wilkens: Petrus der Ehrwürdige. Ein Mönchsleben, Leipzig 1857.
[74] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Bd. 3, S. 915 f.
[75] Brief an Freybe, 7. 5. 1884, Wilkens: Aus den Tagebüchern, S. 256.
[76] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24, Stahl-Wilkens Bd. 3, S. 825–893, ein höchst reizvoller Reisebericht mit historischen Reminiszenzen, Wilkens war 1890 noch einmal zu Bibliotheksstudien in Paris, Aus den Tagebüchern, S. 265.
[77] ebenda, S. 922.
[78] ebenda, Band 2. S. 535.
[79] ebenda, Band 3, S. 923.
[80] ebenda.
[81] ebenda, S. 930.
[82] C. A. Wilkens: Geschichte des spanischen Protestantismus im sechzehnten Jahrhundert, Gütersloh 1897, S. V.
[83] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Bd. 3, S. 954.
[84] ebenda, Band 3, S. 1139.
[85] ebenda, S. 1153.
[86] C. A. Wilkens: Calvin. Gedächtnispredigt bei der dritten Säcularfeier des Todestages Calvins, Wien 1864, S. 8 f.
[87] ebenda, S. 21.
[88] ebenda, S. 21 f.
[89] ebenda, S. 28.
[90] ebenda, S. 5.
[91] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24, Stahl-Wilkens Bd. 4, S. 1233.
[92] ebenda, Band 6, S. 1889–1967.
[93] Wilkens: Aus den Tagebüchern, S. 276.
[94] ebenda: »Im Haag sah ich ihn oft. . «
[95] Hans Beyer: Hannovers letzter Kultusminister Freiherr von Hodenberg und die niederländische Erweckungsbewegung, in: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, 54. Band 1956, S. 98–113.

[96] Wilkens: Aus den Tagebüchern, S. 259.
[97] 28. November 1903, ebenda, S. 279.
[98] Wilkens: Otium Kalksburgense, Vorwort von Lerche, S. VI f.
[99] Paul von Tschudi: Geschichte der Deutschen Evangelischen Gemeinde im Haag, Göttingen 1932, S. 88.
[100] ebenda.
[101] ebenda, S. 90 f.
[102] Brief an Freybe, 28. 4. 83, Wilkens: Aus den Tagebüchern, S. 252.
[103] Brief an Freybe, 4. 5. 1895, ebenda, S. 269.
[104] Wilkens: Aus den Tagebüchern, Vorwort, S. IX.

Nachbemerkung zu dem Bild von C. A. Wilkens: Für die Beschaffung und Überlassung der Fotografie danke ich Herrn Pfarrer und Archivar i. R. Dr. Bernhard H. Zimmermann in Wien, der auch sonst diese Arbeit mit seinem Rat freundlich gefördert hat.

Anhang:

C. A. Wilkens über Bremer Pastoren des 19. Jahrhunderts: Erinnerungen, Charakteristiken, Polemik

1. Johann Heinrich Bernhard Draeseke (1774–1849, 1814–1832 Pastor an St. Ansgarii)

Draeseke hat einen starken Einfluß auf die Mutter von Cornelius August Wilkens und die Großmutter väterlicherseits, Almata Wilkens, geborene Grote, ausgeübt. C. A. Wilkens ist aber auch selbst Draeseke einmal begegnet. Er schreibt darüber an Albert Freybe in Parchim am 15. Mai 1903:

»Im Juli 1842 stand ich mit Mutter und Großmutter im Hofe des Schlosses Detmold. Ein alter vornehmer Herr mit blassem, durchgeistigtem Gesicht ging an uns vorüber in das Schloß. Mutter rief: Das ist Draeseke. Sie hatte ihn von 1820 bis 1832 regelmäßig gehört in der stets überfüllten St. Ansgarikirche und den mächtigen Einfluß der Persönlichkeit, das »was« und »wie« seiner Predigten unvergeßlich erfahren. Zehn Jahre alt, durfte ich sie vorlesen. Die Mutter meines Vaters las fast den ganzen Sonntag darin, jahraus, jahrein. So stand ich in einem Draeseke-Milieu von Kind an und war voll Ehrfurcht, als der Bischof vor meinen Augen stand. Von 18 bis 24 las ich ihn viel, studierte ihn, habe ihm reiche Förderung zu danken und genieße noch jetzt oft die in der Formvollendung unerreichten, an Fülle, Durchsichtigkeit, Gedankenentfaltung, an sinniger Feinheit der Auslegung und Anwendung des Textes selten überbotenen Predigten. Meinen Stil verdanke ich ihnen. . . . Die königliche Gewalt über die Sprache zeigt Draeseke auch in seinen Briefen. Ich habe seine ganze Korrespondenz gelesen und besitze vertraute Familienbriefe als Geschenk des Generalsuperintendenten Althausen in Detmold [1], auch Tagebücher, die ebenso meisterhaft stilisiert sind« [2].

In den Erinnerungen »Aus alten Tagen« schreibt Wilkens über die Großmutter:

»Sonntags las ich ihr gewöhnlich eine Predigt von Draeseke vor. Als ich bei einem Antiquar ein Bild Draesekes gekauft hatte, mußte ich es ihr wohl in die Sonne an das Fenster halten, dann erkannte sie die Züge und rief: Jo, jo, dat is he, och de herrliche Mann! Sie hatte ihn oft gesehen, da er ihre Mitbewohnerin Kreye besucht hatte, um sie nach dem Tode ihrer Tochter zu trösten; so kam sie in den Besitz seines eigenen von ihm korrigierten Exemplars der Predigten über die letzten Schicksale unseres Herrn [3]. Er trug sich ganz geistlich, wie es neben ihm nur Pastor Her-

mann Müller tat, keine Stiefel, sondern Kamaschen, Kniehosen, langen stets geschlossenen Rock, weißes Halstuch und das schwarze Samtkäppchen. Von seinen häuslichen Leiden wußte sie viele Anekdoten, die wohl nur zum Teil echt waren. Allerdings war er unglücklich verheiratet, aus Übereilung und momentaner Teilnahme für eine schmerzliche Lage. Sie paßten durchaus nicht zusammen; die Frau war derb; hausbacken, herb und eifersüchtig auf ihn, das heißt auf das Ansehen, das ihm zufiel. Es war jener als Liebe maskierter Egoismus, der einen berühmten Mann ganz allein haben will und wenn das nicht gelingt, auch seine Gaben bekrittelt und sich eigentlich daran ärgert. Sie sollte ein Service, das ein Diener als Geschenk gebracht, auf der Stelle zertrümmert haben und dergleichen Szenen mehr. Daß er in diesen Leiden große Geduld und Schonung bewiesen, war allgemein bekannt. Die Kinder hingen alle am Vater und hielten mit höchster Innigkeit zu ihm, was die traurige Lage der isolierten Mutter erhöhte. Verkehr hatte übrigens Draeseke nie, besuchte auch keine Gesellschaften, nicht bloß weil er stets kränklich war, es quälte ihn auch ein Zungenübel, das sich zuletzt zum entsetzlichen Zungenkrebs entwickelte, an dem er 1849 verschied, noch im Tode an Bremen gedenkend, das er seit 1831 [4] nie wieder besucht hatte. Es hieß in der Todesanzeige: allen noch vorhandenen teuren Freunden aus der unvergeßlichen Zeit in Bremen widmet diese Trauerkunde im Auftrage des nun in Gott ruhenden Vaters zugleich mit der Versicherung, daß der Entschlafene ihnen allen in Liebe, Treue und Teilnahme zugetan geblieben sei bis an den Tod, Theodor Draeseke [5]. Ich las die Predigten gern vor, ungestört dadurch, daß Paniel auf jede Weise Draeseke herabsetzte, weil er diesen Schatten als Folie seiner eigenen Kanzelgröße bedurfte und sorgsam aus den Kirchenbüchern aufzählte, wie wenige Konfirmanden Draeseke doch nur hatte, was natürlich war, da Draeseke lutherisch und die Gemeinde reformiert war. Daß Zuhörer, viele Stunden weit entfernt, Reisen machten, ohne Eisenbahn, im Winter, um Draeseke hören zu können, das verschwieg er klüglich. Mir waren diese Predigten nicht bloß durch ihre Formschönheit heilsam, auch als Gegengift wider allerlei schlechtes Zeug, womit mich Paniel versorgte, Bretschneiders Grundlage des Pietismus [6], Ammons Fortbildung des Christentums zur Weltreligion [7], Unkraut, das längst abgehauen und in den Ofen der Makulatur geworfen ist« [8].

In den theologischen Partien des »Otium Karlsburgense« rühmt Wilkens vor allem die formalen Vorzüge der Predigten Draesekes:

»Er sollte nicht vergessen werden. An Ordnung und Anordnung der Gedanken, Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der Beobachtungsweise

desselben Objekts, Plastik, Klarheit, Harmonie des Ausdrucks, Begeisterung und Innigkeit hat er wenige seinesgleichen. Wie leicht ist es ihn zu fassen, z. B. gegen Menken. Altes neu zu predigen verstand er. Die jungen Theologen sollten ihn gründlich studieren auch gegen Monotonie und fromme Langweiligkeit« [9]. »Eines sollten alle von ihm lernen: die klassische Form« [10]. »Die Kunst der Wiederholung ohne Monotonie, um die Hauptwahrheiten der Predigt den Hörern einzuhämmern, übt er mit unübertroffener Meisterschaft« [11].

Als Student verweilte Wilkens 1850 auf der Reise nach Leipzig in Magdeburg. Er besuchte dort auch Wilhelm Franz Sintenis (1794–1859), den Gegner Draesekes in der Magdeburger Zeit. Wilkens berichtet darüber in seinen Lebenserinnerungen »Aus alten Tagen«:

»Die alte Küsterin (im Dom zu Magdeburg) erzählte von Draeseke, vor dessen alabaster(ner) Kanzel ich stand. Nichts war ihr so wichtig, als daß er einst, als sie unrichtige Liednummern aufgesteckt, von der Kanzel gesagt habe: auch ist unrichtig angeschrieben! Zur Begütigung dieses Attentats auf die Küsterehre schloß sie: aber een Jeist war er, een Jeist! Andere Erinnerungen an Draeseke erweckte eine längst vergessene Celebrität der Magdeburger Bierhäuser, Museen, Casinos: Pastor Sintenis. Er hatte die Frechheit gehabt, die Anbetung Christi als unevangelischen Aberglauben zu verdammen. Draeseke trat ihm mit deutlichem Posaunenton entgegen« [12].

Wilkens belegt dies mit Auszügen aus einer Predigt Draesekes und aus dem Gutachten, das er als Präsident des Konsistoriums über »den Angeklagten Sintenis« erstattet hat und schreibt dann über seinen Besuch bei dem alten Pastor:

»Der unglückliche, hier (in dem zitierten Gutachten Draesekes!) so meisterhaft charakterisierte Sintenis sagte mir: als ich mit Draeseke verhandelte, mußte ich denken, du bist doch ein rechter Schafskopf! Ein Praedikat, das dem Sprecher vollständig und rechtmäßig zukam, hatte er an die falsche Adresse gerichtet. Sintenis war ein ordinärer Handwerker, nicht etwa halb, sondern ganz blind, der schon längst die Besuche und das Gassenlaufen an die Stelle der Studien gesetzt hatte, eingebildet, verlassen von seinem ehemaligen Anhang. Als er nach Magdeburg gekommen sei [13], habe es nur einen Pietisten in der Stadt gegeben, einen armen Schuster, den man mit dem Worte gehöhnt habe: wo ich gehe, geht der Heiland mit. Jetzt habe der Pietismus so zugenommen, daß man verspottet werde; es heiße, der ist auch noch einer von den alten Rationalisten! Draeseke habe eine ganz eigene Freundlichkeit gehabt, bei der man doch gefühlt habe, er wisse: das bin ich und das bist du. Gewiß, Sintenis'

böses Gewissen mußte so empfinden. Nie war mir eine solche Armseligkeit begegnet wie in Sintenis' Haus, die Fußböden hatten große Löcher zum Fallen, das Studierzimmer ohne Bücher, Bilder, irgend etwas Geistliches paßte genau zum Inhaber« [14].

Von diesen Eindrücken ist offenbar noch der Protest bestimmt, den Wilkens gegen das Draeseke:Bild erhebt, das Karl Hermann Manchot (1839 bis 1909), der Herausgeber des »Norddeutschen Protestantenblattes« in der »Allgemeinen Deutschen Biographie« [15] zeichnete. Manchot hatte die bei Draeseke in der Frühzeit und dann wieder 1848 zutage getretenen liberalen Züge stark betont. In einem Brief an Freybe vom 7. Februar 1885 geht Wilkens auf diese Sache ein:

»Die Arbeit (von Manchot) ist voll bewußter Lüge. Der Draeseke von 1804 wird allein besprochen, der Bischof in Magdeburg völlig ignoriert. Das war mir doch zu arg. Die Papiere Draesekes hatte ich einst in Händen, besitze einen Band Originalbriefe, so war es mir leicht, das Verschwiegene beim rechten Namen zu nennen und den elenden Fälscher zu strafen. Jenes in der Zeit allgemeiner Zagheit und Schwäche so imposante Auftreten des Bischofs gegen die Feinde und Lästerer Christi hat die Sturmkolonnen der Lichtfreunde in Köthen hervorgerufen. In Draesekes Schriften ist viel Schönes, Feines, Geistvolles. Er war ein bedeutender Originalmensch. Wer ihn einmal gesehen hatte, konnte ihn nie vergessen. Heiliges heilig behandeln, priesterlich walten und wandeln, darin könnte er manchem plumpen, zutappenden, orthodoxen Handwerker im Chorrock ein beschämtes Muster sein. Um ihm gerecht zu werden, muß man die Zeit seiner Bildung, 1790, in Anschlag bringen; wo wäre ihm damals geboten, was uns in den Schoß gefallen ist durch anderer Gaben und Arbeit?« [16]

Wilkens schweigt dabei über Draesekes Logenzugehörigkeit. Der Bischof hatte in seiner Bremer Zeit der Freimaurerloge »Zum Ölzweig« angehört und dieser Loge sogar in den Jahren 1826 bis 1832 als Meister vom Stuhl vorgestanden [17]. Wilkens war ein leidenschaftlicher Gegner der Freimaurerei. Er versteigt sich den Freimaurern gegenüber zu dem exegetisch kaum haltbaren Urteil: »Von ihnen gilt: ›Sehet auf die bösen Arbeiter!‹ « [18]. Wenn davon bei Draeseke überhaupt nicht die Rede ist, zeigt dies nur, wie sehr seine Urteile von Pietät und von Ressentiments zugleich bestimmt sind. Kritische Töne über Draeseke werden lediglich bei der Schilderung des Bremer Konfirmandenunterrichts im neunten Kapitel der Lebenserinnerungen laut:

»Allgemein war in Bremen bei Christen, Halbgläubigen und Ungläubigen ein Vorurteil, nämlich d e r Pfarrer gebe den besten Korfirmations-

unterricht, dessen Schüler die dicksten Hefte ausarbeiteten, am spätesten nachts aufsitzen, die härteste Arbeit tun müssen. Man erzählte von Draeseke, er habe solche Aufgaben gestellt, daß die Konfirmandinnen vor Überarbeitung hitzige Nervenfieber bekommen hätten. Die ganze Geschichte der griechischen Philosophie sei in seine Vorträge eingewebt gewesen. Auch die rechtgläubigen Geistlichen Menken, Pauli diktierten Bände und korrigierten alle diese Arbeiten. Nur ein einziger durchbrach die unheilvolle Tradition und ließ nie schreiben, Mallet« [19].

In seiner Kandidatenzeit in Bremen verfolgte Wilkens 1857 den Plan, eine Biographie Draesekes zu schreiben:

»Der Plan, das Leben Draesekes zu bearbeiten, beschäftigte mich einige Zeit; er war durch die Detmolder Reise angeregt. Obwohl ich Draesekes Mängel zu erkennen anfing, standen mir seine Vorzüge dennoch sehr hoch« [20].

»Es sollte das Vorzüglichste aus den Schriften Draesekes in die Biographie verwebt werden, um so ein treues psychologisches Gemälde zu bieten, denn die äußeren Erlebnisse waren zu einfach, um ein genügendes Material zu enthalten« [21].

Wilkens wandte sich zunächst mit der Bitte um Material an den Schwiegersohn von Draeseke, Generalsuperintendent Althaus in Detmold, der sie an seinen Schwager, Theodor Heinrich Timotheus Draeseke (1808–1870), Superintendent in Rodach bei Coburg, weitergab. Althaus überließ Wilkens einen Band mit einer Auswahl von Familienbriefen:

»Es waren vertraute Briefe an die Lieblingstochter Julie und an Althaus, voll Innigkeit und Weichheit, in schönster Form, wie sie Draeseke natürlich war. Auch hier dieselbe Meisterschaft der Sprache wie in den besten Reden« [22].

Draesekes Sohn stellte Wilkens einen Convolut mit Briefen und Zeitungsausschnitten zur Verfügung:

»Mit eigentümlichen Empfindungen nahm ich die Sendung in Empfang. Papiere, die zum Teil von St. Georg bei Ratzeburg nach Bremen gezogen waren, 17 Jahre in den Pastorenhäusern am Ansgarikirchhof gewohnt hatten, dann über Magdeburg, Potsdam, Rodach nun wieder nach Bremen zurückkehrten. Ich rief Mutter, die erstaunt, die vergilbten Blätter durchsehend, meinte: wer hätte das gedacht, als ich Draeseke hörte. Es waren Briefe an die Tochter, an die reiche Frau Suhling, die Draeseke, der längst Bremen verlassen hatte, bei ihrem Tode ein bedeutendes Legat vermachte, Schreiben des Herzogs Carl von Braunschweig, des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz, Herzog Ernst von Sachsen-Coburg, König Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV., Fürstin Auguste von

Liegnitz, Herzogin Friederike von Anhalt, Prinzessin Augusta von Preußen, dem Erbprinzen Johann von Sachsen-Altenburg, Minister Altenstein, Minister Eichhorn, Minister Schwerin, Bürgermeister Smidt, Göschel, Tieck, Eylert, Neander, Arndt, Zimmermann, Strack, Tholuck, Tischendorf, Möller, A. v. Humboldt, G. v. Brinkmann, Wallin, Erzbischof von Uppsala, Westermayer, Moltke, Wachler, Schuderoff, Niemeyer, Stolz, Fäsi, ..., Claus Harms, Ammon, Tzschirner, Wegscheider, Ruperti, Schwarz, Schott, Volkmann, Marheineke, Nitzsch, Ewald, Pestalozzi, Strauss, Sextro, Ziegenbein, Olshausen, Stein, ..., Luden, Franz Horn und andern. Dazu kamen Zeugnisse, Berufungsschreiben, Aktenstücke über die Niederlegung des Amtes und ein eigenhändiges Tagebuch Draesekes aus dem Jahre 1845. So interessant vieles war, erkannte ich alsbald, daß dieses Material zu einer Biographie nicht ausreichte, fehlten doch Draesekes Antworten auf die Briefe fast alle. Ich machte den Versuch, Kunde von Schülern der Bremer Zeit zu erlangen, einer Frau Dr. Meier, geb. Schild, aber auch da ergab sich wenig. Dennoch mochte ich die Papiere nicht ungebraucht für immer aus der Hand geben. So benutzte ich den Aufenthalt in Lilienthal vom 13. Juli bis 20. August 1857, sie abzuschreiben. Es gab zwei Quartbände von etwa 600 Seiten, eine liebe Geduldsarbeit. Als ich 1868 bis 1870 mein Leben Mallets arbeitete, kam mir einzelnes wohl zustatten. Interessantes aus der Korrespondenz zwischen Draeseke und dem König Friedrich Wilhelm IV. habe ich 1885 in der Evangelischen Kirchenzeitung veröffentlicht« [23].

Daß Wilkens den Plan damals endgültig aufgab, kann man nur bedauern. Unsere Kenntnis des Lebens und der Zeit Draesekes wäre durch eine Biographie aus seiner Feder gewiß erheblich gefördert worden.

2. Carl Friedrich Wilhelm Paniel
(1803–1856, Pastor an St. Ansgarii von 1839 bis 1856)

Keinen der Bremer Pastoren seiner Zeit kannte Cornelius August Wilkens so genau wie Paniel. Das Elternhaus zählte sich zu Paniels Gemeinde. Paniel hat Cornelius Wilkens konfirmiert, ihn als Studenten in einem sogenannten »Vorsemester« in Bremen betreut, ihm auch später noch oft mit seinem Rat gedient. Als der Vater Johann Ludwig Wilkens 1849 im Sterben liegt, holt der Sohn Paniel als Seelsorger. Noch das 1855 erschienene erste Buch von Cornelius August Wilkens: »Peter Abälard. Eine Studie in

der Kirchengeschichte des Mittelalters«, ist neben Karl von Hase in Jena »seiner Hochwürden dem Herrn Carl Fr. W. Paniel, Doctor der Theologie und der Philosophie, Pastor zu St. Ansgarii in Bremen« als einem »unvergeßlichen Lehrer in bleibender Liebe gewidmet«. Die Bekehrung durch Mallet und noch mehr wohl die spätere Wendung zu Vilmar haben dann allerdings das Urteil von Wilkens über Paniel negativ werden lassen. Das ist vor allem in den seit dem Jahre 1884 niedergeschriebenen Lebenserinnerungen »Aus alten Tagen« zu spüren und verwirrt offenbar gelegentlich sogar sein Erinnerungsvermögen. So berichtet Wilkens, daß er bei Moritz Rothe den Konfirmationsunterricht besucht habe und sich dann formlos am Schluß einer Stunde verabschiedet:

»Ich werde von Dr. Paniel konfirmiert. Adieu.« [1]

Der Vater dankt dann dem gekränkten Pastor Rothe mit 25 Thalern Honorar für den Unterricht. Der Bericht über diesen Unterricht, den Wilkens in seinen Erinnerungen gibt, geht aber ganz unvermittelt zu Paniel über:

»Könnte man sich den Willen, den heiligen Geist zu empfangen, erschreiben, so hätte es bei mir nicht gefehlt. Sieben Monate lang wöchentlich vier, ja fünf Stunden, in diesen beständig schreibend, das Geschriebene ausarbeitend, bis 12, 1 Uhr nachts, dies Tagewerk war hart genug und ließ uns einen freien Tag mit Jubel begrüßen, auf das Ende des Frondienstes uns freuen. Was enthielt mein Pfunde schwerer, schöngeschriebener Quartband, den ich nie wieder durchgelesen habe? Einen Auszug aus zwei nur für Theologen bestimmten Büchern: Melanchthon redivivus oder der ideale Geist des Christentums und dem dreibändigen Handbuche der christlichen Sittenlehre von Ammon. Diese Schriften gaben ein Skelett christlicher Ausdrücke, bekleidet mit Fleisch von durchaus widerchristlicher Art. Dieser widerspruchsvolle Stoff ward uns in trocken dozierender Art eingesprochen, ohne daß Paniel selbst irgend welche innere Teilnahme für den Gegenstand verraten hätte, nur wenn er auf die Pietisten kam, geriet er in Hitze. Beherrschte er doch seinen Lehrstoff auch nur denkend so wenig, daß Kiesselbach ihn durch einige Fragen und Einwände völlig auf den Sand setzte und er verstummen mußte, unfähig, die Widersprüche seiner eigenen Lehre zu lösen. Bei dieser doktrinären Leblosigkeit war es uns nicht unangenehm, als Paniel einst erschien mit einem Glase Wasser, einem Faden, an dem ein Ring hing. Den Faden mußten wir über dem Glase halten, er begann zu schwingen, schlug an das Glas und sollte so oft es erklingen lassen als jeder alt sei; über einer goldenen Uhr beschrieb er Kreise. Paniel war es sehr ernst: das sei etwas hochwichtiges, das sei auch Religion. Wir amüsierten uns, daß der Ring

so unartig war, unser Alter nicht richtig anzugeben. Der Unterricht war ähnlich dem Gange durch eine Mineraliensammlung, den ein unkundiger Führer mit unkundigen Schülern macht. Statt der einfachen großen Antworten auf die Fragen: Was tut der barmherzige Gott, um dem Sünder sein Gottesebenbild, das heißt die Seligkeit, wiederzugeben und wie vollziehen sich diese Taten Gottes am Sünder, bekamen wir einen Spreuhaufen halbtheologischer Notizen. Und doch kam es nicht darauf an, daß wir vieles wußten, sondern darauf, daß wir Eines mit voller Energie wollten. Ich arbeitete so gut ich konnte, freute mich des Lobes, aber erinnere mich nicht, daß ich mich auch nur ein einziges Mal innerlich getroffen, angefaßt, geschüttelt, erschüttert, erhoben, erquickt gefühlt hätte. Es war im Ganzen eine Schulmeisterei wie in Geschichte und Mathematik. Daß es sich um den ewigen Tod und die ewige Seligkeit handele, daß uns Leben und Tod vorgelegt würden, daran dachte kaum jemand von uns. War es doch ein Ehrenpunkt in dem Glaubensbekenntnisse, das jeder von uns abfassen mußte, den Sohn Gottes zu übergehen« [2].

Als Wilkens den Konfirmandenunterricht besuchte, war er gleichwohl von höchstem Respekt für Paniel erfüllt:

»Seine Gelehrsamkeit schien mir alle möglichen Eigenschaften und Dimensionen zu besitzen. Wie oft wiederholte ich das Dr. theol. u. phil. Mitglied der historisch-theologischen Gesellschaft in Leipzig. Seine Geschichte der christlichen Beredtsamkeit, von der zwei Bände erschienen waren jede Seite gespickt mit Citaten und Noten, kam mir als ein Wunder von Gelehrsamkeit vor... Die Manuscripthaufen im Schreibpulte, die mir gezeigt wurden, erfüllten mich mit Ehrfurcht« [3].

Der von Wilkens so verehrte Pastor nahm ihn dann auch durch die Konfirmation im Jahre 1846 unter Handauflegung in die reformierte Gemeinde auf.

»Im Namen des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes, in welchen dreien heiligen Namen du einst getauft bist, sei aufgenommen und inniger aufgenommen in den Schoos der christlichen Kirche, sei dir der christliche Brudername verliehen und das Recht, mitzugenießen vom Brode des Lebens und mitzutrinken von dem Kelch der Weihe, sei dir die Anwartschaft gegeben auf alle Segnungen des Evangeliums. Amen.«

Wilkens hat in seinen späten Lebensjahren keine hohe Meinung von dem Liturgen Paniel:

»Diese Worte waren nicht vorgeschrieben, sondern Paniels eigenes Werk, ein Gewebe von Phrasen, das heißt Worte, bei denen man sich nichts, oder wenn auch Richtiges, doch nicht d a s Richtige, oder ganz Falsches denkt.« [4]

Erste Zweifel an der wissenschaftlichen Qualifikation Paniels beschlichen Wilkens nach seinem späten Bericht in »Aus alten Tagen« bei dessen Umzug in das bis 1843 von Adolf Friedrich Krummacher bewohnte Pastorenhaus:

»Man beschloß, die dritte Pfarrstelle an St. Ansgarii nicht wieder zu besetzen. Das Haus, einst für Draeseke zum Teil neu gebaut an eines der alten Häuser der Stiftsherren, fiel Paniel zu. Bei dem Umzuge hatte ich die Bücher, wie sie in Körben herübergetragen wurden, auf den Fußboden eines großen Saales zu legen. Dabei weidete ich mich an all den Titeln, Vorreden, Einbänden. Nun stieß ich auf einen Haufen Schriften, die im Verfluchungsstreite gegen Paniel geschrieben waren, wie Krummacher, Tiele, Gildemeister. Besonders der letzte hatte Paniels Geschichte der Beredsamkeit kritisiert und nachgewiesen, der Verfasser habe nicht die Quellen benutzt, wie er auf dem Titel prahlte, sondern meist Werke zweiter Hand, verstehe weder griechisch noch lateinisch, habe sinnlos und gedankenlos die zusammengeraffte Beute durcheinander gerüttelt und so sein schlechtes, anspruchsvolles Buch fertig gemauschelt. Das war alles mit urkundlichen Beweisen erhärtet. Aus dem großen Gelehrten wurde so ein buchmachender Charlatan. Ich war außer mir vor Schrecken, als hätte ich einen Geist gesehen. Es dämmerte stark, als ich noch am Fenster des öden, weiten Saales allein stand in dem ausgestorbenen Hause und mit zitternden Händen in dieser Anklageschrift blätterte und doch reizte sie mich fortzulesen. Lange konnte ich die Wirkung nicht loswerden, überall hin verfolgten mich diese Kritiken, ich litt tief, konnte mich nicht losreißen und das Urteil bestätigen, ein Stachel blieb auch, nachdem ich mich längst mit dem hier freilich übel angebrachten Spruche getröstet zu haben meinte: Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn.

Vor dieser peinlichen Entdeckung im April 1848 hatte ich Paniel meinen Dank für seine Güte in einer für einen Gymnasiasten seltsamen Weise ausgesprochen. Der erste Kirchenvater, dessen Schriften ich in die Hände und ins Haus bekam, war Gregor von Nazianz. Als ich die zwei Pergamentfolianten aus der Stadtbibliothek heimtrug, war die Freude groß. Ich übersetzte zwei Abschiedsreden des Bischofs ins Deutsche, schrieb sie auf Quartbögen größten Formats so schön als möglich ab, ließ einen Titel dazu drucken bei Dubbers und das Ganze schön mit Goldschnitt gebunden bildete das mit großem Lobe aufgenommene Geburtstagsgeschenk zum 19. April ... Der Gabe durfte ich zu Weihnachten eine andere folgen lassen, die ich noch bereue. Vater besaß ein Crucifix von Silber in Crystall eingefügt, dies durfte ich Paniel schenken, der ihm seinen Platz unter Nippsachen gab.« [5]

Nachdem Wilkens am 29. März 1849 das Gymnasium verlassen hatte[6], nahm sich Paniel des angehenden Theologiestudenten in besonderer Weise an:

»Es begann zunächst eine halbjährige Ferienzeit, da Paniel ohne allen Grund entschieden hatte, statt sogleich zur Universität abzugehen, sollte ich unter seiner Leitung vorbereitende theologische Studien machen. Ich verlor die kostbare Zeit und gewann die eitle Einbildung, schon mit großartigen theologischen Vorkenntnissen die Universitätsbahn zu beginnen, während dess' andere arme Sterbliche mit der Stange im Nebel umherfahren müßten. Begonnen wurde mit Hetzels Erklärung des Neuen Testaments 1780, Augustis Einleitung in die heilige Schrift, Meyers Commentar zum Johannes, Hagenbachs Encyclopädie und Hases Kirchengeschichte[7]. Ich mußte die Bücher durcharbeiten und wurde von Zeit zu Zeit geprüft. Am Hetzel ärgerte mich der rohe Unglaube in den Wunderdeutungen, Hases Kirchengeschichte hatte ich wörtlich auswendig zu lernen; ich tat es gern, da die neue Kunde und geistreiche Form mich in gleicher Weise anzog; durch dieses Memorieren habe ich meinen Stil gebessert. Paniel fragte die Sachen ab wie das Einmaleins und schalt fleißig auf den Autor, dem er den Kampf gegen Röhrs Rationalismus nicht verzeihen konnte, die besten Stellen hiessen Phrasen, mit denen der Abtrünnige der Orthodoxie Komplimente mache. Diese unsinnigen Kritiken säten in mir doch das giftige Unkraut des Vorurteils und Mißtrauens gegen Hase, der mich aus dem rationalistischen Morast hätte herausziehen sollen. Klagen über leere Kirchen hörte ich beständig. Paniel wurde von Sonntag zu Sonntag mehr Leidens- und Klaggenosse der großen Hamburger Kanzelredner, der Hauptpastoren Alt und Schmaltz, die bei 30 000 Gemeindeglieder 10 bis 20 Zuhörer hatten. Als ob Wortmacher mit dem platten Unglauben Kanzelgeschäfte machen könnten, dessen Kurs höchstens ein wirklich großer Redner zeitweilig in die Höhe zu treiben vermocht hat. Erst sägten diese armen Leute den Ast ab, der sie trug, und dann jammerten sie, daß sie einsam am Boden lagen, ohne des Trost der Preciosa: einsam bin ich nicht alleine. Am 25. Juli 1849 hielt ich eine Predigt von Ehrenberg am Charfreitag im großen Saale vor Paniel, um meine Declamation zu zeigen. Er fand die Stimmittel gut, warnte aber vor Pathos und Affectiertheit, vor jeder Kanzelmanier und empfahl einfache sachgemäße Rede,wo der richtige Nachdruck ungesucht sich finde. Hebräisch trieb ich täglich einige Stunden, übersetzte das erste Evangelium ins Lateinische, wiederholte sehr viel auf den Wegen nach Horn und Lilienthal; die Ehrenbergsche Predigt wiederholte ich in der Kapelle

von Trupe am 5. August, das erste Mal, daß ich auf einer Kanzel predigte.« [8]

Im Spätsommer 1850 besucht Wilkens den erkrankten Paniel in Bad Nenndorf, im Herbst des gleichen Jahres auf der Reise nach Leipzig auch die an Brustkrebs erkrankte Frau Paniels, die in Magdeburg bei einem Krebsspezialisten Heilung gesucht hatte. Auf der Reise von Jena nach Bremen nach dem Schluß des Sommersemesters erfährt Wilkens von der Erkrankung seines Pastors und Lehrers:

»Nach vierstündigem Warten in Hannover wurden alle Bremer Reisenden zusammengepackt. Zu meinem Entsetzen hörte ich aus dem Gespräche der Mitreisenden, Paniel sei lebensgefährlich krank an der Wassersucht, werde nie genesen, sein Amt aufgeben und nach dem Süden ziehen müssen. Es war mir, als bebe die Erde unter meinen Füßen und verdunkele sich die Zukunft. Niedergedrückt in einem Moment langersehnten Wiedersehens stieg ich in Bremen aus dem Wagen... Die Nachrichten über Paniel bestätigten sich. Er war wassersüchtig, Mutter bange, daß der Tod plötzlich eintreten könne, ohne daß ich davon wisse, daß er so krank sei. Bei der Frau Doctorin zeigte sich der Brustkrebs, also der Tod kündete sich auch da an.« [9]

»Den Plan, Paniel in Nenndorf zu besuchen, führte ich vom 14. bis 16. August aus. Mit der Schwester reiste ich nach Haste, die Post brachte uns in das kleine, leere, ländlich schmucklose Nenndorf, wo einst meine Urgroßmutter Heilung suchte. Von allem heutigen Kurcomfort nichts. Einige wirklich Kranke wimmelten in den kleinen Alleen. Frau Doctorin nahm uns in Empfang; war ihr Ausdruck immer Leiden gewesen, so nun Gram. Bei einem Kaufmann Wilkens wohnten sie, unbequem und ärmlich. Ich erschrak vor seinem Anblick, so mit Fraktur war das Wort todeskrank ihm aufgeschrieben. Der schwerfällige, unbewegliche Körper, der auf die Brust gesenkte Kopf, das Atmen ein Ächzen, die Augen glasern und matt, so saß er da, wartend auf Genesung, die seine medizinischen Kenntnisse ihm problematisch erscheinen ließen, bitter gegen die Ärzte und ihre Stümperei. Mit Mühe bewegte er sich; einmal kam er auf den Arzt und mich gestützt in die Allee, aber es war fast unmöglich, ihn die Treppe hinaufzubringen, die Beängstigungen waren schrecklich anzusehn, alle Mittel versagten. Eine Stunde saßen wir im Garten, wo er über Jena und das Studium sprach, auch ehrlich gestand, Offenbarung und Christentum mit weltlicher Wissenschaft zu versöhnen, heisse ins Faß der Danaiden Wasser schöpfen, es sei Torheit, weder Paulus noch Schleiermacher hätten das Unmögliche leisten können. Seine Unfähigkeit zu predigen drückte ihn, wie soll das enden, rief er aus. Ich kehrte ganz zerschlagen nach

Bremen zurück und setzte mich laut weinend an das Fenster, als ich Mutter alles erzählt hatte; sie sagte, es ist als wie Vater gestorben war. Dr. Heineken, dem ich Bericht zu erstatten hatte, sagte: er ist verloren wie sie verloren ist. Und doch wurde er völlig gesund und lebte noch 7 Jahre. Das sind ärztliche Voraussagungen, die doch so unfehlbar lauten. Nach der Heimkehr der Kranken aus Nenndorf ging ich fast täglich hin und hörte die Klagen ohne Trost und Glaubensblick nach oben.« [10]

Im dritten Band seiner Lebenserinnerungen schildert dann Wilkens das Ende Paniels. Er starb am 4. Oktober 1856 und wurde auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin schweigend begraben:

»Meine Beziehung zu Paniel hing nur noch an einem dünnen, von dankbarer Erinnerung gesponnenen Faden, als der unglückselige Mann starb. Mit seiner Theologie war ich längst fertig, über seine Persönlichkeit war mir das Auge teilweise geöffnet, daß er mir innerlich und äußerlich großen Schaden zugefügt, begann ich zu erkennen. Er war mir auch durch seine zweite Ehe fremder geworden, die er törichter Weise schloß, und ich kam selten zu ihm; daß ich Mallet regelmäßig hörte, mußte ihn ärgern; er selbst predigte elend, mußte auch 1856 wieder lange aussetzen; die Wassersucht kehrte wieder, eine Kur in Braunfels blieb erfolglos, am 21. September sprach ich den Kranken zuletzt. Er saß im Lehnstuhl am Fenster seines Wohnzimmers, klagte über alles wie gewöhnlich, schalt auf Braunfels, die Fehler der Esel, der Ärzte, und gestand die Notwendigkeit zu, sein Amt niederlegen zu müssen. Kein frommes Wort kam über seine Lippen. Besuche mich doch wieder, so lange wir uns auf der Oberwelt sehen können, das war der Abschied. Am 4. October kam Karl mit der Nachricht zu Hause: Dr. Paniel muß tot sein, die Fenster wurden verhängt. Abends vorher war er um 10 Uhr gestorben, ohne daß man es merkte. – Es war mir doch ein tiefer Schmerz, als ich ihn abends am 5ten October im kleinen Vorzimmer sah, im Sarge noch schön, im Talar, ein kleines neues Testament in der Hand; ich dachte an die Worte der Liebe, die diese nun geschlossenen Lippen mir gesagt, an die Zeit, wo ich nichts höheres gekannt als die Predigten aus diesem Munde und drückte zum letzten Mal die kalte Hand. Den 7ten October war das Begräbnis. Man hatte in Erwartung eines großen Gefolges die Kirche zum Versammlungsorte, dem Ministerium die Sakristei bestimmt. Es war ein dunkler Morgen, recht für ein Begräbnis. Als ich neben der Kanzel stand, trat Pastor Loose zu mir, gab mir die Hand und sagte: Sie haben einen Freund verloren. Als der Sarg vor der Kirchentür erschien, ordnete sich der kleine Zug von etwa 100 Personen, ging über die Obernstraße, Sögestraße, zum Herdentorkirchhofe; hie und da blieb jemand stehen,

fragend wer is dat? Wäre Paniel 1842 gestorben, Tausende hätten die Leiche begleitet, nun war er ein vergessener Mann. Das Ministerium trat an das Grab, der Sarg sank nieder, die Erde bedeckte ihn, ohne daß ein Wort geredet wäre, verließ man den Kirchhof. Ich war betroffen über dieses unheimliche Schweigen, dessen Grund ich nicht kannte. Mein alter, lieber Mitschüler Dr. Kiesselbach trat zu mir und sprach mir innig zu. Paniel hatte jede Rede an seinem Sarge, im Hause und auf dem Kirchhofe verboten. ...

Ich habe es bereut, daß ich dem Verbot nicht folgte und es bei dem: der Rest ist Schweigen liess. Nach meiner Schwäche, momentanen Impulsen, ohne die nötige, lange Überlegung nachzugeben, so daß vorgetan und nachgedacht meine Devise sein könnte, tat ich, was meine Aussichten in Bremen [11] nicht besserte. Für die Protestantische Kirchenzeitung schrieb ich einen Nekrolog Paniels, der geeignet war, mich in ein schiefes Licht zu bringen... Als Paniels Witwe eine Sammlung Predigten für Freunde als Andenken drucken ließ nur zum Verschenken, wozu Häusser [12] die biographische Einleitung schrieb, hatte ich aus dem handschriftlichen Nachlass die Predigten auszuwählen und den Abdruck zu leiten. Die Bibliothek ward in Leipzig verkauft, ich hatte den Katalog zu revidieren, die Versendung zu beaufsichtigen und konnte mir aus den unverkauft beibenden Resten nehmen, was mir gefiel. Alle Papiere zur Geschichte der Beredsamkeit kamen an mich, viele sorgfältig geschriebene Bände Heidelberger Vorlesungen von Daub, Paulus, Creutzer, die nie wieder angesehen waren. Bei diesen Geschäften war ich oft ganz allein in dem großen, ausgestorbenen Hause und ging hin und her in den öden Räumen, wo so wenig Zufriedenheit, Genüge und Glaube gewohnt hatten. Es war besonders in der Abenddämmerung so unheimlich, daß ich froh endlich alle Schlüssel abgab, als die letzte Spur des Vergangenen weg war.« [13]

In seinem Nachruf in der »Protestantischen Kirchenzeitung« schildert Wilkens ohne den leisesten Ton der Kritik Paniel als »freisinnigen Prediger«. Er schreibt über den Anfang seiner Wirksamkeit in Bremen: »Sein Haus war bald der Mittelpunkt der freisinnigen von geistigen Interessen bewegten Menschen«. Am Ende steht die Aufopferung für das übernommene Pfarramt: »Bis zum Zusammenbrechen des Körpers trug er sein Amt, als schon jeder Schritt ihm zur Pein ward, im vergangenen Winter ließ er sich täglich in den Lehrsaal herabbringen, um ächzend in einen Lehnstuhl gebettet seine Confirmanden zu unterrichten, einem Sterbenden gleich hat er sie zum Altar geführt, ›ich muß ausharren bis ans Ende‹ war seine Antwort, wenn man ihn bat, sich zu schonen« [14]. Quelle seiner negativen Ur-

teile über Paniel in den Lebenserinnerungen ist vielfach Mallet. Im fünften Band hat Wilkens Auszüge aus 50 Briefen Mallets an seine Frau mitgeteilt. Unter ihnen findet sich auch eine Schilderung des Begräbnisses von Paniel, die in einer schroffen dogmatischen Verurteilung des Amtsbruders von St. Ansgarii ausklingt:

»Paniel ist gestorben und ohne Sang und Klang begraben worden. Er hatte es, sagte man, selbst so verordnet. Niemand war froher darüber als ich. Denn als Director des Ministeriums hätte ich nach unseren Gesetzen die Rede am Grabe oder im Hause halten müssen. Übrigens ist viel darüber räsonniert worden, daß 14 Pastoren als stumme Figuranten an seinem Grabe standen. Wenigstens ein Gebet hätte müssen gehalten werden, sagen die Frommen. Aber diese Gebete, wo nicht gebetet wird, diese Reden in Gebetsform sind für mich das Unausstehlichste. Warum muß denn immer geredet werden, ist denn das Schweigen nicht auch beredt? Übrigens war freilich ein solches Begräbnis eines Pastors etwas Neues unter der Sonne. So ist Paniel auch noch im Tode im Widerspruch mit der heiligen Schrift geblieben.« [15]

3. Adolf Friedrich Krummacher
(1767–1845, Pastor an St. Ansgarii 1824–1843)

Wie Draeseke hat auch Krummacher nur einmal den Weg von Wilkens gekreuzt, ohne daß es zu einer unmittelbaren Begegnung, zu einem Gespräch gekommen wäre. Wilkens urteilt über ihn in den Erinnerungen »Aus alten Tagen«:

»Ein gediegener Gelehrter, geistvoll, ohne Predigergaben von besonderer Bedeutung – ick heerde bloot det Kloppen, sagte nach der Probepredigt ein Zuhörer – war er als Freisinniger gewählt. Je stärker er im Glauben ward, umso mehr verließ ihn die Gemeinde. Ein interessanter Besuch, schrieb der große Künstler Ludwig Richter, war mir der alte Krummacher, der mir durch seine Parabeln, Festbüchlein, Paragraphen zur heiligen Geschichte bekannt war; die stattliche Erscheinung des geistvollen Mannes, mit dem milden Gesichtsausdruck, wie seine anziehenden Bemerkungen, ließen noch lange ihren erquickenden Eindruck zurück. Und dieser Mann erlebte den Schmerz, durch Collegen sich zur Null für die Gemeinde gemacht zu sehen, die, Draeseke ausgenommen, gegen ihn Nullen waren: Böckel, Rothe, Paniel. Er predigte sonntäglich – wie ein Soldat, der mit seiner Predigt auf den Posten zieht, sagte er wehmütig-ironisch – vor leeren Bänken viele Jahre lang, die kirchliche Demokratie

war dem ehemaligen Generalsuperintendenten verhaßt, seit dem Kampfe seines Sohnes Friedrich Wilhelm gegen seine Collegen und Bauherren, Diakonen, ja die ganze Gemeinde, war seine Position noch isolierter. Lebenslang bereute er, nicht nach Bonn oder Berlin als Professor gegangen zu sein, wohin er berufen wurde. Ich sah ihn nur einmal, kurz vor seinem Tode, als er das heilige Abendmahl genoß. Sein Sohn Eduard führte ihn, den uralt aussehenden Greis im Ornate; fast wäre er doch niedergefallen, als er die Altarstufen herabstieg; seltsam contrastierte zu den alten Zügen die reiche, braune, in der Mitte gescheitelte Lockenperücke.« [1]

In den Aphorismen des »Otium Kalksburgense« finden sich mehrfach Bezugnahmen auf Krummacher. Wilkens bedauert, daß Krummacher schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht mehr gedruckt wurde und daß seine Brief nicht herausgegeben wurden [2].

»Soviel Zeug wird wieder ediert, das tot war und tot bleibt, wie Pflanzen eines Herbariums. Krummachers Schriften sind Rosen von Jericho und Immortellen. Die könnten ein Hausschatz werden, gleich den ›Parabeln‹. Wer denkt daran?« [3] »Friedrich Adolf Krummachers Briefe sind an Genialität, Esprit, Salz, Witz, Humor, Gedankenblitzen Reminiszenzen aus den verschiedensten Wissensgebieten so reich, wie wenige in der ganzen deutschen Epistolographie. Sie verdienen den Druck samt und sonders.« [4]

Den Temperamentsunterschied zwischen dem Vater und seinem Sohn Friedrich Wilhelm, dem Urheber des Bremer Kirchenstreits 1840, schildert Wilkens so:

»Der Vater gleicht einem Schweizer Hirten, der auf der Alpe seine Herde weidend, offenen Auges die Schönheit genießt, die ihn umgibt, die Seele labend im Sonnenbad, und dessen, was über der Sonne ist, sinnend eingedenk. Der Sohn gleicht einem sieggewohnten Feldherrn, der seine Kolonnen im Kanonendonner gegen den Feind führt.« [5]

Wilkens hörte Friedrich Wilhelm Krummacher während seines Studiums in Berlin, dann beim Kirchentag in Bremen 1852. Krummacher predigte in einem Abendgottesdienst in der St.-Martini-Kirche. Der Zudrang der Bremer war so groß, daß die Kirche schon fünf Minuten nach ihrer Öffnung bis auf den letzten Platz gefüllt war. Die Predigt über 1. Mose 45, 26: »Josef lebt noch und ist ein Herr über ganz Ägyptenland« hat Wilkens tief beeindruckt:

»Die Predigt wurde meisterhaft vorgetragen, bald im Ton der unerschütterlichsten Siegesgewißheit, so bei dem ›Josef lebt noch‹, bald im Accent des Richters, der das Todesurteil aussprechen muß, bald lockend, bittend,

so an der Stelle: ›ihr sollt mit mir in Gosen wohnen‹, die zu Tränen bewegen konnte. Wie electrisiert verließen die Scharen die Kirche. Wir konnten uns gar nicht wieder fassen... ganz erfüllt von dem Gehörten, dessen einzelne Stellen wir uns vorsagten, denn man hatte ganze Stücke wörtlich behalten, alle waren einig, nie etwas der Art gehört zu haben.« [7]

4. Georg Gottfried Treviranus
(1788–1868, Pastor an St. Martini von 1814 bis 1866)

Wilkens zählt den Besuch einer Missionsstunde, die von Treviranus gehalten wurde, zu den »Eindrücken religiöser Art«, die ihn Paniel entfremdeten. Der Abschnitt in seinen Lebenserinnerungen ist schwer zu datieren. Wilkens besucht aber damals noch die Schule, also muß es spätestens im Winter 1848/49 gewesen sein:

»Aus Neugier trat ich um 5 Uhr nach Schulschluß in den Hörsaal als Missionsstunde war, die Andacht der großen Versammlung, ihr inniger Gesang ohne Bücher, der Vortrag von Pastor Treviranus über die Missionserfolge in Ostindien bewegten mich doch innerlich. Der ganze Saal war dunkel, nur auf dem Katheder zwei Lichter, die kaum die kleine Landkarte erkennen ließen, auf der er die Oasen in der Wüste zeigte, wie Mangalore. Es lag eine familienhafte Traulichkeit der Bruderliebe auf dem Ganzen. Alle kannten sich, recht Eine Herde und Ein Hirte.« [1]

5. Johann Christian Ludwig Müller
(1800–1864, Pastor an St. Stephani von 1839 bis 1864)

Ludwig Müller wird bei der Schilderung des 1852 vor dem Ministerium abgelegten Examens von Wilkens charakterisiert:

»Ludwig Müller war mein Spezialexaminator. Der Versuch, ihm zu entgehen, war mißlungen. Paniel hatte es über sich gewonnen, seinen erbittertsten Gegner vom Verfluchungsstreite her zu besuchen und ihn zu bitten, ihm dieses Mal das Examen abtreten zu wollen. Müller antwortete: wenn an mir die Reihe ist, so werde ich examinieren. Diese Replik wäre vorauszusehen gewesen. Müller war ein eisenfester, heroischer Charakter, mutig, ohne jede weltliche Rücksicht und jedes weltliche Interesse. Keine Macht auf Erden hätte ihn zu Concessionen in Sachen der göttli-

chen Wahrheit gebracht, nie wankte, lavierte, temporisierte er auch nur ein Moment, Massen, Majoritäten waren ihm Spreu, die der Wind verweht. Das Wort Gottes war sein Leben, mit zweifelloser Festigkeit verkündigte er es, schlicht, ohne alle Beredsamkeit der Natur, ohne alle Geistreichigkeit, wie sie Mallet besaß, monoton, nicht ohne die Mängel der pietistischen Schule, der er angehörte. Groß war seine Neidlosigkeit. Sein College war in der Gemeinde alles, die Kirche fasste die Hörer nicht; er hatte niemand, sondern predigte 25 Jahre lang etwa 20 Zuhörern. Dennoch minderte das die innigste Liebe zu Mallet und der Gemeinde nicht, der er mit aller Treue ungekränkt und unverstimmt bis zum Tode diente. Der übergroße, hagere, todesblasse Mann mit dem ruhigen, durchbohrenden Blick und der dumpfen Grabesstimme war ein Gegenstand des Entsetzens für die Welt, der Strenge Härte heißt.« [1]

Wilkens hat selbst etwas von dieser neidlosen Freundlichkeit erfahren, als er als Kandidat einmal in St. Stephani zu predigen hatte:

»Als ich einst für Müller abends in Stephani predigte, war die Zuhörerschaft sehr groß. Nach der Predigt wollte ich gehen, aber Müller hielt mich fest, ich mußte Tee mit ihm trinken; er freute sich meiner Wendung zum rechten Wege.«[2]

6. Aemilius Augustus Pauli
(1794–1863, Pastor an U. L. Frauen von 1830 bis 1863)

Beim Examen 1852 wartet Wilkens im Studierzimmer von Pastor Pauli, bis er vor das in der Sakristei der Kirche U. L. Frauen versammelte Ministerium gerufen wurde. Er verbindet die Schilderung des Studierzimmers mit einer Charakterisierung Paulis:

»Pauli war aus einem halbgläubigen Schüler Schleiermachers ein gläubiger Jünger Menkens und Luthers geworden. Aber es ging ihm wie einem Soldaten, dem die in der Schlacht empfangene Kugel blieb und zu Zeiten Schmerzen bereitete. Er predigte ganz in Menkens Art allen Anhängern desselben, die sich unter seiner Kanzel sammelten, etwas weinerlich, formlos. Er war sarkastisch, spitzig, allen Phrasen und Phraseuren todfeind, vorsichtig, weltklug, in der reichen, vornehmen Welt, so weit sie christlich sein wollte, sehr angesehen und hatte eine treue Zuhörerschaft aus den ersten Familien Bremens, die doch nicht gerade nach der Schmach Christi Verlangen trugen. Sein Zimmer sprach mich beruhigend an. Es sah in den Garten mit Vögeln und Blumen. Die Bilder der Könige Friedrich Wilhelms III und IV, Menkens, Luthers als Leiche zeigten Paulis

Vaterland in natürlichem und geistlichem Sinn. Auf dem großen Schreibtisch stand ein Crucifix von schwarzem Ebenholz, neben demselben ein Pult mit dem ungeheueren Folianten der Concordanz über die Bibel von Lankisch, die einst, als man noch Gottes Wort predigte, in keiner Studierstube fehlte [1]. Ein bescheidener Büchervorrat stand an den Wänden, die Werke Menkens, Roos', Bengels, Oetingers, Stiers, die 24 Bände Luthers von Walch in sauberen Pergamentquartanten.« [2]

7. Friedrich Wilhelm Kind
(1802–1861, Pastor an St. Remberti von 1827 bis 1834)

Verwandtschaftliche Beziehungen verbinden Wilkens mit dem durch seinen Streit mit dem Senat in den Jahren 1830 und 1831 bekanntgewordenen Pastor Kind von St. Remberti und dessen Schwestern. Sie endeten erst im Jahre 1882 mit der Grabrede, die Wilkens der letzten der beiden Schwestern in Achim gehalten hat. Wilkens schreibt im zweiten Band seiner Erinnerungen:

»Wilhelm, Betty und Annchen Kind waren uns verwandt, ihr Großvater Bernhard Kind war der Bruder meiner Urgroßmutter Kunigunde Herklots geborne Kind. Wilhelm hatte aus Liebe, ohne Gaben den geistlichen Beruf erwählt und war mit 21 Jahren [1] Pastor an St. Remberti neben Bekenn für die Lutheraner geworden. Ohne die Kraft, die Schwierigkeiten dieser Stellung zu besiegen, zurückgesetzt und gekränkt, führte das fünfzigjährige Jubiläum Bekenns die Katastrophe herbei. Kind sah in der geschmacklosen, überladenen Ausschmückung der Kirche mit Blumen und Kränzen unevangelische Menschenvergötterung und erklärte dem Präsidenten des Senats, falls die Decorationen bis um 1 Uhr nicht weggenommen seien, könne und dürfe er nicht predigen. Auf zwei dringende Schreiben kam keine Antwort, nun ließ Kind durch seinen Bruder der versammelten Gemeinde die Sachlage mitteilen und zugleich, daß er bis auf weiteres sein Amt nicht verwalten werde. Die Sache bewegte die ganze Stadt... Das Ende des langen Streites war nach vielem Schriftwechsel, daß der Senat vom lutherischen Ministerium ein Gutachten erbat. Draeseke war der Verfasser, es gab Kind Unrecht, tadelte scharf die Rücksichtslosigkeit des Senats, der unbedingt dem bedrängten Geistlichen hätte antworten müssen und sollen, die rohen Agitatoren in der Gemeinde, hielt jedoch das Verhältnis zwischen Hirt und Herde für unheilbar geschädigt. Kind legte sein Amt nieder, wurde Hauslehrer in Hanno-

ver und erhielt die Patronatspfarre in Oese, die kleinste und ärmste im Herzogtum Bremen, die er fast dreißig Jahre verwaltet hat, glücklich an einer Stelle zu stehen, der er genügen konnte, bedürfnislos, zufrieden mit allem. Seine Schwestern Betty und Annchen lebten fünfzehn Jahre bei ihm in dem alten Pfarrhause, froh als wäre es ein Königreich, reich durch die Liebe ihrer Umgebung, durch herzlichen Verkehr mit den benachbarten Geistlichen und Adligen .... Um für ihr Alter zu sorgen, eröffneten sie dann in Bremen eine Elementarschule, die den besten Fortgang hatte... Kam im October Wilhelm auf zehn Tage, so ward ich eingeladen und theologisierte mit dem wohlunterrichteten, anspruchslosen Mann.« [2]

8. Johann Melchior Kohlmann
(1795–1864, Pastor in Mittelsbüren von 1819 bis 1829, Pastor in Horn von 1829 bis 1864)

Als Wilkens 1858 in seinem Ferienquartier in Lilienthal Studien für sein Buch über Tilemann Heßhusius trieb [1], begegnete ihm auf dem Weg dorthin – Wilkens trug Pergamentbände unter dem Arm – Pastor Kohlmann:

»Die Pergamentbände lockten den Bücherfreund. Er begann ein Gespräch, wußte von Treviranus um meine Arbeiten und bat mich, ihn zu besuchen. Am Donnerstage ging ich zu ihm. Im ersten Stock lag das Studierzimmer mit der Aussicht auf den großen Garten, voll der köstlichsten Obstbäume, in denen hunderte von Vögeln sangen, und auf die Wiesen und Felder. Ein riesiger Lehnstuhl stand vor dem Schreibtisch am Fenster, zwischen den dichtbesetzten Bücherregalen hing ein schönes Bild Joachim Neanders mit der Unterschrift: ni louange, ni mesonge, ich will mich lieber zu Tode hoffen, als durch Unglauben verloren gehen. Kohlmann war ein gründlicher Kenner der bremischen Kirchengeschichte, hatte alle Urkunden des Archivs gelesen und copiert, besaß Abschriften kostbarer Manuscripte, z. B. des Ratsherrndenkelbuchs und eine Sammlung theologischer bremischer Streitschriften von seltener Vollständigkeit. Unaufhörlich arbeitete er, mehrte seine Bücherschätze, correspondierte mit Gelehrten, die ihn als eine Autorität zu Rat zogen, die den Dingen bis auf den Grund drang. Er klagte mir die Teilnahmslosigkeit seiner Amtsbrüder in gelehrten Dingen. Sie lesen nichts als was im Lesezirkel ist. Trotz aller Sachkunde hätte er eine Bremische Kirchengeschichte nicht schreiben können, da er der Form nicht mächtig war. Im Leben hatte er etwas von einem Original, derb, barock, witzig, schlagend. Das Ansehen

seines Amtes wußte er zu wahren und keine Faser von einem Gemeindelakeien war in ihm. Altbremisches Wesen liebte er, sprach auch von der Kanzel gern plattdeutsch. ... Er wußte auch geistlich schlagend zu sprechen. Einen sterbenden Bauernburschen fragte er: Ja, hest du ook wat uppen Harten, wat dy dat Starben swaar maakt? Nä, Herr Pastor! Hest du ook wat innen Harten, wat dy dat Starben licht maakt? Ja, Herr Pastor, mynen Herrn Jesus. Er hielt in einem Jahr des Mißwachses eine Predigt über das Wort des Herrn: Kinder habt ihr nichts zu essen, die noch zehn Jahre später lebendig in den Hörern war. Am Kirchenboten Mallets war er als der Landbote ein treuer Helfer und erzählte Denkwürdiges aus alten Zeiten, wie es ihm Chroniken und alte Schriften darboten. Seine Liebe zu Bremen hielt aus bis an den Tod. Es war einer seiner letzten Wünsche, die neue Börse noch zu sehen. Er bat mich um ein Inhaltsverzeichnis bestimmter Handschriften der Stadtbibliothek, das ich ihm im Herbst arbeitete, wo ich mich dort viele Tage einschließen ließ von 9 Uhr abends, um 1 Uhr mit einem Butterbrot tafelte, ganz allein zwischen den Tausenden von Büchern.« [2]

9. Gottlieb August Wimmer
(1791–1863, Pastor des Vereins für Innere Mission von 1851 bis 1863)

Das Urteil von Cornelius August Wilkens über Gottlieb August Wimmer verdient besondere Beachtung, da Wilkens in Wien Gelegenheit hatte, Informationen über den aus Wien stammenden und später in Oberschützen, im damals noch ungarischen Burgenland, tätigen Pastor zu sammeln. Allerdings ist wohl auch dieses Urteil von Mallets, vielleicht sogar auch noch von Paniels Abneigung gegen Wimmer mitbestimmt. In Wien ist sein Gewährsmann Pfarrer Kolbenheyer aus Oedenburg, mit dem ihn u. a. die gemeinsame Verehrung Draesekes verbindet [1].

»Mallet hat gesagt, Wimmer glaubt nicht, was er predigt. Das bestätigte Kolbenheyer. Die Revolutionäre in Ungarn hatten ihn durch die Aussicht auf die Stelle eines Cultusministers geködert, da seine Eitelkeit groß war. Alles was er in Bremen, wo er von Almosen lebte, über seine Armut ausgesprengt, sei erlogen gewesen, er besitze bedeutendes Vermögen, das er als Pfarrer, als Schriftsteller und als Agent der Bibelgesellschaft erworben. So hat doch diese Tartüffe-Physiognomie nicht gelogen. Auf dem Totenbett bestätigte der Lügner Mallets Wort mit seinem eigenen Bekenntnis. Solche Predigt in angenommener Orthodoxie gehört

zu den grässlichsten Formen der Gottesbelügung, kommt aber nur in Zeiten vor, wo die Welt aus politischer Angst dem Herrn ein gnädiges Gesicht zeigt, nie dann, wenn sie ihn mit Dornen krönt und mit Fäusten schlägt und ins Angesicht speit. Wimmer lebte Jahrzehnte lang nur so, daß er Massen von Opium genoß, sonst hätten ihn die Gichtschmerzen getötet. Ob er das Opium nur für die Körper- oder auch gegen Seelenqualen nahm? Von seinem Artze in Wien, wo er starb, wurde ausgesprochen, er habe gesagt, sein Leben sei eine Lüge gewesen. Welch ein Abgrund!« [2]

In den von Wilkens im fünften Band seiner Lebenserinnerungen mitgeteilten Auszügen aus Briefen Mallets findet sich eine undatierte Bezugnahme auf Wimmer, die relativ freundlich lautet. Vermutlich stammt sie aus dem Jahre 1852.

»Wimmer predigt nicht tief, nicht geistreich, aber entschieden gläubig und heftig polemisierend gegen den Unglauben. Und siehe, die leere Kirche füllt sich wieder, sogar mit Leuten, die von uns wenigstens das Wort Gottes nicht hören wollten. Diese Leute sind entzückt über eine Predigt, die nicht aesthetisch schön und nicht menschlich geistreich ist, die ihnen allen ins Gesicht schlägt. Vorigen Sonntag wiederholte er zweimal sehr stark: wer anders predigt, der sei verflucht, und dieselben Leute, die wegen dieses Wortes gegen Krummacher wüteten, saßen da und sagten, so ist's recht, und verdammten damit ihr ganzes bisheriges Treiben und Wesen. Paniel ist darüber wütend wie ein Tiger im Käfig.« [3]

Über diese Anfangszeit Wimmers in Bremen – er kam im Herbst 1850 in Bremen an – schreibt Wilkens im zweiten Band »Aus alten Tagen«:

»Dulon stand noch auf der Höhe seiner Macht. Jede Predigt war eine Huldigung des Satans, ein Aufruf zur Revolution. Communismus drang in die Massen. Die Reichen zitterten für ihr Geld vor dem roten Agitator. Da erschien aus America kommend der ungarische Flüchtling Pastor G. A. Wimmer. Er hatte eine seltsame Geschichte. Als Pfarrer der deutschen Gemeinde Oberschützen hatte er das Evangelium gepredigt, Bibeln verbreitet, Schulen gebaut, Schulbücher geschrieben, für Mission gewirkt, einer der wenigen lebendigen Geistlichen in dem erstorbenen Ungarn. Da ließ er, der Deutsche, der Christ, der Gläubige, der Pfarrer sich in die ungarische Revolution hineinreißen, predigte mit dem Säbel umgürtet gegen seinen Kaiser, das Deutschtum, für Kossuth, die Ungarn, die Republik. Nach dem Siege Österreichs wurde er geächtet, floh nach America, trat dort mit den verworfenen Verschwörern, den ›Menschen der Hölle‹ in die engste Verbindung, der einstige Agent der Bibelgesellschaft wurde nun der ebenso eifrige Agent der Socialistenführer zur Realisierung der

großen Bruderrepublik, besorgte Waffenkäufe für den großen Tag der Volkserhebung, kurz war Conspirator und Vertrauensmann der Kinder der Finsternis. Daß sie ihm diesen Posten nicht ohne die erforderlichen Garantien gaben, ist sicher. Einen Spion hätten sie entlarvt. Wollte man auch nicht in ganzer Strenge den Satz geltend machen: mit wem du umgehts, der bis du, so war doch eine solche Gemeinschaft für einen ächten Christen unmöglich. In Bremen trat nun Wimmer als streng conservativ auf, als Todfeind der Democraten, drang in reiche Familien, enzückte als interessanter Erzähler, als Gesellschafter und sein Pietismus ward des Volkes wegen als Gegengift gegen Dulon mit in Kauf genommen. Bei Paniel führte er sich als Märtyrer der Freiheit, der Volksrechte, als Opfer der Tyrannen ein; so hiess der ihn für sich predigen. Es waren die Katechismuswahrheiten, einfach, klar fasslich, die den Aufgeklärten ja ganz fremd geworden waren und sie anfassten. Die Form war so derb, plump, zum Spott recht mit Absicht herausfordernd, so roh wie möglich. Diese Art liess den Gedanken nicht weichen, daß Wimmer sich selbst und andere mit angenommener Orthodoxie täuschte, eine Sünde, die oft genug vorkommt, ein Lügenwesen, das der Lügner selbst zuletzt für Wahrheit hält. Sein Gesicht hatte einen scheinheiligen Ausdruck, der halb scheue, halb lauernde Blick erinnerte an das Bangen eines Fälschers, der die Entdeckung in jedem rauschenden Blatt fürchtet. Sterbend soll er bekannt haben: er habe nie geglaubt, was er gepredigt! In Bremen machte er jedenfalls ein gute Carriere. Es wurde ihm ein Haus geschenkt, ein Jahresgehalt gesichert, die Verehrer und Geber drängten sich, die Zuhörer kamen aus der ganzen Stadt erst nach Ansgarii, dann im Mittagsgottesdienst in St. Martini, der für Wimmer eingerichtet wurde; Treviranus, dem die wenigen Zuhörer noch untreu zu werden drohten, und der Wimmer weit überragte, seufzte über neue Athener, bei denen es auch in der Kirche heisse, was gibt es neues..... Wimmers Predigten reizten den Dulonpöbel zu einem unerhörten Frevel. Er füllte eines Abends die Martinikirche, rauchte, lärmte. Die Predigt begann: hie und da liess sich ein O, ah, Au au, he vernehmen, dann begann ein Niessen die Reihen durch, Prosit hiess es von allen Seiten, Wiederholung tausendfachen Niessens, Gelächter, Stampfen, Rufen, Heulen bis Wimmer bleich und zitternd die Kanzel und Kirche verliess. Die bald ins Zuchthaus wandernden Spötter ahnten freilich nicht, daß der Verhöhnte mit ihren verruchten Führern in Bruderschaft gestanden hatte. An diesem Scandal ermannte sich der Senat zur Energie gegen die Democratie.« [4]

Da das Datum dieses gestörten Gottesdienstes feststeht — der 11. März 1852 —, darf man davon ausgehen, daß Wilkens zur fraglichen Zeit in Bre-

men weilte. Es waren Semesterferien. Er hat, auch wenn er selbst nicht an diesem Gottesdienst teilnahm, gewiß Berichte erster Hand darüber gehört. So enthält der polemisch gefärbte Abschnitt doch einige Fakten, die unsere Kenntnis von diesen Vorgängen bereichern.

Anmerkungen:

Zu 1.: (Draeseke)

[1] Friedrich Althaus, fürstlich Lippischer Generalsuperintendent in Detmold, war mit Draesekes Tochter Julie verheiratet, cf. Walter Schäfer: Johann Bernhard Dräseke in seinen Bremer Jahren 1814–1832, in: Hospitium ecclesiae, 6, S. 72, Anm. 3.

[2] Cornelius August Wilkens. Aus den Tagebüchern eines evangelischen Pfarrers (Otium Kalksburgense). Auswahl aus hundert Bänden herausgegeben auf Veranlassung seiner Verehrer und Freunde, Gütersloh [2] 1919, S. 278 f.

[3] Johann Hinrich Bernhard Draeseke: Predigten über die letzten Schicksale unseres Herrn, 2 Bände, Bremen 1816, [2] 1818.

[4] Wilkens gibt hier eine unrichtige Jahreszahl an. Draeseke hat Bremen erst 1832 verlassen.

[5] Theodor Heinrich Timotheus Draeseke (1808–1870), der Sohn von J. H. B. Draeseke, war seit 1833 Hofdiakon in Coburg, 1843 Hofprediger, 1845 Superintendent in Rodach, cf. Th. H. T. Dräseke: Der Weg des Friedens. Predigten und Reden mit einer kurzen Lebenskizze als Vorwort, Bremen 1871.

[6] Karl Gottlieb Bretschneider: Die Grundlagen des evangelischen Pietismus, Leipzig 1833.

[7] Christoph Friedrich von Ammon: Die Fortbildung des Christentums zur Weltreligion. Eine Ansicht der höheren Dogmatik, 4 Bände, Leipzig [2] 1836–38.

[8] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Br. 2, S. 412–414, nach der irrtümlichen Paganierung 814.

[9] Wilkens: Tagebücher, S. 57.

[10] ebenda.

[11] Cornelius August Wilkens: Otium Kalksburgense. Eine neue Auswahl besorgt von Otto Lerche, Gütersloh 1928, S. 83.

[12] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Band 2, S. 586.

[13] im Jahre 1824, cf. Artikel Sintenis, RGG [3] VI, Spalte 49.

[14] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Bd. 2, S. 591.

[15] ADB 5, S. 373 ff.

[16] Wilkens: Tagebücher, S. 258.

[17] Ernst Wiehe: Geschichte der Freimaurerei im Grundriß. Mit einem Anhang: Die ältesten Freimaurerlogen in Bremen, Bremen 1847, S. 61; Walter Schäfer: Johann Bernhard Dräseke in seinen Bremer Jahren 1814–1832, in: Hospitium ecclesiae, 6, S. 80, Anm. 74.

[18] Paulus im Philipperbrief 3, 2; Wilkens: Otium Kalksburgense, S. 182.

[19] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Bd. 2, S. 386.

[20] ebenda, Band 3, S. 814.
[21] ebenda, S. 815.
[22] ebenda, S. 816.
[23] ebenda, S. 819 f. cf. C. A. Wilkens: Ein Blatt aus der kirchlichen Korrespondenz Friedrich Wilhelm IV., in: Evangelische Kirchenzeitung (Zöckler), 1885, Nr. 25 ff, Spalte 7–12, 25–36.

Zu 2.: (Paniel)

[1] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Bd. 2, S. 391.
[2] ebenda, S. 388 ff.
[3] ebenda, S. 489.
[4] ebenda, S. 393 f.
[5] ebenda, S. 494 ff.
[6] Das Alte Gymnasium in Bremen bewahrt seit 1839 die Reifezeugnis-Duplikate. Der Name von Cornelius August Wilkens ist unter den Teilnehmern der damals noch freiwilligen Abschlußprüfungen nicht zu finden. Freundliche Mitteilung von Herrn Oberstudiendirektor Dr. O. Müller-Benedict.
[7] Johann Christian Wilhelm Augusti: Grundriß einer historisch-kritischen Einleitung ins Alte Testament, Leipzig 1806, [2] 1827.
Heinrich August Wilhelm Meyer: Das Neue Testament Griechisch nach den besten Hilfsmitteln kritisch revidiert mit einer neuen deutschen Übersetzung und einem kritischen und exegetischen Kommentar: Johannes, Göttingen 1834.
Karl Rudolf Hagenbach: Encyclopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften, Leipzig 1833.
Karl Hase: Lehrbuch der Kirchengeschichte, Leipzig 1834.
[8] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Bd. 2, S. 526 f.
[9] ebenda, S. 578 f.
[10] ebenda, S. 580 ff.
[11] ergänze: eine Stelle zu erhalten!
[12] Ludwig Häusser, 1818–1867, Professor der Geschichte in Heidelberg, war mit Paniel verwandt. Wilkens wurde von ihm auf seiner Reise durch Schwaben 1852 beraten, d. h. Häusser legte die Reiseroute fest.
[13] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Band 3, S. 798 ff.
[14] Protestantische Kirchenzeitung, 1856, Nr. 44 vom 1. 11. 186, Sp. 1036 ff, cf. Otto Wenig: Rationalismus und Erweckungsbewegung in Bremen, Bonn 1966, S. 212 ff.
[15] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Band 4, S. 1388 f, ähnlich in einem Brief an seinen Sohn, Band 3, S. 799.

Zu 3.: (Krummacher)

[1] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Bd. 2, S. 489 f.
[2] Cf. die Ausgabe einer Auswahl dieser Briefe: Maria Krummacher, Unser Großvater der Ätti. Ein Lebensbild Friedrich Adolf Krummachers aus seinen Briefen

gestaltet. Neue Ausgabe von Johannes Werner, Leipzig 1926.
[3] Wilkens: Aus den Tagebüchern eines evangelischen Pfarrers, S. 188.
[4] ebenda, S. 189.
[5] ebenda.
[6] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Bd. 2, S. 726.
[7] ebenda, S. 736 f.

Zu 4.: (Treviranus)

[1] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Bd. 2, S. 496.

Zu 5.: (Müller)

[1] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Bd. 2, S. 692.
[2] ebenda, S. 739.

Zu 6.: (Pauli)

[1] Gemeint ist wohl die Bibelkonkordanz von Friedrich Lankisch, Leipzig 1677.
[2] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Bd. 2, S. 695 f.

Zu 7.: (Kind)

[1] Wilkens irrt: Kind ist am 29. 1. 1802 in Bremen geboren und wurde am 21. 12. 1826 an St. Remberti gewählt, am 18. 2. 1827 im Dom ordiniert und hielt am 25. 2. 1827 in St. Remberti seinen ersten Gottesdienst, cf. Otto Wenig: Rationalismus und Erweckungsbewegung in Bremen, Bonn 1966, S. 168 f.
[2] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, S. 705 ff.

Zu 8.: (Kohlmann)

[1] Cornelius August Wilkens: Tilemann Heßhusius. Ein Streittheologe der Lutherkirche, Leipzig 1860.
[2] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Bd. 3, S. 919 ff, cf. auch Band 2, S. 533.

Zu 9.: (Wimmer)

[1] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 24 Stahl-Wilkens, Bd. 4, S. 1271.
[2] ebenda, S. 1272 f.
[3] ebenda, Band 5, S. 1384 f.
[4] ebenda, Band 2, S. 612 ff.

Auswanderermission in Bremen und Nord-Amerika in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Von Gottfried Mai

I. Die kirchliche Auswandererbetreuung in Bremen

Die kirchlichen Bemühungen um die deutschen Auswanderer sind Begleiterscheinungen der Auswanderung. In Zeiten erhöhten Auswanderergeschehens nahmen sie zu, um dann wieder beim Rückgang der Auswanderung an Intensität einzubüßen. Vereine entstanden und verschwanden wieder. Ihre Wirkungen blieben. Ihre Tätigkeit erstreckte sich auf die Betreuung vom Zeitpunkt des Entschlusses zur Auswanderung bis zur Niederlassung in der neuen Heimat [1].

Benutzten die Auswanderer früherer Jahrhunderte vorwiegend die Kanal- und Atlantikhäfen, so ergoß sich nun der Auswanderungsstrom mehr im 19. Jahrhundert über deutsche Häfen. Von dieser Flut war Bremen anfangs stärker als Hamburg betroffen. Bremen wurde seit Beginn des 19. Jahrhunderts immer mehr zum Ausgangspunkt für deutsche Auswanderung. Mehrere Gründe haben dazu geführt [2].

Gegenüber den Herkunftsgebieten der Auswanderung des 18. Jahrhunderts verlagerten sich die Schwerpunkte vom Südwesten Deutschlands nach Norden und Osten. Für die neuen Schwerpunkte lagen Bremen und Hamburg wesentlich günstiger, als die bisher wichtigeren Häfen in Frankreich und Holland [3]. Erschwerende Bestimmungen und Verbote des Hamburger Senats bis 1836 ließen Bremen den Vorrang in der Auswandererbeförderung gewinnen [4]. In Bremen war die wirtschaftliche Bedeutung der Auswandererbeförderung für die Bremer Seeschiffahrt früh erkannt worden [5]. Deshalb erließ der Senat in Bremen seit 1832 in immer wieder neuer und verbesserter Form Verordnungen für das Auswanderungswesen [6]. Die Verordnungen sorgten für den Schutz der Auswanderer vor Betrügern, für ordentliche Unterbringung an Land und auf den Schiffen, sowie für ausreichende Verpflegung im Hafen und auf See [7]. Aber nicht nur im Blick auf geschäftlichen Gewinn legte Bremen durch die Schaffung von menschenwürdigen Verhältnissen großen Wert auf einen guten Ruf als Auswandererhafen, sondern auch aus christlichem Verantwortungsbewußtsein für den auswandernden Menschen [8].

Die günstigen sozialen Voraussetzungen brachten eine fortlaufende Steigerung des Auswandererverkehrs mit sich. Hamburg, das 1836 zu Bremen

in Konkurrenz trat und ebenfalls durch Senatsverordnungen einwandfreie Verhältnisse im Auswandererverkehr zu schaffen suchte [9], konnte auf lange Zeit den Bremer Vorsprung nicht einholen [10]. Noch 1852 verließen in den Monaten Mai und Juni über Bremen 9000 deutsche Auswanderer ihre Heimat. Über Hamburg waren es dagegen im gleichen Zeitraum nur 3800 Auswanderer [11].

Die vielversprechenden Anfänge kirchlicher Arbeit unter den Auswanderern, wie sie seit den dreißiger Jahren in Bremen durch den »Verein für die protestantischen Deutschen in Nordamerika« geleistet worden waren, schliefen um die Jahrhundertmitte nach der Trennung von Friedrich Wyneken völlig ein [12]. Die Ansicht, das reiche Amerika könne sich selbst helfen, erstickte in vielen die Bereitschaft zur Hilfe [13]. Zwar bestanden der »Verein zur Verbreitung kleiner christlicher Schriften« und die Bremer Bibelgesellschaft und im Auswandererhaus in Bremerhaven wurde die Arbeit durch Pastor Dreier und die seine Tätigkeit stützenden Bremer Reeder, Kaufleute und Juristen wie Vietor, Kulenkampff oder Claußen geleistet, doch konnte dies für die steigende Auswandererflut nicht genug sein.

1849 wurde in Bremen der Verein für Innere Mission gegründet. Das bedeutete für die Auswandererfürsorge vorerst keine grundlegende Erweiterung, da der Personenkreis des Vereins weithin mit den Leuten identisch war, die sich bisher um die Auswanderer bemüht hatten. Allerdings gab der 1852 in Bremen abgehaltene 4. Kongreß für Innere Mission der Arbeit neuen Auftrieb. Zudem fiel der Zeitpunkt der Tagung mit dem höchsten Anstieg der Auswandererkurve zusammen, so daß die kirchliche Sorge um den deutschen Auswanderer einen besonderen Platz auf dem Kongreß einnahm. Die Referenten zu diesem Thema waren beide Bremer: Auswandererpastor Dreier vom Auswandererhaus in Bremerhaven und Pastor Treviranus an St. Martini [14], die von ihren im Auswanderungshafen gesammelten praktischen Erfahrungen berichteten.

Die Erleichterungen, die im Blick auf die Eheschließungen von Auswanderern 1854 durch den Einsatz des Central-Ausschusses für Innere Mission erreicht wurden und der Vorstoß des Central-Ausschusses, 1864 von Pastor Eichler neu vorgebracht [15], beiden Kirchenleitungen um Ausweitung der Möglichkeiten des Einsatzes von stellenlosen Pfarramtskandidaten im nordamerikanischen Dienst zu dringen, gehen auf Bremer Anregungen des Jahres 1852 zurück [16].

Nach der Schließung des Auswandererhauses im Jahre 1863, bedingt durch den Bau der Eisenbahn nach Bremerhaven und der damit verbundenen Verlegung der Abfertigung der Auswanderer nach Bremen, war die Tätigkeit der Auswandererfürsorge wesentlich eingeschränkt worden. Die

Versuche, in der Bremer Neustadt am Hohentorshafen ein ähnliches Haus zu schaffen, fanden wenig Zustimmung [17]. Einmal zeichnete sich in den sechziger Jahren ein Rückgang der Auswanderung ab, zum anderen betrug die Aufenthaltsdauer gegenüber den oft wochenlangen Wartezeiten der Segelschiffbeförderung, bedingt durch das Aufkommen von Eisenbahn und Dampfschiffahrt, im Durchschnitt nur noch ein bis zwei Tage.

Mallet war 1865 gestorben; Treviranus, der Vorsitzende des Vereins für Innere Mission, starb 1868; Karl Vietor 1869 [18]. Damit fehlte es in Bremen an hervorragenden Persönlichkeiten, die der Auswandererversorgung neuen Aufschwung hätten geben können. Unbetroffen davon blieb die Arbeit des »Vereins zur Verbreitung kleiner christlicher Schriften«, der 1863 einen hauptamtlichen Kolporteur angestellt hatte [19] und mit der Schriftenverteilung die Seelsorge verband. Der Vorstand dieses Vereins war es, der wiederholt darauf drängte, daß Gottesdienste für die abgehenden Auswanderer eingerichtet werden müßten. Diese sollten von dem Verein für Innere Mission, der von der Auswandererbetreuung mehr und mehr zurückgetreten war, in die Hand genommen werden. 1868 wurde mit dem Central-Ausschuß in Berlin ernsthaft über die Anstellung eines geeigneten Predigers oder Diakons zur Betreuung der Auswanderer verhandelt. Die rückläufige Auswanderung und der Mangel an Mitteln ließen diesen Plan nicht Wirklichkeit werden [20]. Der Verein für Innere Mission beschränkte sich deshalb mit Erfolg darauf, seine Stadtmissionare anzuweisen, am Sonntagmorgen die Auswanderer zu den Gemeindegottesdiensten abzuholen [21].

Als die Bremer Bibelgesellschaft aus nicht mehr ersichtlichen Gründen die Arbeit ihres Kolporteurs unter den Auswanderern aufgab, konstituierte sich im Jahre 1874 ein »Lutherischer Verein für Auswanderer«, dessen Mitglieder zum Teil aus Bremen, zum Teil aus Hannover kamen [22]. Anregungen zur Gründung waren von Vertretern der lutherischen Missouri-Synode ausgegangen. Schon 1871 war ein Agent der Missouri-Synode nach Bremen gekommen. Als Vertreter eines schroffen Luthertums gelang es ihm nicht, Verbindungen zu den kirchlichen Kreisen Bremens herzustellen. Er mußte ergebnislos wieder abziehen [23]. Als der Auswanderermissionar der Missouri-Synode, Pastor Keyl, aus New York 1873 nach Deutschland reiste, kam es auf sein Betreiben, wie in Hamburg, so auch in Bremen, zur Bildung eines lutherischen Komitees für Auswanderer. Getragen wurde der Verein in Bremen durch hannoversche Pastoren und durch den lutherischen Pastor Johann Georg Karl Petri am Bremer Dom, dem bald Pastor Ferdinand Cuntz zur Seite trat [24].

Da die starke Bindung an die Missouri-Synode selbst für die Lutheraner Hannovers untragbar wurde [25] und die tragende Basis des Kreises sich als

zu klein erwies, änderte der Verein seinen Namen in »Evangelischer Verein für Auswanderer«, um auch in Bremen Freunde für seine Arbeit zu gewinnen [26].

Der Verein berief sofort nach seiner Gründung den Diakon Zieger aus dem Stephanistift bei Hannover als Auswanderermissionar nach Bremen und machte ihm geistliche Pflege und äußere Versorgung für die Auswanderer zur Pflicht. Zieger sah seine Hauptaufgabe im Schutz des Auswanderers vor Quartierwirten und Geschäftsleuten. Der sicher gut gemeinte Ansatz der Arbeit erwies sich als falsch. Da sich der Auswanderermissionar zu sehr um die äußeren Angelegenheiten (Geldwechsel, Schiffsscheinbesorgung, Gepäckerledigung) auch solcher Auswanderer kümmerte, welche den Wirten durch ihre Agenten oder auf andere Weise, nur nicht durch ihn selber, als Logiergäste zugeführt worden waren, und die Wirte die geistliche Versorgung im ganzen auch nicht gerade gerne sahen, zog er sich die Feindschaft dieser Kreise zu, zumal aufgrund der scharfen Gesetzgebung [27] von einer Ausbeutung der Auswanderer in Bremen kaum noch gesprochen werden konnte [28].

Der Verein, der an finanziellen Schwierigkeiten krankte, unterließ es, durch jährliche Anschreiben an die deutschen evangelischen Pfarrämter und an sonstige in Frage kommende Adressen auf seine Tätigkeit nachdrücklich hinzuweisen, um so weitere Unterstützung zu erhalten und auch direkt Auswanderungswillige zugewiesen zu bekommen. Nach zwei Jahren Tätigkeit löste sich 1876 der Verein aus Mangel an Erfahrung auf [29].

Das Jahr 1881 brachte einen Wendepunkt in der Auswandererbetreuung. Direkter Anlaß zur verstärkten Tätigkeit wurde die sprunghaft ansteigende Auswanderung des Jahres 1880 [30] und der im September 1881 in Bremen bevorstehende Kongreß für Innere Mission. Es scheint, daß der eindrückliche Appell Wicherns in der Denkschrift an die deutsche Nation erst drei Jahrzehnte später in Bremen den gewünschten Erfolg erzielte [31].

Die Einladung zum Kongreß war von Bremen ausgegangen. Der Central-Ausschuß äußerte den Wunsch, daß auf dem Bremer Kongreß das Thema Auswandererfürsorge verhandelt werden sollte und bat die Bremer um entsprechende Vorbereitungen und einen geeigneten Redner. Da Pastor Cuntz bereits seit vier Jahren als Vorstandsmitglied dem Verein für Innere Mission angehörte [32] und als Sekretär des »Lutherischen Vereins für Auswanderer« nicht nur Einblick in die Auswandererfrage, sondern auch Beziehungen zu Pastoren und Gemeinden in Nordamerika bekommen hatte [33], erschien er als der geeignete Mann, die Auswandererarbeit in die Hand zu nehmen. In seinen Lebenserinnerungen schreibt Cuntz: »Nach dem verunglückten Versuch der Mission hatte ich keine sonderliche Lust, diese Ar-

beit zu übernehmen, von welcher ich zudem wußte, daß dem A. auch das B. folgen mußte, und daß auf meine Schultern auch für die Zukunft die Arbeit der Fürsorge für die Auswanderer gelegt werden würde. Aber meine Weigerung half nichts; ich mußte zunächst den Vortrag über das unbebaute und unbekannte Gebiet der Auswanderung und über die Art, wie die Auswanderermission zu betreiben sei, wenn sie Segen bringen solle, übernehmen.« [34]

Um seinen Ausführungen vor dem Kongreß fundierte Sachkenntnisse geben zu können, unternahm Cuntz eine Informations- und Studienreise nach den Hafenstädten Rotterdam, Amsterdam und Antwerpen [35], die für die deutsche Auswanderung eine Rolle spielten [36]. Wenig später folgte eine Reise nach Stettin. Neben Hamburg, wo Cuntz schon früher Einblick in die Auswanderermission genommen hatte, und Bremen hat nur noch Stettin als deutscher Hafen eine Bedeutung für die Auswanderung gehabt. In Stettin stand die dortige Stadtmission lange Jahre den Auswanderern mit Beratung, sozialer Fürsorge, Predigt und Seelsorge zur Seite. Sie hielt vielfach Gottesdienste unter freiem Himmel ab [37]. Stadtmissionar Brandt, der vom Stettiner Verein für Innere Mission mit der Auswandererfürsorge betraut worden war [38], und später Prediger Thimm [39] versahen die Auswanderer mit Schriften, Bibeln und Gebetsbüchern. Gleichzeitig wurden auch Geleitkarten verteilt, die den Auswanderer an kirchliche Stellen in Nordamerika wiesen. Es ist bisher übersehen worden, daß neben dem Hamburger Versuch, Schiffsseelsorge zu treiben, auch vom Stettiner Verein für Innere Mission die Auswanderer an Bord der Schiffe betreut wurden. Der Stettiner Reiseprediger Wegeli hat auf dem Kongreß für Innere Mission 1881 in Bremen von seiner Tätigkeit berichtet [40].

Mit dem Aufschwung des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie konnte die Stettiner Linie, der Baltische Lloyd, nicht konkurrieren. Als sich die Verschiffung mehr nach Bremen und Hamburg verlagerte, kam der Stettiner Auswandererverkehr nach Nordamerika fast völlig zum Erliegen und die Stadtmission mußte ihre Tätigkeit unter den Auswanderern einstellen [41].

Cuntz kam auf seiner Informationsreise zu dem Ergebnis, daß Hamburg und Bremen die günstigsten Verhältnisse für die Auswanderer boten [42]. Inzwischen hatten die Vorstandsmitglieder des Vereins für Innere Mission in einigen Sitzungen und Beratungen im März 1881, als einen besonderen Zweig seiner verschiedenen Arbeiten eine Auswanderermission zu betreiben [43]. Der Verein traf seinen Entschluß völlig selbständig und unabhängig von einer amerikanischen Emigrantenmission oder einer Organisation des In- oder Auslandes, die als Ausgangspunkt der Auswanderermission in Bre-

men angesehen werden könnte. Am 29. März 1881 fand auf Betreiben Cuntz' der erste Auswanderergottesdienst statt, dem von da an regelmäßig zweimal wöchentlich Gottesdienste folgten [44]. Die Gottesdienste wurden in 13 Monaten der Jahre 1881/82 von etwa 11 000 Auswanderern besucht, von denen rund der vierte Teil an der Feier des Abendmahls teilnahm. Der Gottesdienstbesuch hielt sich in den folgenden Jahren auf einer durchschnittlichen Höhe von 5000 Personen im Jahr [45].

Später fanden drei Gottesdienste wöchentlich statt. Die positiven Geistlichen der Stadt und des Landgebietes Bremen übernahmen es, abwechselnd und unentgeltlich zu predigen und den Auswanderern das Abendmahl auszuteilen. Da der Verein für Innere Mission keinen eigenen Andachtsraum besaß und die Kirchen der positiven Gemeinden zu weit entfernt von Hafen und Logierhäusern lagen [46], wurden die Gottesdienste bis zur Auflösung der Brüdersozietät in deren mietweise erworbenem Saal [47], später im Saal der Herberge zur Heimat und darauf wieder im Saal der neu errichteten Brüdersozietät gehalten. Die Auswanderermission konnte erst 1905 in dem neuangekauften Missionshaus (Bremen, Georgstr. 22) einen eigenen Gottesdienstraum für Auswanderer einrichten [48]. Es ist der Persönlichkeit Cuntz' zu verdanken, daß sich mit der Zeit ein recht gutes Verhältnis zu den meisten Logiswirten entwickelte. Sie nahmen auf die Bemühungen der Auswanderermission Rücksicht und kamen vielfach zu einer Unterstützung dieser Arbeit, indem sie die mit der Reise verbundenen Geschäfte und Besorgungen der Auswanderer nicht während der festangesetzten Zeit der Gottesdienste vornahmen, sondern die Auswanderer in die Gottesdienste wiesen. Nach einer Übereinkunft zwischen dem Norddeutschen Lloyd, dem Nachweisungsbüro für Auswanderer, den Logiswirten, der katholischen Auswandererfürsorge und der evangelischen Auswanderermission wurden die Gottesdienste auf Montag, Mittwoch und Freitag jeweils 15.00 Uhr festgesetzt [49].

Die begonnene Arbeit der Auswanderermission machte bald die Anstellung einer hauptamtlichen Kraft nötig. Unmittelbar nach dem Kongreß von 1881 wurde der Auswanderermissionar Runge angestellt. Ende 1882 wurde er durch Hermann Krone aus dem Rauhen Haus abgelöst. Krone hat seinen Dienst in Bremen bis 1918 versehen und nach dem Weltkrieg als Pensionär die Wiederaufnahme der Auswanderermission in die Wege geleitet. Weil die Auswanderung der achtziger Jahre mehr Arbeit als erwartet mit sich brachte und drei Kolporteure zur Schriftenverteilung unter den Auswanderern zur Verfügung standen [50], wurde der Auswanderermissionar von der Kolportage entlastet, um ihn für Auswandererberatung und persönliche Hilfeleistungen freizustellen. Die Besuche in den Logishäusern, Quartier-

besorgungen, Geleit der Auswanderer zum Geldumtausch, Besorgen der Schiffskarten, Abholen vom Bahnhof, Einladung zum Gottesdienst, Ausgabe von Geleitkarten, Verwaltungsarbeiten usw. forderten eine Vermehrung der Arbeitskräfte. Schon 1883 erhielt Krone den ersten Gehilfen, 1885 folgte der zweite Gehilfe, 1890 der dritte [51].

Im Rückblick auf die Tätigkeit schreibt Cuntz im Bericht von 1890: »Die Arbeit des Vereins auf diesem Gebiet, welche von Jahr zu Jahr in ungeahntem Maße gewachsen ist, hat sich als eine sehr segensreiche und für das Wohl der Auswanderer durchaus notwendige erwiesen.« [52]

Cuntz entwickelte für die Auswanderermission ein klares und begrenztes Programm. Obwohl er sah, daß die Arbeit unter den bereits ausgewanderten Deutschen nicht vernachlässigt werden dürfe [53], verzichtete er in rechter Einschätzung seiner Möglichkeiten auf die Ausbildung und Entsendung von Predigern nach Nordamerika und den Einsatz von Schiffsgeistlichen [54]. Für Cuntz ergab sich ein dreifach gegliedertes Arbeitsfeld. Von dem Zeitpunkt an, wo der Gedanke an die Auswanderung den Menschen bewegte, bis zur Niederlassung in der neuen Heimat soll der Auswanderer kirchliche Hilfe erfahren. So ergab sich:

1. die Beratungstätigkeit vor der Ausreise,
2. die Fürsorge und Seelsorge in der Hafenstadt,
3. der Geleitdienst zu christlichen Hilfsstationen und Kirchengemeinden in Nordamerika.

»Wir stellten uns die Aufgabe, für das geistliche und leibliche Wohl der Auswanderer zu sorgen, mit Rat und Tat von der alten Heimat an, welche sie verließen, bis zu dem Ziel ihrer Wanderung, an welchem sie sich eine neue Heimat gründen wollten, ihnen beizustehen und insbesondere sie der evangelischen Kirche und deutschem Wesen zu erhalten.« [55] Der Satz- »Niemand in Bremen hat sich um mich gekümmert« sollte zur Unmöglichkeit gemacht werden [56]. Das ist Cuntz in bemerkenswertem Maße gelungen.

Von Anfang an beschränkte sich die Auswanderermission in Bremen nicht allein auf die Betreuung der in Bremen eingetroffenen Auswanderer, sondern betrieb individuelle Auswandererberatung nach klaren Richtlinien. Dazu war es notwendig, daß die Auswanderer möglichst frühzeitig auf die Auswanderermission aufmerksam gemacht wurden [57]; selbst dann schon, wenn der Entschluß zur Auswanderung noch nicht endgültig war. Nur so konnte unüberlegter Auswanderung rechtzeitig und erfolgreich entgegengewirkt werden. Es ging darum, »in jedem einzelnen Falle, in welchem man sich an uns wendet, genau zu prüfen, ob wir zur Auswanderung raten dürfen oder nicht«, wie es in einem Schreiben an die Kirchenbehörden vom Januar 1888 heißt [58].

Statistische Zahlen über die Auswandererberatung liegen nicht vor. Daß diese aber recht hoch gewesen sein müssen, zeigt der Briefwechsel. Je nach Stärke der Auswanderung in den einzelnen Jahren schwankte die Zahl der Briefe, nicht eingerechnet die Zahl der Postkarten und Drucksachen, zwischen drei- bis zehntausend im Jahr [59].

Neben seinem Gemeindepfarramt an St. Pauli hat Cuntz zum großen Teil diesen Beratungsbriefwechsel selbst geführt. Um möglichst frühzeitig die Auswanderer auf die Tätigkeit der Auswanderermission hinzuweisen, war eine weite Öffentlichkeitsarbeit dringend erforderlich. Erfolgreich erwies sich hier die Verschickung von Rundschreiben an Kirchenbehörden und Pfarrämter in den von der Auswanderung besonders betroffenen Gebieten. Cuntz hatte es auf dem Kongreß für Innere Mission 1881 bitter beklagt, »daß die christliche Presse, insbesondere unsere christlichen Volksblätter im Ganzen auffallend wenig sich der Fürsorge für die Auswanderer angenommen haben« [60]. Diesem Übelstand ein Ende bereitend, verschickte die Bremer Auswanderermission ihre Berichte und ließ in der kirchlichen Presse durch Artikel und Notizen ihre Arbeit bekannt werden [61]. Nicht unerheblich wurde die Tätigkeit der Auswanderermission durch die Auswanderer bekannt, die mit ihr Erfahrung gemacht hatten. Der Ausgewanderte berichtete seinen Verwandten und Bekannten in der alten Heimat dankbar von der Hilfe, die ihm zuteil geworden war, und veranlaßte somit Nachfolgende, sich gleich an die Auswanderermission zu wenden. »Man ist uns mit großem Vertrauen entgegengekommen und der Prozentsatz von Auswanderern, welche sich schon von der Heimat aus durch Vermittlung besonders von Pastoren und Lehrern an uns wendeten, hat mit jedem Jahr zugenommen.« [62]

Von großem Vertrauen zeugen auch die zahlreichen Geldbeträge, welche von den Auswanderern an die Auswanderermission zur Verwaltung bzw. Aufbewahrung gegeben wurden, und die Beträge, die Ausgewanderte über die Auswanderermission ihren Angehörigen in der Heimat zukommen ließen [63]. Die Auswanderermission hat das in sie gesetzte Vertrauen nie enttäuscht und sie konnte verhindern, daß manchem Auswanderer die Barschaft nicht durch Diebe und Betrüger abgejagt wurde [64]. Gegen eine Quittung über die eingezahlte Geldsumme konnte der Auswanderer bei der Ankunft in Nordamerika den Betrag in amerikanischer Währung im Emigrantenhaus in New York und später auch in Baltimore abheben.

Besonders wichtig erwies sich für die Information der »Ratgeber für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika«, der 1882 erstmals als Anhang zu der erbaulichen Schrift »Guter Rat für Auswanderer« erschien. Danach erschien er gesondert. Cuntz hatte sich entschlossen, da

nach seiner Ansicht der von Schröter herausgegebene »Ratgeber für Auswanderer«[65] nicht den Verhältnissen genügte, diese eigene Schrift herauszugeben. In unveränderter Form unter Berücksichtigung der sich wandelnden Bestimmungen hat diese Schrift neunzehn Auflagen bis zum Jahre 1911 erlebt und ist mit einer Stückzahl von 200 000 Exemplaren unentgeltlich verteilt worden.

Besonders eng hat die Bremer Auswanderermission mit dem Emigrantenhaus in New York zusammengearbeitet. Cuntz hatte schon vor 1881 gute Verbindungen zu diesem Haus und seinem Leiter, Pastor Berkemeier. Die meisten Auswanderer, welche die Hilfe der Auswanderermission in Anspruch nahmen, wurden dem Emigrantenhaus in New York zur weiteren Betreuung zugewiesen. Später wurde auch Verbindung zur Emigrantenmission in Baltimore aufgenommen. Um der Tatsache entgegenzuwirken, daß ein nicht geringer Teil der Auswanderer den außerordentlich rührigen Sekten weiterhin in die Hände fiel oder ins Heidentum absank, hatten Cuntz und seine Mitarbeiter ein Verzeichnis der nordamerikanischen Pastoren und ihrer Wohnorte zusammengestellt, das gratis an Auswanderer verteilt und verschickt wurde. Zugleich erhielten die Auswanderer ein von Cuntz entworfenes Kirchenzeugnisformular, das, von deutschen Pastoren ausgefüllt, dem Auswanderer nach seiner Übersiedlung in den weitaus meisten Fällen wieder in geordnete kirchliche Verhältnisse eintreten ließ.

Nach den entmutigenden Erfahrungen, welche der lutherische Verein für Auswanderer in der Mitte der siebziger Jahre in Bremen mit den Wirten der Auswandererherbergen gemacht hatte, war die Auswanderermission zu der Ansicht gelangt, daß ein Konkurrenzunternehmen erneut Ärger verursachen würde. So wurde später bewußt von der Gründung eines eigenen evangelischen Auswandererhauses abgesehen, obwohl mehrmals vom New Yorker Emigrantenhaus eine Aufforderung an Cuntz erging.

Die noch unvollkommene Bremer Gesetzgebung von 1852[66] und die vorbildliche Bremer Auswandererschutzgesetzgebung vom 9. Juli 1866[67] hatten schon längst, bevor das Reichsgesetz über das Auswanderungswesen vom 9. Juni 1897 in Kraft trat[68], für geordnete Verhältnisse in der Hansestadt gesorgt. Trotzdem wurden immer wieder Klagen laut. Besonders traf das auf die übrigen Auswanderungshäfen zu, die Cuntz auf seiner Informationsreise kennengelernt hatte. Cuntz wollte seine Auswanderermission nicht allein auf Bremen beschränkt wissen, sondern sie sollte bewußt gleichzeitig auch Beratungsstelle für die über Hull, Le Havre, Antwerpen, Rotterdam und Amsterdam ausreisenden Auswanderer sein. In seinem Ratgeber[69] warnte Cuntz vor diesen Häfen und riet zur Reise über Bremen und Hamburg, um die Auswanderer vor Übervorteilung und Betrug zu schützen.

Die über die ausländischen Häfen reisenden Auswanderer erhielten, sowie ihr Plan feststand, Geleitkarten an das Emigrantenhaus in New York und die Emigrantenmission in Baltimore zugeschickt.

Diese Geleitkarten störten empfindlich das Geschäft zwielichtiger Agenten und Wirte, die danach trachteten, den Auswanderern möglichst die Geleitkarte der Auswanderermission abzunehmen, und »durch Karten an solche Wirte in den Hafenorten Amerikas zu ersetzen, von denen sie für die Überweisung der Auswanderer Vergütung empfingen« [70]. Deshalb kehrten in den Jahresberichten und in jeder Neuauflage des Ratgebers die Warnungen vor Betrügern wieder [71]. Wenn auch, wie schon erwähnt, Cuntz zu den meisten Wirten in Bremen ein gutes Verhältnis herstellte, so gab es doch auch solche, wo die Polizei und der Norddeutsche Lloyd die Wirte auffordern mußte, »die Auswanderer in der Erfüllung ihrere religiösen Bedürfnisse nicht zu hindern« [72]. Im Jahre 1895 griff sogar die Auswanderermission zur Selbsthilfe, indem sie in Berlin durch die Bahnhofsmissionen an die Auswanderer Adressen von Gasthäusern verteilen ließ, deren Wirte die Arbeit der Auswanderermission nicht behinderten.

Mit der 1897 in Berlin von Pastor Joh. Burckhardt gegründeten Kommission der Deutschen Bahnhofsmission hat die Auswanderermission in der folgenden Zeit eng zusammengearbeitet. Auch ergab sich eine enge Zusammenarbeit mit dem am 9. August 1897 von Militärpfarrer Fabarius in Koblenz ins Leben gerufenen »Evangelischen Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer«, der 1900 seinen Sitz nach Witzenhausen verlegte [73]. Mit diesem Verein hat die Bremer Auswanderermission vor dem I. Weltkrieg die Gründung einer Auswanderermission in dem neuen Auswanderungshafen Emden in die Wege geleitet [74].

Durch die Verbindung mit der Bahnhofsmission ergab sich für die Bremer ein weiteres Arbeitsfeld. Die Bahnhofsmission war aus der Fürsorgearbeit des »Internationalen Bundes der Freundinnen junger Mädchen« hervorgegangen, der 1877 in Genf von Josefine Butler zur Bekämpfung des Mädchenhandels gegründet worden war [75]. Noch von Cuntz wurde die Bekämpfung in Bremen in Angriff genommen. Cuntz ist der erste gewesen, der auf dem Kongreß für Innere Mission von 1897 in Bremen auf das Bestehen dieses Mädchenhandels aufmerksam gemacht hatte [76]. Cuntz hatte sich aus den verschiedensten Hafenstädten der überseeischen Länder genaue Nachrichten über den Mädchenhandel verschafft. Seine Ausführungen und seine Forderungen nach Beseitigung dieses Übelstandes gaben mit den Anstoß zur Gründung des deutschen Nationalkomitees zur Bekämpfung des Mädchenhandels. Die Nachfolger Cuntzes, Pastor D. Carl Büttner (1900 bis 1905) und Pastor Constantin Frick (1905–1922), haben die Fürsorge für

alleinreisende Frauen und Mädchen besonders ausgebaut. In Verbindung mit der Arbeit der Bahnhofsmission und des Internationalen Bundes der Freundinnen junger Mädchen schuf die Auswanderermission ein so dichtes Fürsorgenetz für Frauen und Mädchen, daß sie sich anheischig machen konnte, »jedes Kind und jedes weibliche Wesen unter sicherem Schutz durch die ganze zivilisierte Welt zu geleiten« [77].

Die Bremer Behörden zeigten volles Verständnis für die Arbeit der Auswanderermission. Dieses Verständnis fand sichtbaren Ausdruck in der Arbeit des Bremer Zweigkomitees zur Bekämpfung des Mädchenhandels, das von Büttner und dem Landgerichtsdirektor Dr. Carstens ins Leben gerufen wurde und mit den Namen von Bürgermeister Stadtländer, Bürgermeister Dr. Buff, Richter Hermann Steengrafe und Kriminalkommissar Wagner verbunden ist [78]. Dieser Zweig der Arbeit fand auch volle Unterstützung der Schiffahrtslinien, vor allem des Norddeutschen Lloyd. Es ist der Zusammenarbeit aller Beteiligten zu verdanken, daß einzelnen Fällen sofort tatkräftig begegnet werden konnte und durch die so geschaffenen übersichtlichen Verhältnisse der Ruf Bremens als sicherer Auswandererhafen gegründet wurde [79].

Die Bremer Auswanderermission hat sich ebenso wie die lutherische Auswanderermission in Hamburg als gesamtkirchliche Einrichtung verstanden, die jedem Auswanderer ohne Unterschied seines Bekenntnisstandes ihre Hilfeleistung zukommen ließ. Da Cuntz und seine Nachfolger von Haus aus Lutheraner waren, bestand zwischen ihnen und den lutherischen Landeskirchen ein gutes Einvernehmen [80]. Ein Antrag reformierter Kreise, die reformierten Auswanderer gesondert zu behandeln, wurde von der Bremer Auswanderermission angesichts der damit verbundenen Schwierigkeiten abgelehnt, mit der Versicherung, reformierte Christen in keiner Weise zu benachteiligen [81]. Die gesamtkirchliche Auffassung ihrer Arbeit geht aus dem Bericht des Jahres 1903 hervor: »Fast drei Jahrzehnte hat Bremen für alle deutschen evangelischen, zumal auch für die evangelisch-lutherischen Landeskirchen, Auswanderermission getrieben, ohne aus dem übrigen Deutschland irgendwie nennenswerte Beihilfen zu bekommen« [82]. In diesem Zusammenhang, weil die finanzielle Belastung für Bremen reichlich groß geworden war, wurde von Büttner der Anschluß der Auswanderermission an den Kirchenausschuß in Berlin angestrebt, der die Auswandererfürsorge auf sein Programm gesetzt hatte. Zwar kam der Anschluß nicht zustande, doch hat der Kirchenausschuß in Berlin der Auswanderermission in Bremen seine Unterstützung nicht versagt [83].

Der I. Weltkrieg legte die gesamte Arbeit der Auswanderermission still. Zwischen 1914–1916 konnte noch einzelnen Rückwanderern, welche die

Emigrantenmission in New York an die Auswanderermission verwies, bei der Heimkehr geholfen werden. Dann hörte auch diese Arbeit auf. Da der Norddeutsche Lloyd seine Schiffe verloren hatte und die ausländischen Schiffe Hamburg bevorzugten, setzte nach dem Kriege die Auswanderung über Bremen nur schleppend ein.

Ein unmittelbarer Beitrag zum Aufbau des kirchlichen Lebens in Nordamerika ist von der Auswanderermission in Bremen nicht geleistet worden. Die Schwerpunkte für die Ausbildung und Entsendung von Predigern lagen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in Neuendettelsau, Wuppertal, Berlin, Kropp, Breklum und Hermannsburg. Die Kräfte Bremens wurden zu sehr von der Betreuung der Auswanderer im eigenen Hafen und in der Zuweisung zu den Emigrantenmissionen der amerikanischen Häfen in Anspruch genommen. So hat sich in Bremen alles auf die Fürsorge für den einzelnen Auswanderer in seinen verschiedenen Nöten konzentriert. Was seit 1881 in Bremen in dieser Hinsicht geschehen ist, kann als vorbildlich für alle europäischen Hafenstädte bezeichnet werden [84]. Neben aller sozialen Fürsorge, die geleistet wurde, ist es aber nie vergessen worden, den Auswanderer auf seinem Weg ins Ungewisse auf den hingewiesen zu haben, von dem geschrieben steht: »Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß sie dich auf Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest« (Psalm 91, 11.12) [85]. So konnten in Zusammenarbeit mit den Einwanderungsmissionen in den amerikanischen Häfen durch Einweisung in bestehende christliche Gemeinden unzählige Auswanderer ihrem Glauben erhalten bleiben.

II. Die Einwanderermissionen in den amerikanischen Häfen

Die Situation des Auswanderers im Bestimmungshafen, wo er unkundig einer fremden Umgebung gegenüberstand, war weitaus schwieriger als im Heimatland. Zwar konnte er vor der Reise durch die Auswanderermission über die Verhältnisse aufgeklärt werden und Anweisungen erhalten, doch machte diese Vorbereitung die Einrichtung von Einwanderermissionen, die den Einwanderer bei seiner Ankunft betreuten und ihn deutschen Kirchengemeinden zuwiesen, wo er ein Stück Heimat fand, das ihm das Einleben erleichterte, nicht überflüssig.

Die geregelte Fürsorge für deutsche Einwanderer geht bis auf die Unternehmen des Daniel Pastorius und Peter Minnewitts in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zurück [86]. Auch die Kreise, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Prediger nach Nordamerika aussandten, konnten auf

eine Einwandererfürsorge geneigter Persönlichkeiten in den amerikanischen Hafenstädten und darüber hinaus nicht verzichten [87].

Vorbildliches ist auf dem Gebiet der Einwandererfürsorge – allerdings nur für Lutheraner – durch Wilhelm Löhe geleistet worden. Im 1848 eröffneten Harburger Hafen hatten die Neuendettelsauer ihre Arbeit aufgenommen [88]. Die Reederei Styrie und Heius hatte sich bereit erklärt, mit ihren Schiffen »Heinrich« und »Eduard« und »Hannover« Auswanderer für die deutsch-lutherischen Kolonien in Michigan zu befördern [89]. In Übereinkunft zwischen der Missourie-Synode und dem Neuendettelsauer Kreis der Missionsfreunde wurde ein Emigrantenprediger für lutherische Einwanderer in New York angestellt [90]. Ein Briefbericht vom 6. Juni 1851 gibt ein anschauliches Bild über die Verhältnisse in New York und über die Betreuung der Auswanderer.

»Heute früh um 10 Uhr, gerade als ich mich anschikte, kranke Einwanderer im Hospitale zu Wards Island besuchen zu wollen, erhalte ich von dem Telegraphenamte aus, wo ich für mir zukommende schnelle Anzeigen ankommender Schiffe jährlich 20 D. zahle, die Nachricht, daß die neue Brigg Hannover aus Harburg nahe der Quarantäne sei und noch vor Mittag in dieselbe komme. Vermutend, daß dieses das Missionsschifflein, von dem ich durch allerlei Nachrichten gehört hatte, sein möchte, setzte ich mich in einen Kahn, ließ mich 1½ Stunde weit in die Quarantäne fahren und sprang unter dem Schimpfen und Fluchen der etwa 30 Mäkler, die wie auf eine Beute warteten, an Bord des Schiffs. Auf den ersten Anblik sah ich, daß ich mich nicht geirrt hatte. Alles sah so heimatlich aus, Gesichter, Kleider und alles. Herrn Capitain Bay, welcher ein sehr lieber junger Mann ist, stellte ich mich als Emigrantenprediger vor, zeigte meine Anstellungsurkunde vor und wies mich durch einen Brief als Ihnen (gemeint ist Wilhelm Löhe, der Verf.) bekannt aus. Alle Einwanderer waren, was sehr klug gethan war, an Wirth Fliedner (Greenwichstreet, Greenwichhouse Nro. 82) angewiesen. Sogleich nahm der Kapitän die Gloke und rief aus, der Emigrantenprediger sei da, niemand dürfe mit jemand anderem gehen. Ich sandte nach Fliedner, der auch gleich kam. So waren die Einwanderer aller Schererei mit den Mäklern überhoben. Da ich aber diesen die Sache verderbt hatte brach ein Sturm gegen mich los. Das Schiff benannten sie Pfaffenschiff vor Ingrimm. Auf mich wollten sie sogar mit Messern gehen, so daß ich mir vom Capitän Leibwache ausbitten mußte. –

Die Brigg Hannover ist ein sehr nettes Schifflein, fest gebaut und die Auswanderer können das Betragen der Seeleute, von dem liebenswürdigen Kapitän Bay an bis zum jüngsten Matrosen, nicht genug rühmen. Alle waren gesund angekommen und schnell, in 31 Tagen ... Ich freue mich

kindisch über das Schifflein. Es kam mir vor, als wäre dies der Anfang einer christlich und kirchlich geordneten Auswanderung. Möge der Hafen von Harburg bald mehr Schiffe mit so lieber Fracht ausfahren lassen. Wir bedürfen in unserm kirchlich so zerrütteten America solcher Schiffe voll fester bekenntnistreuer Einwanderer. –

Herr Pastor Brohm gab den Einwanderern den Rath, weil sie bis Sonntag (Pfingsten) den Landsmann Schaller in Detroit noch nicht mehr erreichen würden, in New-York Pfingsten zu halten.« [91]

Durch die Zusammenarbeit mit der Reederei Styrie und Heius ergab sich der Idealfall für die Einwandererbetreuung im Zielhafen. Daß die Einwanderermission in New York mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, davon zeugt der Briefwechsel vom November 1852 und Februar 1853 zwischen den Pastoren Brohm und Fleischmann, den Kaufleuten J. H. Bergmann und J. Birkner einerseits und Wilhelm Löhe andererseits [92].

Ein Pastor Brandt begann etwa gleichzeitig eine Einwandererbetreuung. Da er aber keine Unterstützung fand, mußte er seine Arbeit nach hartem Kampf mit den Runners aufgeben [93].

Das Generalkonzil stellte 1866 Pastor Robert Neumann als Hafenmissionar in New York an. Ebenfalls im Jahre 1866 begann Pastor Wilhelm Berkemeier seine Tätigkeit für die deutschen Einwanderer in New York. Berkemeier, der seit seiner Ankunft in Amerika im Jahre 1847 auf die Gründung eines deutschen Emigrantenhauses in New York gedrungen hatte [94], erhielt 1866 von dem Emigranten-Missions-Komitee der beiden lutherischen Synoden von Pennsylvanien und New York den Auftrag, eine solche Anstalt in der Nähe des Hafens zu gründen [95]. Nach mancherlei Bemühungen, Gelder zu beschaffen und der Umbenennung des Komitees in »Lutherische Emigrantenhaus-Association in New York«, konnte 1873 für 30 000 Dollar ein Gebäude in Castle Garden in der State St. 16, unmittelbar gegenüber dem Landungsplatz der Auswandererdampfer, erworben werden. Es enthielt nach dem Umbau Räumlichkeiten zur Beherbergung von 150 Personen, ein Büro für den Missionar und eine Kapelle für Gottesdienste. Am Reformationstag 1873 wurde das Haus eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben.

Der Zweck des Hauses war, wie seine Konstitution ausspricht: »Die im Hafen von New York landenden Einwanderer (namentlich deutsche und skandinavische) im Namen der lutherischen Kirche zu begrüßen und für einen oder ein paar Tage zu beherbergen, ihnen in geistiger und leiblicher Hinsicht Beistand, Schutz und Auskunft zu erteilen, ihnen beförderlich zu sein, daß sie am passenden Platz Arbeit und Fortkommen erlangen, und überhaupt ihnen ratend und helfend zur Seite zu stehen; und soll von sol-

cher Liebesbeweisung niemand wegen seiner besonderen Konfession ausgeschlossen sein, sondern in allen Fällen, wo man derselben bedarf, das Beispiel des barmherzigen Samariters als Richtschnur dienen. Im Betreff des kirchlichen Empfanges der Fremdlinge und der Betreibung der kirchlichen Mission unter ihnen soll das Haus stets mit einer Kapelle verbunden sein, wo unter Leitung eines angestellten luth. Pastors, als Missionar, in der Regel täglich Gottesdienst gehalten werden soll« [96].

Da sich das Emigrantenhaus gegenüber dem Ansturm der Auswanderer als zu klein erwies, wurde 1884 durch einen Anbau die Zahl der Übernachtungsplätze auf 400 erweitert [97]. Von dem Umfang der Arbeit geben die Zahlen des 25. Jahresberichtes ein umfassenden Bild. Von 1873 bis 1898 wurden 227 035 Gäste beherbergt und verpflegt, davon 33 048 kostenlos. 20 270 Einwanderer erhielten außerdem freie Mahlzeiten. 84 477 Briefe mußten beantwortet werden. Die Summe der anvertrauten Gelder betrug 1,7 Millionen Dollar. Die Zahl der bei der Landung beratenen Auswanderer belief sich auf mehrere Millionen [98].

Fast alle, die im Emigrantenhaus Herberge nahmen, kamen mehr oder weniger mit der Emigrantenmission in Berührung. Je nach Bedürfnis trat ihnen Berkemeier mit Belehrung, Ermahnung, Warnung, Trost und Ermunterung zur Seite, damit sie im fremden Land nicht die Verbindung zum Herrn der Kirche, Jesus Christus, verlören. Bei jeder Ankunft eines Auswandererschiffes war er im Hafen, um die mit den grünen Geleitkarten versehenen Auswanderer zu sammeln und Unterkunftsuchende ins Emigrantenhaus zu weisen. Jeden Morgen und Abend hielt Berkemeier Gottesdienst mit den Heimgästen, verteilte Testamente, christliche Zeitungen und sonstige religiöse Schriften unter ihnen und gab denen, die es wünschten, bei ihrer Weiterreise die Adressen, unter welchen sie ihre Mutterkirche am Zielort ihrer Auswanderung wiederfanden [99]. Bei der für einen Neuankömmling verwirrenden Anzahl der verschiedenen kirchlichen Denominationen fand der Einwanderer oft nicht den richtigen kirchlichen Anschluß. Oft verlor er auch jegliche kirchliche Bindung. Durch die Adressen der Emigrantenmission wurde ihm der Weg in Kreise gewiesen, in denen noch seine Muttersprache gesprochen wurde und die ihm das Einleben erleichterten.

Damit möglichst vielen Auswanderern die vorbeugende Fürsorge in New York zugute kommen konnte, mußten möglichst schon vor der Ausreise die Auswanderer auf das Vorhandensein der Emigrantenmission aufmerksam gemacht werden. So nahm Berkemeier die Verbindung zum Zentral-Ausschuß für Innere Mission in Berlin auf [100] und knüpfte Beziehungen zu den Auswanderermissionen in Bremen (Pastor Cuntz und Missionar Krone),

Hamburg (Pastor Müller), Antwerpen (Missionar H. Eisenberg), Rotterdam (Pastor Wolff) und Stettin (Prediger Thimm) [101].

Die Emigrantenmission in New York hat einen bedeutenden Anteil an der Eingliederung der Einwanderer in kirchliche Gemeinden mit deutschem Charakter und damit gleichzeitig zur Erhaltung des Deutschtums geleistet [102]. Die deutsch-evangelischen Gemeinden verdanken ihr die Zuweisung lebendiger Kräfte für ihr Gemeindeleben. Die Deutsche Lutherische Emigrantenmission in New York dürfte wohl, auch wenn ihre Kräfte nicht ausreichten, um alle Auswanderer zu betreuen, ihr gestecktes Ziel, »unter Gottes Beistand: 1. der schreienden äußeren Not der in New York landenden Einwanderer eine durchgreifende Abhilfe bringen und 2. die Bestrebungen der Inneren Mission unter den Einwanderern in zweckentsprechender Weise unterstützen und fördern« [103] erreicht haben.

Als Berkemeier 1899 starb, setzte sein Sohn, Pastor Hermann Berkemeier, die Arbeit fort. Nach dessen Tod folgte 1903–1912 Pastor Gustav Döring, von 1912–1914 Pastor Fritz Evers. Die Arbeit konnte anfangs in den von Berkemeier gewiesenen Bahnen weitergehen. Als die Auswanderer nach dem Inneren des Landes gleich von Ellis Island, ohne New York zu berühren, zur Eisenbahnstation befördert wurden, verlor das Emigrantenhaus seine Bedeutung. Außerdem hatte die deutsche Auswanderung nachgelassen. Die Enteignung des Hauses für Regierungszwecke brachte die Verlegung nach 12 State Street und dann den Neubau in 7 State Street. 1913 wurde das Emigrantenhaus aufgegeben. Es blieb jedoch die Emigrantenmission und ihre Aufgabe, Einwanderer in kirchliche Gemeinden zu weisen [104].

Die 1869 von der Missouri-Synode begonnene Auswandererfürsorge führte anfangs zu einer Zusammenarbeit mit dem Emigrantenhaus. Der Missionar der Missourier, Pastor Keyl, erhielt die Erlaubnis, das Haus für seine Arbeit zu benutzen. Konfessionelle Spannungen verursachten 1881 die Trennung. Der Missouri-Synode war die Arbeit des Emigrantenhauses, die von Anfang an in engstem Einvernehmen mit dem Generalkonzil der evangelisch-lutherischen Kirche Nordamerikas getan wurde [105], nicht lutherisch genug, weil gemäß der Konstitution des Hauses (s. o.) das Heim auch für den Christen nichtlutherischen Bekenntnisses geöffnet war und bewußt auf Proselytenmacherei verzichtet wurde [106].

Die Missourier eröffneten 1881 ein eigenes Heim, das »Lutherische Pilgerhaus« in 8 State Street (später nach der 61. Straße verlegt). Das schroffe Luthertum der Missourier ließ auch die Verbindungen zu den deutschen Auswanderermissionen in Europa abreißen, so daß sie eigene Vertrauensleute nach Hamburg und Bremen entsenden mußten [107].

Neben der lutherischen Kirche arbeitete auch die reformierte Kirche in New York unter den Einwanderern. Da die Anzahl der einer reformierten Kirche angehörenden Auswanderer gering war, wurde erst 1881 die Anstellung eines Emigrantenpastors beschlossen [108]. Die Arbeit der reformierten Emigrantenmission vollzog sich in gleicher Weise wie die lutherische. Ein Emigrantenhaus besaß sie allerdings nicht [109]. Deshalb ließen Pastor Sommerlatte und später sein Nachfolger, Pastor Land, die ihnen zugewiesenen Auswanderer, soweit es nötig war, im lutherischen Emigrantenhaus unterkommen. Das Haus gestattete ihnen freien Zugang und ermöglichte ihnen, sich unter den Gästen die reformierten Auswanderer herauszusuchen, um sie an reformierte Gemeinden bzw. Pastoren weiterzuleiten. Auch erklärte sich das Komitee des Emigrantenhauses bereit, den reformierten Geistlichen mit Rat und Dienstleistung zur Seite zu stehen [110]. Die Auswanderermission in Bremen konnte für die reformierte Emigrantenmission nicht mehr tun, als denjenigen, die sich als Reformierte bezeichneten, die Geleitkarten ihrer Mission mitzugeben [111].

Nachdem schon 1871 der Agent der Missouri-Synode, Wilhelm Sallmann, als Hafenmissionar in Baltimore seine Tätigkeit aufgenommen hatte [112], begann ab 1887 eine Emigrantenmission der Deutschen Evangelischen Synode, gegründet von Pastor Huber, für deutsche Auswanderer zu wirken. Gleichzeitig arbeiteten die Gemeindepastoren Burkhardt und Kirschmann zusammen mit Huber unter den Einwanderern. In Pastor Batz wurde der erste hauptamtliche Emigrantenpastor für Baltimore gefunden. Ihm folgten nacheinander die Pastoren Dalhoff und Apitz. Unter Apitz wurde 1899 enge Verbindung zum Central-Ausschuß für Innere Mission in Berlin und zur Auswanderermission in Bremen hergestellt [113].

Einen Mittelpunkt fand die Arbeit in dem 1904 erbauten Emigrantenhaus und Seemannsheim in Locust Point in unmittelbarer Nähe des Hafens. Als Arbeitsgebiete zählt der Jahresbericht auf: »Dienst an den Einwanderern am Einwanderungspier, Dienst an den über Baltimore zum Besuch der alten Heimat hinausreisenden Gliedern unserer Gemeinden, Dienst an den im Hause Zuflucht suchenden Einwanderern von den Dampfern, Dienst an Eingewanderten in der Stadt, Dienst an Seeleuten« [114]. Ihre Schützlinge führte die Emigrantenmission in Baltimore den Gemeinden der über alle Staaten der Union verbreiteten Deutschen Evangelischen Synode zu. Im Blick auf die Emigrantenmission in New York und Baltimore schreibt der Bremer Jahresbericht von 1907: »So sind es denn im Laufe der 30- bzw. 25jährigen Verbindung der Bremer Mission mit den beiden amerikanischen Einwanderer-Missionen ungezählte Tausende geworden, die den Anschluß

an geordnete kirchliche Gemeinden ihrer Heimatkirche im fremden Lande den Auswanderer-Missionen hüben und drüben zu verdanken haben« [115].

Zwar war schon 1881 von der Synode von Pennsylvanien für Philadelphia die Anstellung eines Hafenmissionars beschlossen worden [116], doch wurde die Arbeit erst 1903 in Verbindung mit der Seemannsmission begonnen [117]. Der Emigrantenmissionar, Pastor Saul, empfing bei Ankunft der Dampfer die der Mission zugewiesenen Einwanderer mit der roten Erkennungskarte, brachte sie in einwandfreie Quartiere, sorgte für die Weiterfahrt, vermittelte Stellung, erteilte Rat und Auskunft und wies die landeinwärtsgehenden Einwanderer an deutsche Kirchgemeinden.

Im texanischen Galveston am Golf von Mexiko fanden manche evangelischen Auswanderer, von der Auswanderermission in Bremen gewiesen, Rat und Hilfe in dem von deutschen Methodisten unterhaltenen Emigrantenhaus [118].

Aufgrund der geringen deutschen Einwanderung nach Kanada kam es in den kanadischen Häfen nicht zur Bildung deutscher Emigrantenmissionen. Erst im Herbst 1923 nahm das kanadische lutherische »Imigration Board« unter Pastor Tank (Ohio-Synode) und Pastor Dr. Klaehn (Kanada-Synode) die Einwandererfürsorge auf [119].

III. Der Beitrag zum Aufbau kirchlichen Lebens in Nordamerika

Die Wiederentdeckung der Verantwortung und die Neubegründung der kirchlichen Betreuung der auswandernden und ausgewanderten Deutschen im 19. Jahrhundert ist der Erweckungsbewegung zu verdanken. In ihrem Bestreben, den Auswanderern eine neue Heimat im Sinne einer christlichen Existenz zu schaffen, wurde die Seelsorge und Fürsorge von der Beratung in der Heimat bis zur Gründung von Gemeinden in Übersee mannigfach in Angriff genommen [120]. Bei aller Vielfalt der Erweckungsbewegung in ihren Prägungen und Eigenarten, ob anfangs die konfessions-ungebundenen Kreise und Vereine mit ihren spontanen Hilfeleistungen im Ausgangs- und im Zielland, ob später das stark konfessionell ausgerichtete Luthertum mit seinen Bestrebungen, organisierte deutsch-lutherische Kirchenkörper in Nordamerika zu schaffen, oder die Vereine im Sinn und Rahmen der Inneren Mission, die mehr und mehr, seit 1898 in Zusammenarbeit mit dem Evangelischen Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer, die binnendeutsche Arbeit in ihre Hände nahmen, haben alle beteiligten Kräfte das gemeinsame Ziel gehabt, den Auswanderer dem christlichen Glauben zu

erhalten und ihm das Leben in christlicher Gemeinschaft im neuen Heimatland zu ermöglichen.

Unauffällig am Rande der Kirchengeschichte und kaum beachtet von den deutschen Kirchenleitungen [121] vollzog sich der kirchliche Dienst am Auswanderer. Der Erfolg oder Mißerfolg läßt sich nur schwer in sichere Zahlen fassen. Die Bemühungen der beteiligten Christen in Deutschland konnten nur der Same einer Saat sein, die aufging und Frucht brachte oder aber verdarb (Mark. 4, 1–20). Erschwerend auf die Arbeit wirkten sich die freikirchlichen amerikanischen Verhältnisse aus. Der einzelne mußte, wie auch heute noch, seine Mitgliedschaft bei einer Kirchgemeinschaft durch seinen Beitritt erwerben und sich durch immer wieder geforderte freiwillige Gaben an ihrer Erhaltung beteiligen. Die Folge war bei der starken Einwanderung des 19. Jahrhunderts, daß die Siedler bei der Ausdehnung des Landes weitgehend überhaupt nicht kirchlich erfaßt und selbst ohne jede kirchliche Bindung waren [122]. Dieses Problem der Unchurched macht den Kirchen der USA noch heute zu schaffen. Vor 40 Jahren rechnete man mit etwa 50 %, heute ist die Zahl derer, die keiner Kirche angehören, auf etwa 40 % abgesunken.

Der Fülle der kirchlichen Denominationen stand der Einwanderer ebenso hilflos gegenüber wie der anderen Tatsache, daß er sich in den neuen Siedlungsgebieten erst selbst seine eigene Kirche schaffen mußte. Wieviel Hemmungen hier zu beseitigen waren, kann man noch heute erfahren, wenn der Auswanderer auf den Hinweis, daß er drüben seinen Beitritt zu einer Kirchengemeinde erklären müsse, entgegnet: Warum? Er habe doch gar nicht die Absicht gehabt, durch seine Auswanderung aus der Kirche auszutreten.

Wenn auch durch die Massenauswanderung des 19. Jahrhunderts zahlreiche Menschen der christlichen Kirche aufgrund der riesigen Ausdehnung des amerikanischen Kontinents mit seiner ungeheuer schnellen Erschließung, den unfertigen Verhältnissen, der immer nachhinkenden kirchlichen Organisation – Geschehnisse, die schnell zu ändern in keines Menschen Macht standen, selbst wenn es damals schon einen totalitären Staat gegeben hätte – verlorengingen, so ist doch durch die Bemühungen evangelischer Christen in Deutschland im Gefolge der deutschen Auswanderung ein bedeutender Anteil zum Aufbau des kirchlichen Lebens in Nordamerika geleistet worden.

Bei aller Fragwürdigkeit von Statistiken sollen doch einige statistische Zahlen über die Größe der im Gefolge der deutschen Einwanderung entstandenen kirchlichen Gemeinschaften einen Eindruck vermitteln, wobei darauf hinzuweisen ist, daß die Glieder dieser Kirchen allerdings nicht mehr alle von deutschen Eltern abstammen. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß

bei dem System der Freikirche lediglich die Konfirmierten gezählt werden. Die statistischen Angaben stammen aus dem Jahre 1939, da sich in und nach dem Kriege infolge von Unionen Kirchen verschiedener Art zusammengeschlossen haben [123].

1939 bestanden 39 Kirchenkörper mit 22 071 Gemeinden und 5 549 531 erwachsenen Gliedern. Von diesen stellen die Lutheraner 3 Kirchenkörper mit 10 702 Gemeinden und 3 601 470 Gliedern. Es gibt eine unierte Kirche mit 2915 Gemeinden und 909 668 Gliedern. Die übrigen sind 30 kleine Kirchengemeinschaften, die nur 6,1 % der Gesamtsumme der Mitglieder zählen. Rechnet man mit einer Gesamtbevölkerung (1939) von 120 Millionen, von denen 50 % einer Kirche angehören, also etwa 60 Millionen, so bilden die genannten Kirchenkörper deutschen Ursprungs etwa 90 % der einer Kirche angehörenden Erwachsenen. Nimmt man dazu die Kinder und setzt den Anteil der deutschstämmigen Bevölkerung mit 20—25 % fest, so scheinen diese Zahlen zu zeigen, daß der Beitrag der deutschen Einwanderung für das kirchliche Leben nicht zu unterschätzen ist.

Unter den großen protestantischen Kirchenkörpern der USA stellen die lutherischen Kirchen, nach den Methodisten und Baptisten und gefolgt von den Anglikanern und Presbyterianern, die drittgrößte Kirche dar [124]. Da diese lutherische Kirche im Gefolge der deutschen Auswanderung unbeschadet der viel kleineren skandinavischen Einwanderung entstanden ist [125], so ist das schon ein bedeutender Beitrag zum kirchlichen Leben Nordamerikas. In ihm ist das Luthertum ein nicht mehr zu übersehender Faktor.

Weiter wäre hier anzuführen, daß unter den amerikanischen Kirchen die praktische kirchliche Liebestätigkeit in den in Verbindung mit der deutschen Auswanderung entstandenen Kirchen am meisten geübt wird (Diakonissenanstalten, Werk für Innere Mission u. ä.) Ein anderer Beitrag ist der, daß die Lutheraner sich stark für die Förderung der christlichen Tagesschulen, d. h. von eigenen Schulen mit Religionsunterricht, eingesetzt haben und so eine systematische Erziehung der Kinder im christlichen Glauben förderten. Die lutherischen Formen des Unterrichts, aber auch des Gottesdienstes, haben vielfach bei anderen Kirchengemeinschaften Eingang oder Nachahmung gefunden. Dahin gehört auch der Einfluß der kirchlichen Sitte, vor allem zur Advents- und Weihnachtszeit [126], aber dann auch in der Fastenzeit und zu Ostern. Nicht zu vergessen ist der Einfluß auf die kirchliche Choralmusik und die Liturgie. Schließlich sei auch noch die intensivere Beschäftigung mit der Bibel genannt, die von den lutherischen Kirchen ausgegangeen ist.

Aber das Entscheidende ist, daß der deutsche Auswanderer nicht spurlos in einem fremden Volk untergegangen ist, sondern daß er mitgeholfen hat,

dieses Volk zu formen. Er hat sich nicht abgeschlossen und ein unbeachtetes Winkeldasein als Fremdkörper geführt, sondern seine Art hineingetragen in dieses neue Volk. Das ist aber nur möglich gewesen, weil verantwortungsbewußte Christen seiner Heimatkirche ihm geholfen haben, das Geschick des Auswanderers zu bejahen, das fremde Land als Gottes Land zu nehmen und sich mit denen, die des gleichen Glaubens waren, zusammenzufinden zu einer Gemeinschaft unter dem Namen Jesu Christi.

Anmerkungen:

[1] H. Wichern, Die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche, Eine Denkschrift an die deutsche Nation, S. 182 und 184.
[2] Vergl. Beutin, Bremen und Amerika, Zur Geschichte der Weltwirtschaft und der Beziehung Deutschlands zu den Vereinigten Staaten, Bremen 1953
[3] Kongreß für Innere Mission, Bremen 1852, Berichte S. 69.
[4] E. von Philippovich, Auswanderung und Auswanderungspolitik in Deutschland, Leipzig 1892, S. 389; R. Engelsing, Bremen als Auswandererhafen, Bremen 1961, S. 21 u. 25.
[5] Engelsing a. a. O., S. 26.
[6] Beutin a. a. O., S. 41; v. Philippovich S. 389; F. Seidel, Die neue Einwanderung, Köln 1955, S. 51; Bodo Heyne in Jahrbuch des Norddeutschen Lloyd, Bremen 1925, S. 101 ff.
[7] Heyne a. a. O., S. 101 ff.
[8] Heyne in Hospitium Ecclesiae III, Bremen 1961, S. 68.
[9] Philippovich a. a. O., S. 390.
[10] Seidel a. a. O., S. 53.
[11] Kongreß für Innere Mission, Bremen 1852, Berichte S. 69.
[12] G. Mai, Die Bemühungen der evangelischen Kirche um die deutschen Auswanderer nach Nordamerika, Bremen, 1972, S. 79 ff.
[13] Kongreß für Innere Mission, Bremen 1852, Berichte S. 75.
[14] a. a. O., Berichte S. 68 ff u. 75 ff.
[15] Kongreß für Innere Mission, Altenburg 1864, Berichte S. 157.
[16] Kongreß für Innere Mission, Bremen 1852, Berichte S. 101.
[17] B. Heyne in Zeitschrift Der Deutsche Auswanderer, April 1931, S. 67.
[18] B. Heyne in Hospitum Ecclesiae III, S. 80.
[19] F. Cuntz, Die Fürsorge für die evangelischen Auswanderer in Bremen und New York, Bremen 1888, S. 3.
[20] B. Heyne in Der Deutsche Auswanderer, April 1931, S. 67.
[21] B. Heyne in Hospitium Ecclesiae III, S. 80.
[22] Jahresbericht der Auswanderermission Bremen, 1907, S. 5.
[23] B. Heyne in Der Deutsche Auswanderer, April 1931, S. 67.
[24] B. Heyne a. a. O. S. 68.
[25] B. Heyne in Hospitium Ecclesiae, S. 80.
[26] Jahresbericht der Auswanderermission Bremen, 1907, S. 5.
[27] Engelsing a. a. O. S. 135.

[28] Vergl. Cuntz a. a. O. S. 10; B. Heyne in Evangelische Kirche und Auswanderung, München 1932, S. 121.

[29] Jahresberichte der Auswanderermission Bremen, 1907, S. 5.

[30] Von 1879 bis 1880 Anstieg von 15 800 auf 51 600 Auswanderer über Bremen; Heyne in Der Deutsche Auswanderer, April 1931, S. 66.

[31] Wichern hatte in seiner Denkschrift S. 181 ausgeführt: »Als eine schwere Verantwortung muß es deswegen auf der evangelischen Kirche lasten, wenn sie auf die Frage, was sie von ihrer Seite für die vielen Hunderttausende, die aus ihrer Mitte geschieden sind, ... gethan hat und thun wird, – Nichts zu antworten haben wird, ein Nichts, das eine umso größere Verantwortung nach sich zieht, je gewisser es ist, daß die kirchliche Noth, in der sich diese Auswanderer fast alle befinden maßlos ist, und die Noth, welche ihrer jenseits des Meeres wartet, eine consequente Fortsetzung des Zustandes, in welchem sie sich hier befinden, zu sein pflegt«.

[32] Heyne in Der Deutsche Auswanderer, S. 67.

[33] Heyne in Evang. Kirche und Auswanderung, S. 121.

[34] Zitiert bei Heyne in Der Deutsche Auswanderer, April 1931, S. 66; Die Lebenserinnerungen befinden sich handschriftlich im Besitz von Pastor W. Cuntz, Wiesbaden.

[35] Die Ergebnisse dieser Reise sind in den Berichten des Kongresses für Innere Mission, Bremen 1881, S. 124, festgehalten.

[36] Schröter führt unter den für die deutsche Auswanderung wichtigen Häfen noch Hull-Liverpool auf. Anfang der achtziger Jahre gingen nur noch einige Hunderte deutscher Auswanderer von Hull nach Übersee. Allerdings kamen über Hull zahlreiche enttäuschte und verarmte deutsche Auswanderer aus Amerika zurück. Deutscherseits wurde kaum eine Fürsorge für Auswanderer wie Rückkehrer getroffen. Für rückkehrende Ausländer hatte sich die »Society for the Relief of really deserving destressed Foreigness« gebildet. In Einzelfällen leistete der deutsche Gemeindepastor Pfeiffer in Hull Hilfe. Schröter, Die deutsche Auswanderung, Hamburg 1881, S. 29 f; vergl. ber Hull - Liverpool, Kongreß für Innere Mission, Bremen 1881, Berichte S. 124 und F. Cuntz, Ratgeber für Auswanderer, Bremen 1894, S. 10.

[37] Jahresbericht der Auswanderermission Bremen, 1907, S. 4.

[38] Schröter a. a. O. S. 29.

[39] Jahresbericht der Emigrantenmission New York, 1888, S. 12.

[40] Kongreß für Innere Mission, Bremen 1881, S. 127.

[41] Jahresbericht der Auswanderermission Bremen, 1907, S. 4; vergl. Kongreß für Innere Mission, Bremen 1881, Berichte S. 124 und C. Frick Wie nimmt sich die evangelische Kirche der Auswanderer an? Potsdam o. J., S. 2.

[42] Kongreß für Innere Mission, Bremen 1881, Berichte S. 125.

[43] Jahresbericht der Auswanderermission Bremen, 1907, S. 6.

[44] Heyne in Evangelische Kirche und Auswanderung S. 122. Nach einer anderen Quelle (Jahresbericht der Auswanderermission Bremen 1907, S. 8) soll der erste Auswanderergottesdienst am 1. Juli 1882 von Missionsinspektor D. Zahn im Beisein von 76 Auswanderern (einschließlich 10 Abendmahlsgästen) gehalten worden sein. Dieses Datum kann keinesfalls stimmen. Bereits am 7. September 1881 berichtete Cuntz in seinem Referat von wöchentlich zwei Auswanderergottesdiensten in Bremen. Vergl. Kongreß für Innere Mission, Bremen 1881, Berichte S. 125.

[45] Berichte des Vereins für Innere Mission, Bremen 1882, S. 23–28; 1885, S. 20 ff; 1888, S. 26–31; 1890, S. 12–15.

[46] In Bremen gab es 60 überprüfte und staatlich genehmigte Logishäuser, Kongreß für Innere Mission, Bremen 1881, Berichte S. 125.

[47] Jahresbericht der Inneren Mission in Bremen, 1888, S. 7.

[48] Jahresbericht der Auswanderermission Bremen, 1907, S. 8.

[49] a. a. O.; C. Frick, S. 9.

[50] Kongreß für Innere Mission, Breemen 1881, Berichte S. 125.

[51] Jahresbericht der Inneren Mission in Bremen, 1888, S. 3; Heyne in Der deutsche Auswanderer, April 1931, S. 68 f.

[52] Zitiert bei Heyne in Hospitium Ecclesiae III, S. 83.

[53] Kongreß für Innere Mission, Bremen 1881, Berichte S. 123.

[54] Heyne in Hospitium Ecclesiae III, S. 81.

[55] Aus den Lebenserinnerungen Cuntz', zitiert bei Heyne in Evang. Kirche und Auswanderung, S. 123

[56] Seidel, S. 70.

[57] Kongreß für Innere Mission, Bremen 1881, Berichte S. 129.

[58] Heyne in Der Deutsche Auswanderer, April 1931, S. 69.

[59] Jahresbericht der Inneren Mission in Bremen, 1888, S. 8.

[60] Kongreß für Innere Mission, Bremen 1881, Berichte S. 123 f.

[61] Heyne in Der Deutsche Auswanderer, April 1931, S. 69.

[62] Heyne a. a. O., S. 69, vergl. Jahresbericht der Inneren Mission in Bremen, 1888, S. 4.

[63] a. a. O., S. 5.

[64] Nach anfänglichem Sträuben war die Auswanderermission 1884 erstmals dem katholischen Vorbild gefolgt und hatte Schutzmaßnahmen für die Auswanderer ergriffen. Vom Jahre 1884 wird berichtet, daß die Auswanderermission von Mai bis Dezember 85 374 Mark verwaltete. Von 1884 bis 1914 sind über 10 Millionen Reichsmark durch die Hände der Auswanderermission gegangen.

[65] M. Grisebach, Auswandererfürsorge und evangelische Kirche, Berlin 1925, S. 65.

[66] Der Gesetzgeber hielt sich noch an den Grundsatz, den die Handelskammer 1852 folgendermaßen formulierte: »Früher galt der Satz: Der Auswanderer ist eine Ware, welche dem Rheder möglichst Gewinn abwerfen soll. In Bremen begann man ihn als einen Menschen und zwar als einen besonders hülfsbedürftigen Menschen zu betrachten, dessen Ausbeutung durch eine Speculation in solche Schranken zurückzuführen sei, daß er dabei wohl erhalten bleibe und in der neuen Heimath zu seinem eigenen und womöglich zugleich zum Segen des Vaterlandes gedeihen und wirken möge«. Zitiert bei Engelsing S. 132 f.

[67] Engelsing, S. 135.

[68] Vergl. Carl Graf, Das deutsche Auswanderungsrecht nach dem Reichsgesetz vom 9. Juni 1897, Erlangen 1912.

[69] Cuntz, Ratgeber, S. 8.

[70] Zitiert bei Heyne in Der Deutsche Auswanderer, April 1931, S. 70.

[71] Vergl. Cuntz, Ratgeber, S. 2 u. 4; Jahresbericht der Iinneren Mission in Bremen, 1888, S. 4.

[72] Heyne a. a. O., S. 70.

[73] Der Verein war besonders auf die Auswanderung nach Brasilien und Osteuropa ausgerichtet. Grisebach, S. 67 ff.

[74] Jahresbericht der Auswanderermission in Bremen 1924, S. 6.

[75] EKL² I Art. Freundinnen junger Mädchen von Chr. Schomerus, Sp. 1386; über den deutschen Zweig, vergl. Grisebach S. 85 ff.
[76] Heyne in Evang. Kirche und Auswanderung, S. 126.
[77] Frick in der Deutsche Auswanderer, S. 72.
[78] Frick a. a. O., S. 73.
[79] Jahresbericht der Auswanderermission Bremen, 1924, S. 7.
[80] Heyne in Evang. Kirche und Auswanderung, S. 126.
[81] Jahresbericht der Auswanderermission Bremen, 1907, S. 13.
[82] Jahresbericht der Auswanderermission Bremen, 1903.
[83] Heyne in Evang. Kirche und Auswanderung, S. 126.
[84] Heyne in Hospitium Ecclesiae III, S. 83 f.
[85] Heyne in Evang. Kirche und Auswanderung, S. 129.
[86] Grisebach, S. 49; H. Grothe, Die Deutschen in Übersee, Berlin 1932, S. 168.
[87] M. Dedekind, 75 Jahre deutsche evang. Diasporaarbeit in Nord- und Südamerika, Elberfeld 1912, S. 6; C. Schneider, The German Church on the American Frontier, St. Louis 1939, S. 94 u. 134; Staats-Archiv Bremen T6p–2E1.
[88] Kirchliche Mitteilungen, Nördlingen 1849, Nr. 11, S. 86.
[89] Stader Sonntagsblatt, 1850, Nr. 31.
[90] Kirchliche Mitteilungen 1853, 3 S. 17 ff.
[91] a. a. O., 1851, 7 S. 55 f.
[92] a. a. O., 1853, 3 S. 17 ff.
[93] Schröter, S. 33.
[94] Jahresbericht des Emigrantenhauses New York, 1874.
[95] Jahresbericht des Emigrantenhauses New York, 1888, S. 9.
[96] a. a. O., 1888, S. 10.
[97] a. a. O., 1888, S. 11.
[98] a. a. O., 1898; vergl. Grisebach, S. 105.
[99] Jahresbericht des Emigrantenhauses New York, 1888, S. 11.
[100] Grisebach, S. 105.
[101] Jahresbericht der Emigrantenmission New York, 1888, S. 12.
[102] Grisebach, S. 106.
[103] Jahresbericht der Emigrantenmission New York, 1888, S. 9.
[104] Grisebach, S. 106.
[105] Jahresbericht der Emigrantenmission New York, 1888, S. 9.
[106] a. a. O., 188, S. 12.
[107] Grisebach, S, 107.
[108] Schröter, S. 34.
[109] Erst seit 1921 besaß sie ein freundliches Heim, das Hudson-Haus in der 34. Straße.
[110] Jahresbericht der Auswanderermission Bremen, 1907, S. 12.
[111] a. a. O., 1907, S. 13.
[112] Schröter, S. 34.
[113] Jahresbericht der Auswanderermission Bremen, 1907, S. 14 f; Grisebach, S. 108.
[114] Jahresbericht der Emigrantenmission Baltimore, 1904.
[115] Jahresbericht der Auswanderermission Bremen, 1907, S. 15.
[116] Schröter, S. 34.
[117] Grisebach, S. 107.
[118] Heyne in Evangelische Kirche und Auswanderung, S. 125.

[119] Grisebach, S. 115.

[120] F. Schröder, Der Mensch zwischen Heimat und Fremde, Stuttgart 1960, S. 127 f.

[121] Erst nach 1900, als der Blick durch die kaiserliche Flotten- und Kolonialpolitik auch legal nach außen gerichtet werden durfte, fand die nunmehr schon stark zurückgegangene Auswanderungsbewegung ein breiteres Interesse in der kirchlichen Öffentlichkeit.

[122] H. Lehmann, Das evangelische Deutschtum in Kanada, Jahrbuch für Auslandsdeutschtum und evangelische Kirche, München 1932, S. 233.

[123] Die statistischen Angaben wurden freundlicherweise von Pastor Bodo Heyne, Bremen, zur Verfügung gestellt.

[124] Die lutherischen Kirchen der Welt in unseren Tagen, Leipzig 1929, S. 159.

[125] a. a. O., S. 175 ff; 179 ff ; 183 f; 187 ff; 196 f.

[126] Viktor von Hagen, Der Ruf der Neuen Welt, München/Zürich 1970, S. 291.

Die St.-Johannis-Kirche in Bremen-Arsten

Von Walter Pfannschmidt

Die Worte auf den alten Grabsteinen rufen die Lebenden in die Kirche hinein und mahnen, auf das Wort zu achten, das im Gotteshaus gepredigt wird. Die ungewöhnliche Stärke der Turmmauern spricht von der Bedeutung der Kirche als Wehrbau in unruhigen Zeiten[1]. Das Ziegelmauerwerk vom Turm und dem Langhaus ist nicht ohne Veränderungen geblieben. Nur Nord- und Südwand des Turmes zeigen noch die ursprünglichen rundbogigen, durch einen Mittelpfeiler geteilten Schallöffnungen. Die Westfront des Turmes hat bei der Restaurierung von 1899 das neue breite Hauptportal aufnehmen müssen. Auch die Fenster des Kirchenschiffes sind umgebildet worden, als 1899 eine Stützung durch stärkere Strebepfeiler erforderlich wurde. Die Fenster im Chor blieben dagegen im alten Zustand erhalten. Das pfannengedeckte Satteldach des Chors ist niedriger als das Langhausdach, das auch mit Pfannen gedeckt ist. In den Jahren 1691 und 1696 sind Umbauten am Turmhelm und an den oberen Geschossen des Turmes erfolgt. Damals wird der Helm seine heutige Form erhalten haben. Er bildet ein Viereck, das ins Achteck übergeht und mit einem Dacherker versehen ist, der heute das Zifferblatt der Uhr aufnimmt. Er ist mit Sollinger Platten gedeckt. An seiner Südwand befindet sich ein eiserner Ring, an welchem ein Halseisen befestigt war: der Pranger[2]. Der Platz vor dem Kirchturm war der Richtplatz, auf dem noch im Jahre 1569 ein »Blutgericht gehegt«, d.h. eine Hinrichtung vollzogen worden ist. Es handelt sich hier um die alte Thingstätte des Dorfes. An der Nordseite befinden sich Reste einer alten Blitzschutzanlage, wohl der ältesten in Bremen. Der ehemalige Ansgariiturm soll auch solche Anlagen gehabt haben. Man hat Kupferplättchen aneinandergefügt und damit eine Ableitung des Blitzes vom Dach zur Erde versucht. Bei der Neueinrichtung einer Blitzschutzanlage sind diese Kupferplatten wieder verwendet worden. Im Turmeingang hängt eine Tafel mit einer kurzen Darstellung der Geschichte des Gotteshauses. Bei der Restaurierung der Kirche im Jahre 1947 ist die Turmhalle erweitert worden. Man beseitigte die Zwischenmauern, die hier einen Raum für Kohlen abgrenzten. Die Decke wurde höhergezogen und an der Südseite ein Fenster eingefügt. Die Tür, die vom Turm zum Kirchenraum führt, weist noch das Zapfenloch auf, durch das der Küster das Geschehen im Gottesdienst beobachten kann, um zur rechten Zeit die Glocken im Turm zu läuten.

Der Innenraum der Kirche wird bestimmt durch die noch vorhandenen Gewölbe. Es sind die letzten in den mittelalterlichen Kirchen des ehemaligen Bremer Landgebietes. Es sind im Chor ein, im Kirchenschiff zwei Joche je eines von einem kraftvollen Gurtbogen getrennten Kreuzgewölbes, das sich auf niedrige Mauervorlagen stützt. Die Wandteile haben rundbogige flache Nischen, in denen jetzt die Heizkörper der Warmwasserheizung untergebracht sind. Der gewaltige Schub dieser schwerfälligen, in gedrückten Spitzbogen und markanten Rippenprofilen verlaufenden Einwölbung machte schon um 1820 eine Abstützung von außen und schließlich die störenden Streben erforderlich. Von den Fresken aus alter Zeit sind nach der Restaurierung in den Jahren 1947 und später allein die Gestalten von drei Aposteln an der Südwand des Innenraumes und die Ausmalung der Rippenprofile erhalten geblieben. Auch die Apostelgestalten sind leider nur noch in einer nachgezogenen Bemalung in Resten erkennbar. Sie tragen Kerzen in ihren Händen, und wir müssen uns zu diesen wohl noch drei weitere Apostel hinzudenken, die in früheren Zeiten auf den Innenwänden die Kirche in heiliger Prozession umzogen. Auf der gegenüberliegenden Wand wären dann auch sechs Apostelbilder gewesen.

Im Chorraum zeigt sich im Schnittpunkt der steinernen Rippen oben im Gewölbe ein Gesicht, das ich als Darstellung der Sonne oder des Mondes ansehen möchte. Aber vielleicht ist es auch ein Schelmengesicht, wie man es oft in den Bemalungen alter Kirchen findet.

An der Nordseite des Chorraumes wurde im Mauerwerk eine Nische entdeckt, die in der katholischen Zeit Abendmahlsgeräte aufgenommen hat. Sie wurde mit einem handgeschmiedeten Gitter versehen und enthält nun einen großen silbernen Sichtkelch.

Die drei Kirchenfenster im Chor hinter dem Altar zeigen in der Mitte den Gekreuzigten mit der Krone über dem Kreuz und links, vom Betrachter aus gesehen, den Täufer Johannes, der auf den Gekreuzigten zeigt. Zu seinen Füßen hat der Täufer ein Lamm. Rechts von dem Gekreuzigten ist Johannes, der Jünger Jesu, dargestellt. In einer Hand hält er den Abendmahlskelch, und mit der andern weist auch er auf Christus. Er hat zu Füßen den Adler, die Symbolfigur des Evangelisten Johannes. Die Fenster sind von dem Delmenhorster Kirchenmaler Hermann Oetken 1951 in Überlingen am Bodensee angefertigt worden und zeichnen sich durch ungewöhnliche Leuchtkraft aus. Alle Fenster der Kirche sind bleiverglast. Bei Erneuerungsarbeiten im Jahre 1966 wurden die Fenster im Kirchenraum mit Danziger Antikglas versehen und auf Wunsch des amtierenden Pastors mit acht Medaillons geschmückt. An der Nordseite zeigen diese die Symbole des hl. Abendmahles und der Taufe und die Handwerkszeichen der Hafen-

arbeiter und Schiffsbauer. An der Südseite haben wir die Sinnbilder des Gotteswortes und der Kirche und die Handwerkszeichen der Bauern und Steinsetzer (Straßenbauer). So sind in den Fenstern die Zeichen der Kirche und der hier in Arsten und Habenhausen ansässigen Berufe vereint[3].

Der Altar in seiner heutigen Gestalt geht auf einen Entwurf des Regierungsbaumeisters Friedrich Schumacher in Bremen im Jahre 1947 zurück. Das Material ist Sandstein. Über den Grabstein, der als Altarplatte dient, ist schon berichtet worden. Die Vorderseite des Altars zeigt ein Relief mit einem Kreuz im Kreis und den umlaufenden Buchstaben I X A O = Jesus Christus Anfang und Ende. Aus der katholischen Zeit der Kirche stammt die Altarplatte, die in dem Fußboden des Chorraumes aufgefunden wurde und seit 1966 in dem Garten des Trinitatishauses als Tischplatte aufgestellt ist. Man wird in der nachreformatorischen Zeit den Altar abgebaut haben, weil man auf ihn verzichten wollte. Als der zweite Weltkrieg zu Ende war, befand sich im Chorraum ein Altar, der aus einfachen Mauersteinen aufgemauert und mit Holz verkleidet war. Darüber lag ein Tuch aus schwarzem Samt mit goldenen Borten. Ein Holzkreuz und zwei hölzerne Leuchter, von einem Habenhausener Holzschnitzer angefertigt, schmückten diesen Altar. Ein Taufstein fehlte. Eine einfache Schale aus Messing wurde beim Taufgottesdienst auf den Altar gestellt. Holzkreuz und Leuchter befinden sich jetzt in der Aufbahrungshalle der Gemeinde. Auf dem neuen Altar stehen ein Messingkreuz mit eingelegter Emaille, das in blauem Feld ein weißes Lamm zeigt, und sechs Leuchter aus Messing.

Links vom Altar und etwas davor steht der Taufstein. Auch er ist von Friedrich Schumacher entworfen und wurde 1955 aufgestellt. Das Material ist wie beim Altar Sandstein. Er zeigt drei umlaufende Wellenlinien. Sie erinnern an das Element der Taufe: das Wasser, aber auch an die Hl. Trinität, in deren Namen die Taufe vollzogen wird. Auf der Seite, die der Gemeinde zugewandt ist, zeigt der Stein eine Taube als Symbol des Hl. Geistes und auf der abgewandten Seite das Bild eines Fisches. In dem griechischen Wort für Fisch (ichtys) haben die Christen der ersten Jahrhundertwende die Anfangsbuchstaben ihres Glaubensbekenntnissis versteckt gesehen: Jesus Christus, Gottes Sohn und Heiland. Die Taufschale aus Kupfer trägt die Inschrift: »Wer da glaubt und getaufet wird, der wird selig werden«. (Markus 16, 16)

Unter dem breiten Gewölbegurtbogen befindet sich links im Kirchenraum vor den Gemeindebänken das Lesepult. Es wurde 1966 aufgestellt und ist von einem Arster Landwirt gestiftet. Ein Adler aus Bronze trägt mit ausgebreiteten Flügeln die Platte, auf der das Lektionar abgelegt wird. Ein Messingleuchter dient zur Osterzeit als Kerzenhalter für die Osterkerze.

Die Kanzel zeigt barocke Formen und hat in der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg auch einen Schalldeckel aufgewiesen. Damals stand sie im Bogen vor dem Altarraum. Hohe geschnitzte Bänke waren in diesem Raum für die Kirchenvorsteher aufgestellt, und ein besonders prächtig ausgeschnitzter hochgebauter Kirchenstuhl stand unmittelbar unter dem breiten Bogen und gehörte der Familie, die auf dem alten Bauerngut »Hemme« wohnte. Diese Bänke sind nach 1947 aus der Kirche entfernt worden, da sie weder von den Kirchenvorstehern noch von den Inhabern des Kirchenstuhls Hemme benutzt wurden. Man wollte sich nicht mehr vor der Gemeinde präsentieren. Außerdem waren sie stark vom Holzwurm befallen. Ihre Beseitigung ist kein Schaden gewesen, sie besaßen keinen besonderen Wert[5]. Das restliche Kirchengestühl wurde 1966 aus der Kirche entfernt, weil es ebenfalls stark vom Holzwurm zerstört war, und ist durch die neuen Kirchenbänke ersetzt worden. Bei dieser Erneuerung wurde auch die große Orgelempore abgebaut und eine wesentlich kleinere trat an ihre Stelle[6].

Hier ist eine Erinnerung an jene Zeit angebracht, da man noch Wert darauf legte, daß jede Familie ihren eigenen Platz in der Kirche hatte. Durch das Wachstum der Gemeinde ist es damals notwendig geworden, in der Kirche immer wieder neue Kirchplätze zu schaffen, die dann an die Gemeindeglieder verkauft wurden. Das geschah z. B. mit dem Einbau einer Seitenempore, dem sogenannten Lector, im Jahre 1836. Dieser überdeckte die nördliche Hälfte des Innenraumes. Um von den Besuchern der Empore besser gesehen und gehört zu werden, war für den Prediger die Kanzel auch wesentlich höher angebracht als heute. An den Plätzen hatte man Namensschilder der Inhaber befestigt, und so blieben diese für die Eigentümer reserviert[6]. 1927 ist der Lector abgebrochen worden, und durch Beschluß der Gemeindevertretung wurde das Besitzrecht an allen Kirchplätzen aufgehoben. Die Folge war ein Prozeß, den einige Besitzer von Kirchplätzen vor dem Bremer Amtsgericht und später vor dem Landgericht Bremen gegen die Kirchengemeinde führten. Die Gemeinde verlor und wurde zur Zahlung einer Abfindung an die Kläger verurteilt.

Im Jahre 1963 hat die Kirche eine Warmwasserheizung erhalten, die von einer Anlage gespeist wird, die sich im Keller des Katechesierhauses befindet. Bis zu dieser Zeit wurde die Kirche von einem eisernen Ofen geheizt, der an der Südwand des Kirchenraumes stand. Wann der erste Ofen in der Kirche aufgestellt wurde, ist wohl kaum noch feststellbar. Unter den Kirchenakten befindet sich aber ein Memorandum einer Firma vom 19. März 1875, in welchem ein Kirchenofen angeboten wurde, und weiter eine Mitteilung vom 24. 11. 1889 über eine Spende bei einer silbernen Hochzeit in Höhe von 250,– M für eine Feuerungsanlage in der Kirche. In einer Akte

vom 22. November 1889 wird von der Senatskommission für kirchliche Angelegenheiten die Aufstellung des Ofens genehmigt, der 800,– Mark kosten sollte.

Das Kirchdach trug damals einen Schornstein, dessen Rauchfahne anzeigte, ob die Kirche mit Torf, Holz oder Kohlen erwärmt wurde. Aber man wußte sich auch sonst zu helfen, wenn man in der Kirche fror. Man nahm von zu Hause ein Stövchen mit, die sogenannte Feuerkieke. Sie enthielt ein schwelendes Holzkohlenstück, und der warme Rauch stieg aus einer kleinen Öffnung dieser Einrichtung empor, die einer Fußbank ähnelte, und wärmte die Füße dessen, der darüber saß. Der feine Rauch dieser privaten Wärmespender mag in der streng reformierten Arster Kirche wohl an den Rauch der Kerzen in der katholischen Zeit erinnert haben. Die Kleidung der Gottesdienstbesucher ist in jener Zeit sehr einfach gewesen. Von der Frau des Predigers Hermann Rieke (1879 bis 1912) – Prediger sagte man damals und selten Pastor – wird noch heute erzählt, sie habe keinen Mantel gehabt, sondern nur ein großes Umschlagtuch. Mit diesem habe sie in der Kirche gesessen und den Predigten ihres Mannes zugehört, und diese sind lang gewesen. Wenn man zum Gottesdienst kam, und man kam ja aus Häusern, die auch in Kattenturm und Kattenesch lagen, dann wollte man eine ordentliche Predigt hören, und die mußte lang sein.

In ihren alten Zeiten hatte die Johanniskirche weder Bänke noch Kanzel, noch eine Orgel. Wann diese uns so selbstverständlichen Dinge zuerst in die Kirche kamen, ist nicht immer genau festzustellen. Über die Orgel liegen einige Nachrichten vor. Die erste Orgel ist im Jahre 1837 von Otto Biesterfeldt in Bremen gebaut worden. Sie wies eine mechanische Traktur auf mit elf Registern, zwei Manualen und angehängtem Pedal. Sie hatte 594 Pfeifen und kostete 700,– Reichstaler. Aber schon im Jahre 1826, als der Lehrer Heinrich Depken als Schullehrer und Küster in Arsten angestellt werden sollte, wurde dieser für den Fall, daß die Kirche in Arsten eine Orgel bekommen würde, zum Organisten ernannt.

Im Jahre 1872 wurde die Orgel durch Rohdenburg in Bremen für ca. 65 Reichstaler überholt. Zehn Jahre später findet ein Briefwechsel mit der Firma Götzel in Bremen-Hastedt über eine neue Orgelreparatur statt, und 1893 nimmt die Firma Furtwängler und Hammer in Hannover für 220,– Mark Instandsetzungsarbeiten an ihr vor. Doch alle Reparaturen haben nicht verhindern können, daß man sich 1902 für den Neubau einer Orgel entschließen mußte. Diese wurde von Furtwängler und Hammer gebaut und weist eine pneumatische Spielmechanik und Registratur auf mit zwei Manualen und Pedal. Sie hat 12 Register und 685 Pfeifen. Bei der Restaurierung der Kirche nach dem zweiten Weltkrieg fand eine Reparatur der

Orgel durch die Orgelbaufirma Brönstrup in Hude/Oldbg. statt und 1959/1960 wurde die Orgel durch die Firma Alfred Führer, Wilhelmshaven so gründlich erneuert, daß dies einem Neubau der Orgel gleichkam. Sie weist jetzt eine mechanische Traktur auf, hat 16 Register und 1140 Orgelpfeifen. Die farbliche Gestaltung des Orgelprospektes übernahm der Kirchenmaler Hermann Oetken aus Delmenhorst, während die Form des Orgelprospektes auf Entwürfe des Bildhauers Kurt Lettow in Bremen-Oberneuland zurückgeht.

Im Turm der Kirche hängen zwei Glocken. Die ältere hat eine lange Geschichte. Sie ist kleiner als die zweite und wurde in Walsrode 1843 aus einer Vorgängerin gegossen, die selbst wieder 1720 aus einer früheren Glocke entstanden war. Die Inschrift der Glocke von 1720 ist uns erhalten: »Anno 1720, den 28. September, ist diese Glocke zum Dienste Gottes in Arsten nach der Decision der Herren Visitatoren, benantlich Herrn Bürgermeister Dr. Werner Kohnen und Herrn Bürgermeister Dr. Henricus Meier, mit Besorgung des dasigen Pastores Ehren Johannis Oelrichs, als auch der Kirchgeschworenen daselbst als Hinrich Rüte, Gerd Bollmann und Johann Warncken umgegossen und allhier aufgehangen worden.

Ich rufe Gottes Volk,
wenn soll gepredigt werden,
beklag auch Deinen Tod,
wenn Du gehst in die Erden.«

Das ist eine recht lange Inschrift für eine nicht gerade große Glocke. Aber auch ihre Nachfolgerin, die aus ihr entstanden ist, hat eine Inschrift, die lang ist. Sie lautet:

»Im September 1843, wo diese Glocke umgegossen wurde, waren Oberinspectoren der Kirchen und Schulen: Burgermeister Dr. Johann Smidt und Senator Dr. Hermann Büsing; Prediger zu Arsten Johann Daniel Noltenius, Kirchengeschworene Heinrich Lahrs, Hermann Bollmann, Johann Katenkamp.

Wenn meine Stimme tönt, ergeht sie an euch alle;
bei Freude wie bei Leid seid achtsam meinem Schalle;
folgt mir mit ernstem Schritt, fordr' ich zur Andacht auf;
gilt's Hülfe in der Noth, beschleunigt euren Lauf!« [8]

Aus freiwilligen Beiträgen der Gemeindeglieder hat man 1905 eine zweite Glocke angeschafft. Sie wurde ein Opfer des ersten Weltkrieges. Als man sie 1917 für militärische Zwecke beschlagnahmte, hatte man für den Ausbau der Glocke an die Militärkommission des Senats noch 291,15 M zu bezahlen. Auch das war nicht umsonst.

Es hat viele Jahre gedauert, bis diese zweite Glocke eine Nachfolgerin fand. Erst 1961 war das Geld dafür zusammen. Sie ist in der Hemelinger Glockengießerei Otto gegossen worden und wiegt 30 Zentner. Ihre Inschrift ist: »Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.« (Joh. 18, 37)

Am 29. Juli 1961 wurde sie in Dienst genommen.

In welchem Umfang man noch im vergangenen Jahrhundert die Kirche für öffentliche Zwecke nutzte, mag an einer Reihe von Beispielen aus kirchlichen Abkündigungen in den Jahren 1805 und später belegt werden. Damit wird auch gezeigt, wie bedeutsam der Besuch des Gottesdienstes für die Bevölkerung unserer Ortschaften war. Hier erfuhr man, was zu wissen für den einzelnen Bürger notwendig gewesen ist.

So weist »Ein Hochedler Hochweiser Rath« in einer »Obrigkeitlichen Bekanntmachung« auf Veränderungen in den Satzungen einer von Obrigkeitswegen errichteten Brand-Versicherungs-Anstalt im Reichsstadt Bremischen Gebiet hin (Conclusum Bremae in Pleno d. 20. Sept. 1805). Eine Verordnung vom 2. 12. 1813 befaßt sich mit den Problemen der Überleitung aus dem Rechtswesen der französischen Besatzungsmacht in das herkömmliche Bremische Recht.

Eine ganze Reihe von Bekanntmachungen beziehen sich auf militärische Dinge. So werden mit einer Abkündigung vom 3. 1. 1814 die Bürger aufgerufen, die »vormahls in Militair-Dienste gestanden haben, und geneigt sind, bey der bevorstehenden Einrichtung der Bewaffnung ihre Mitbürger im Waffendienst zu unterrichten«.

In einer Publikation vom 30. 5. 1814 geht es um die Verordnung eines Wegegeldes zur Unterhaltung einer von den Französischen Behörden errichteten Chaussee (Heerstraße), in der den Fuhrleuten u. a. in § 4 untersagt wird, »bey 36 Grote Strafe, die nämliche Spur zu halten, welche der zuletzt passirte Wagen gemacht hat«.

Eine »Obrigkeitliche Warnung« vom 1. Juni 1814 verbietet das Schneiden von Weidenbusch und das Treiben von Vieh in den Anpflanzungen an der Weser. Diese Warnung wird für so wichtig gehalten, daß »sie von den Canzeln der Neu- und Vorstädtischen Kirchen, auch von denen im Stadtgebiet abgekündigt, und an den Thüren dieser Kirchen angeheftet werden« mußte. Ebenfalls von den Kanzeln wurde mit dem 23. 8. 1814 den Wirten auf dem Lande untersagt, später »als bis zehn Uhr Abends Gäste zu setzen oder zu behalten und denselben Wein, Bier und Branntewein zu schenken«. In einer Abkündigung, die am 25. September und am 2. Oktober 1814 gehalten wurde, geht es um die Pflicht und das Recht, daß in eiligen Fällen die Dorfvorsteher Verhaftungen vornehmen konnten und dabei auch die Hilfe anderer Leute in Anspruch nehmen sollten. Der damalige Pastor der

Gemeinde Heinrich Nicolaus Achelis fügte der Abkündigung hinzu: »Liebe Brüder und Schwestern! Ihr werdet der angefügten Drohung nicht bedürfen. Ihr werdet diesen Männern das Amt, das ihnen zu eurem Besten auferlegt worden, durch Willigkeit auf alle Art erleichtern – um so mehr, da es Männer sind, die euer aller Vertrauen haben.«

Die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba nach Frankreich und die Gefahr eines neuen Krieges werfen auch auf Bremen dunkle Schatten. Durch einen »Aufruf des Senats« vom 29./30. März 1815 werden die Bürger Bremens aufgefordert, sich freiwillig für den Kriegsdienst in einem Bremer Bataillon zu stellen. Auch dieser Aufruf ging über die Arster Kanzel.

Mit besonderer Aufmerksamkeit lesen wir heute die »Obrigkeitliche Bekanntmachung« mit der die »Bremer Rathsversammlung« am 24. September 1815 auf die Feier des »allgemeinen Dank-, Buß- und Bettages« hinweist. Der Tag selbst ist mit einer »Proclam« vom 11. September 1806 in Bremen eingerichtet worden.

Aus der Fülle späterer Abkündigungen sei noch die Bekanntmachung einer Verordnung vom 14. 7. 1823 hervorgehoben, die sich mit der Pockenschutzimpfung der Kinder befaßt. Dazu liegt ein Handschreiben vom 9. 5. 1820 bei den Akten, das von der «Commission zur Beförderung der Schutzblattern-Impfung« an das Pfarramt gerichtet worden ist. Interessant ist auch ein Schreiben der Bremischen Ärzteschaft, in der »das verehrliche Publikum« gebeten wird, für die ärztlichen Bemühungen auch die notwendigen Zahlungen pünktlich zu entrichten (vom 1. 5. 1821).

Endlich sei noch erinnert an die Kanzelabkündigung der »Proclam« vom 22. 1. 1871, mit welcher der Senat das Schreiben von der Übernahme der Kaiserwürde durch den König von Preussen, Wilhelm den I., bekanntmacht. Manche Redewendung in den zahlreichen Proklamationen und Verordnungen wäre wohl der Bevölkerung der Stadt Bremens undeutlich geblieben, wenn sie nicht von dem Prediger auf der Kanzel erläutert wurde und manchem Satz ist auch die Schärfe genommen worden, die damals amtlichen Schreiben allzuoft anhaftete. Weniger erfreulich wird es mancher Wehrpflichtige empfunden haben, wenn man ihn von der Kanzel an seine Pflicht erinnerte [9].

Das Katechesierhaus

Wenige Schritte von der alten Kirche entfernt liegt am Rande des ältesten Teils des Kirchhofes nach Süden das sogenannte Katechesierhaus. Es ist ein einfacher rechteckiger Baukörper mit Satteldach. Im Jahre 1852

wurde es für 580 Reichstaler neu erbaut. Heute nimmt es die »Kinderstube« der Gemeinde auf, in der Kinder betreut werden, um ihnen die Einschulung zu erleichtern. Ursprünglich diente das Katechesierhaus, wie es der Name schon sagt, dem Katechismusunterricht. Im Keller befindet sich die umfangreiche Heizungsanlage für die Kirche und für dies kleine Haus. Nach Süden weist es 3 Fenster auf und im Ostgiebel hat es den Eingang mit einem Fenster an der Seite. Über der Tür ist eine Luke. Auf dem Boden sind Leitern und ähnliches Handwerksgerät untergebracht. Hier oben stand auch viele Jahre ein weißer Zinksarg, der dazu dienen sollte, die Leichen der in der Weser Ertrunkenen aufzunehmen. Auch das gehörte einst zu den Pflichten der Kirchengemeinde.

Im Anschluß an das Katechesierhaus befinden sich seit 1953 Toilettenanlagen, Geräteraum und die Aufbahrungshalle. Früher stand hier die Pfarrscheune. Sie soll in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts abgebrochen und nach Habenhausen verkauft worden sein.

Das Pfarrhaus

Das Katechesierhaus und die angebauten Gebäude bilden die eine Seite eines kleinen Vorplatzes, auf der anderen Seite steht das große alte Pfarrhaus. Für einen Kostenaufwand von 3725 Reichstaler wurde es 1853 vollendet. Sein Bau wird wohl recht notwendig gewesen sein, denn das vorherige Pfarrhaus ist 1681 gebaut worden. Dieses kostete 326 Taler und 49 Grote. Man hatte aber aus dem Abbruch eines noch älteren Pfarrhauses 25 Taler gewonnen. Leider wissen wir nicht, wann jenes erbaut worden ist.

Ursprünglich hat auch das Pfarrhaus ländlichen Charakter gehabt mit einer großen Stalltür nach Westen, durch die man auf eine geräumige Diele kam. Zur linken wie zur rechten Hand gab es Stallungen zur Haltung einiger Haustiere. Das wurde in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg anders. Die Stallräume sind umgebaut und in Wohn- und Küchenräume verwandelt worden. Nach seinem Baustil ist das Haus als spätes Biedermeier einzuordnen. In seinem Hausflur weist es ein Sandsteinrelief aus dem vorigen Pfarrhaus auf mit der Inschrift: »Das Gewissen rein, is viel besser als Golt, Silber und Edelgestein«. Über dem Eingang steht das Psalmwort »Deine Güte, Herr, sei über uns, wie wir auf dich hoffen« (Psalm 33, 22).

Zum Pfarrhaus gehört der alte große Pfarrgarten. In früheren Zeiten erstreckte er sich noch weit über den neueren Teil des Kirchhofes bis an dessen nördliche Grenze. Mehrere Male ist dann der Kirchhof auf Kosten

des Pfarrgartens vergrößert worden. Das letzte Mal geschah das im Jahre 1946. Als in den Jahren danach der Gedanke aufkam, eine Gedenkstätte für die Opfer des letzten Krieges zu schaffen, faßte man den Beschluß, diese am Rande des Pfarrgartens zu errichten. Der noch verbliebene Teil des Gartens mußte nun eine neue Gestaltung erfahren. Seine frühere Form, die ihn mit seinen Laubengängen und Rosenwegen zu einer Sehenswürdigkeit gemacht hatte, war endgültig verdorben. Es ist das Verdienst des Gartenbauamtes Bremen, daß man sich der Gemeinde annahm, das Mahnmal auf einem erhöhten Platz schuf und dem alten Garten eine neue Gestalt gab. Das geschah im Jahre 1955. Der alten Lindenlaubengang, der bei der letzten Vergrößerung des Kirchhofes verkürzt worden war und auf die Kirchhofsböschung auflief, wurde mit Neuanpflanzungen um den Garten herumgeführt und ist nun 225 m lang. Alter Obstbaumbestand ist ausgerodet, die Flächen geebnet und wildwachsendes Gebüsch entfernt oder zurückgeschnitten worden. So kamen alte Bäume wieder zur Geltung und der Garten wurde übersichtlich mit neuen reizvollen Durchblicken. Wir finden hier Eichen, Eschen, Linden und Buchen, aber auch das Grün von Tannen fehlt nicht. Eine Eiche, die mehrere Jahrhunderte alt ist, zieht besonders die Blicke inmitten einer großen Rasenfläche auf sich. Neben dem leuchtenden Braun und Grün einer hohen Blutbuche sieht man das gefleckte Weiß einiger Birkenstämme. Taxus und Ilex zeigen sich neben einem großen weit ausladenden Rhododendronbusch. Das ganze Gartengrundstück ist ca. 8000 qm groß und bedarf immer wieder sorgfältiger gärtnerischer Betreuung. Der Garten ist offen und den Besuchern bei Tage zugänglich. Es wird den Besucher nicht stören, daß einige Teile des Gartens auch als Hausgarten für Küche und Keller des Pfarrers genutzt werden. Am Eingang zum Garten erhebt sich ein alter Brunnen mit einer steinernen Einfassung. Er ist recht tief und soll in früheren Zeiten ein gutes gesundes Wasser gespendet haben. Jedenfalls erzählt man, daß die Nachbarn gekommen wären, um sich hier das Kaffeewasser zu holen.

Das Trinitatishaus

Am Trinitatissonntag des Jahres 1955 wurde das Gemeindehaus auf der andern Straßenseite dem alten Pfarrhaus gegenüber in Benutzung genommen. Nach dem Sonntag seiner Einweihung heißt es Trinitatishaus. Auf seinem Grundstück hatte vorher ein Bauernhaus gestanden: das Brockmanns-

haus. Der letzte Bauer auf dem Hof hieß Meyer und zog nach dem ersten Weltkrieg mit seiner Frau nach Riede. Seine Erben: Vohne im Neuenland verkauften Haus und Garten 1956 an die Bremische Evangelische Kirche. Diese baute hier das neue Gemeindehaus und ließ den alten Bauernhof abbrechen. Das Grundstück wurde der Kirchengemeinde der St. Johannes-Kirche Arsten übereignet mit Ausnahme eines Teiles, auf dem die Bremische Kirche 1964 ein Wohnhaus errichtete. Interessant ist, daß diese alte Bauernstelle früher einmal der Johannes-Kirche Arsten meierrechtlich gehörte.

Das Gemeindehaus enthält einen Raum, der gut 100 Gästen Platz bietet und der nur durch eine Faltwand getrennt ist von dem Unterrichtsraum für Konfirmanden. Im Erdgeschoß befinden sich weiter das Gemeindebüro, das Sitzungszimmer des Kirchenvorstandes, eine Teeküche und ein kleines Gästezimmer und schließlich die Toiletten. Im oberen Stockwerk sind die Hausmeisterwohnung, zwei Gruppenräume und die Bibliothek. Der Keller hat eine geräumige Werkstatt, die auch in der Jugendarbeit genutzt werden kann.

Über dem Eingang ist eine Glasarbeit aus der Werkstatt der Kunstglaserei Heinz Lilienthal in Bremen-Lesum in dem Oberlicht der Haustüre angebracht. Sie zeigt die Taube, das Symbol des Hl. Geistes, die von pfingstlichen Feuerflammen umgeben ist.

In der Eingangshalle hängt eine Intarsienarbeit mit eingelegten farbigen Hölzern. Sie verbindet mit den Zeichen von Taube und Hand das Bild des Gekreuzigten und versucht so eine Darstellung der Hl. Trinität zu geben. Die Arbeit ist von dem Künstler Albrecht Kröning aus der Bremer Neustadt angefertigt worden.

Die Bibliothek ist geschmückt mit der Figur des Drachentöters Michael. Sie ist aus gebranntem Ton und stammt von dem Bildhauer Kurt Lettow, Bremen-Oberneuland.

Hinter dem Trinitatishaus ist ein Spielplatz für Kinder, die sich dort unter Aufsicht der Eltern beschäftigen können.

Die Witwenhäuser

An dem kleinen Vorplatz gegenüber dem Eingang zu Kirche und Kirchhof lag ein altes niedriges Gebäude [10]. Ein Teil dieses Hauses war dem letzten Krieg zum Opfer gefallen, und der Rest ist im Spätherbst 1970 abgebrochen worden [11]. Ursprünglich wies dies Gebäude 6 Wohnungen auf und gehörte mit einem ähnlichen Haus, das noch erhalten ist und am Haben-

hauser Windmühlenberg steht, zu der kirchlichen Stiftung der »Witwenhäuser«. Über ihre Geschichte geben drei Schiefertafeln Auskunft, die bei den Aufräumungsarbeiten nach dem letzten Krieg aus dem Schutt geborgen wurden.

In sauberer deutscher Schrift sind folgende Sätze auf der ersten Tafel tief eingeritzt worden:

»Im Jahre 1838 d. 24sten Sept. ist dieser Grundstein gelegt von dem reformirten Pastor Johann Daniel Noltenius, ud dem Schullehrer Hinrich Depken ud dem Unterlehrer Arend Wohlers, ud dem Kirchgeschworenen Hinrich Lars ud Berend Bollmar (jun.) in Arsten. –

Wohlthätige Bremer ud Bremerinnen haben mehr als 500 Thaler zum Bau dieser 6 Wittwenhäuser in Arsten geschenkt!

Den Grund haben die 23 Arster Bauern hergegeben.

Dieselben haben auch Erde, Sand, kurz alle Materialien, umsonst hergefahren.

Die Köther ud Häuslinge in Arsten haben umsonst alle Handlangerarbeit gethan.

Die Häuser sind gebaut von dem Zimmermann Johann Gaetjen und dem Mauermann Gaedje Warnken in Arsten. –

Dem Vater der Wittwen ud Waisen sei Dank und Lob in Ewigkeit!«

Auf der zweiten Tafel lesen wir, eben so sauber eingetragen:

»Folgende Personen in Bremen haben 1838 zum Bau der Arster Wittwenhäuser gegeben:

Sen. Fritze	100 Th.	Sen. J. F. W. Iken	10 Th.
F. M. Vietor We.	25 „	Bürg. Nonnen	10 „
J. H. Albers	20 „	D. Tidemann We.	5 „
Bürg:in Post	20 „	Meta Tidemann	10 „
Joh. Gildemeister	20 „	Sen. Noltenius	5 „
Bürg:in Schöne	20 „	Sen. Abegg	10 „
Nicol. Mohr	15 „	Carol. Hayman	10 „
Pastor Bernh.		Herr Merrem	10 „
Phil. Noltenius We.	15 „	Sen. Meier	5 „
J. F. Schlingemann	10 „	G. Bagelmann	5 „
J. C. Dreier We.	10 „	Carl Vietor	10 „
Sen:in Wienholt	10 „	Fred. Vietor	10 „
A. E. Haase	10 „	A. Brauer	10 „
Drin Heineken	10 „	We. Bastian	5 „
C. H. Gildemeister	10 „	We. Suhling	5 „
Dr.:		We. Boden	5 „
H. A. Wilkens	10 „	B. Ulrichs	5 „

Fr. Leo Quentell	10 „	G. Ulrichs	5 „
Herr Ölrichs	10 „	Ed. Noltenius	5 „
We. Krüger	10 „	Past. J. D. N.	15 „
C. G. Kulenkampff	10 „	Pastor Müller	5 „
Luise v. Lengerke	10 „	Sen. in Tiele	5 „
Mad. Lüderung	10 „	Sen. in Caesar	10 „
Sen. Post	5 „	Mäkler Ries	5 „
Cons. Delius	5 „	We. Albers	5 „
Dr. Köhnen	5 „	Friederike Wichelhausen	5 „
Dr. W. Castendyk	5 „	Dr. John Meier	5 „
Thom. Achelis	5 „	Adv. J. D. Noltenius	5 „
Pastorin Achelis	5 „	und noch an	
Herr Höpken	5 „	50 Andre!	

Die dritte Tafel hat folgenden Inhalt:

»Im Jahre 1900 wurde dies Wittwenhaus von der
kirchlichen Gemeinde der bürgerlichen übergeben
und im Jahre 1906 wurde es gründlich verbessert
durch Baumeister Hermann Lüllmann für 5500 Mark
Arsten 1 Dec. 1906 der Gemeindevorsteher Joh. Lahrs.«

Im Oktober 1863 sind für die Witwenhäuser in Arsten und Habenhausen Bestimmungen von der Kirchengemeinde erlassen worden, die uns ein Bild von den Lebensverhältnissen der Witwen und Waisen vermitteln, das uns wohl erschrecken läßt.

Da heißt es:

§ 1.

Die Wittwenhäuser zu Arsten und Habenhausen können ihrer Bestimmung nach *nur* von *Wittwen* unsrer Gemeinde mit ihren noch nicht confirmirten Kindern bewohnt werden. Ausnahmefälle, welcher Art sie auch sein mögen, können *nur* durch eine jedesmalige Übereinkunft des Pastoren mit den Kirchgeschworenen gestattet werden.

§ 2.

Die Kinder der Wittwen können bis zu ihrer Confirmation bei ihren Müttern bleiben. Sobald sie confirmirt sind, haben sie das Haus zu verlassen und einen Dienst anzutreten. Wünscht die Mutter dagegen, die Kinder nach der Stadt oder im Dorfe zur Arbeit gehen zu lassen, so daß sie ihre Wohnung bei der Mutter behalten, so hat die betreffende Wittwe das Haus sofort zu verlassen. –

§ 3.

Ausnahmen von § 2 sind nur dann anzuerkennen, wenn das Kind einer Wittwe geistig oder körperlich so schwach ist, daß es zum Dienen untauglich ist. Bessert sich jedoch im Laufe der Zeit der betreffende Zustand, so tritt sofort § 2 in Kraft. –

§ 4.

Wenn die dienenden Kinder einer Wittwe erkranken, und der Mutter zugeschickt werden, so hat die Mutter ungesäumt davon dem rechnungsführenden Kirchgeschwornen Anzeige zu machen. Ist Krankheit gehoben, so tritt sofort § 2 in Kraft. –

§ 5.

Wenn eine Wittwe durch die Beihilfe ihrer erwachsenen Kinder oder auf sonstige Weise der freien Wohnung in den Wittwenhäusern nicht mehr bedarf, so hat sie, falls nach der Ansicht der Kirchgeschwornen die Aufnahme einer besonders bedrängten Wittwe wünschenswerth erscheint, dieser die betreffende Wohnung einzuräumen und aus dem Wittwenhaus auszuziehen. –

§ 6.

Von einer jeden Bewohnerin des Wittwenhauses, falls sie nicht krank oder sonst Geld zu verdienen außer Stande sein sollte, ist eine jährliche Miethe von 1½ Reichsthalern zu entrichten, die in den Sommermonaten April, Mai, Juni, Juli, August, September am Ende eines jeden Monats in dem Betrage von 18 Groten an den rechnungsführenden Kirchgeschworenen zu überbringen sind. Diese Miethe wird zu den am Wittwenhause nöthigen Reparaturen verwendet. –

§ 7.

Jede Wittwe hat sich eines ehrbaren, christlichen Lebenswandels zu befleißigen. Läßt sich eine Wittwe während ihres Wohnens im Wittwenhause gegen die Sittlichkeit, Ehrlichkeit u. s. w. irgend Etwas zu Schulden kommen, so hat sie ohne Umstände das Haus zu verlassen. Hat man in späterer Zeit gegründete Ursache, an die Besserung der Betreffenden zu glauben, so ist die Wiederaufnahme ins Wittwenhaus *möglich* geworden. –

§ 8.

Jede Wittwe verpflichtet sich für die Reinlichkeit der Wohnung u. s. w. redliche Sorge zu tragen. –

§ 9.

Zu der Aufnahme einer Wittwe ins Wittwenhaus, sowie über das Zusammenwohnen der Wittwen u. s. w. ist *der einstimmige Beschluß* des Pa-

storen und der beiden Kirchgeschwornen zu Arsten, resp. des Pastoren und des Kirchgeschwornen zu Habenhausen, erforderlich. –

§ 10.

Für die Aufrechterhaltung dieser Bestimmungen, auf die jede Wittwe gleich bei ihrem Einzuge ins Wittwenhaus zu verpflichten ist, sowie für die Verwaltung der Gelder, die Anordnung der erforderlichen Reparaturen u. s. w. haben die Kirchgeschwornen (in Arsten abwechselnd) zu sorgen. An einer jährlichen Zusammenkunft aller Kirchgeschwornen der Gemeinde mit dem Pastoren, die gewöhnlich gegen Ende des Monats Januar stattfindet, muß Rechnung abgelegt werden. –
Arsten, im Oktober 1863. –

gez. Johann Fohne.
Hinrich Klatte.
Johann Klatte.
Joh. Dan. Noltenias
Pastor.

Es sind harte Bestimmungen, die das Wohnen in den Witwenhäusern ordnen.

Aus ihnen spricht die Not und die Armut jener Zeit. Was hier die Kirche mit der Einrichtung von billigen Wohnungen für Witwen und Waisen tat, war nicht viel, aber es machte das Leben für diese Armen möglich. Demselben Zweck diente auch die Armenkasse, um die sich die Kirchengemeinde durch Jahrhunderte hindurch mit Sorgfalt und Liebe kümmerte. In den drei Bänden der Rechnungsführung dieser Kasse aus den Jahren 1834 bis 1936 kann man nachlesen, wie die Beträge einkamen und wieder ausgezahlt wurden. Da nehmen die Witwen und Waisen die erste Position ein. Aber man vergaß auch nicht, für die Schulbildung der Kinder zu sorgen. So wurden von Januar bis Oktober 1834 als Schulgeld für arme Kinder 36 Reichstaler und 12 Groschen gezahlt. Auch als sich der Bremer Staat in den Jahren nach 1870 immer mehr der sozialen Aufgaben annahm und eigene Unterstützungskassen einrichtete, behielt die Armenkasse der Kirchengemeinde ihre Bedeutung, wie die fortlaufenden Zahlungen aus dieser Kasse und ihre Weiterführung bis 1935 beweisen. Mit dem 10. 2. 1935 ist das Vermögen der Armenkasse der allgemeinen Kirchenkasse überwiesen worden. Die Betreuung der Bedürftigen erfolgte nun direkt aus dem Kirchenvermögen oder aus Sammlungen und Kollekten, die für solche Zwecke immer wieder neu abgehalten wurden.

In der Bremer Staatsbibliothek befindet sich eine Predigt des Arster Pfarrers Heinrich Nicolaus Achelis, die dieser am 16. Januar 1804 gehalten hat. Der Anlaß dieser Predigt und ihrer Veröffentlichung war ein Brand, der in der Nacht zum Montag der vergangenen Woche ein Wohnhaus zerstörte, in dem vier Familien ihr Zuhause hatten. In der Predigt lesen wir: »Die Bewohner (des abgebrannten Hauses), die zum Theil nackend entflohen, hatten ihren Winter-Vorrath für Menschen und Vieh, ihre Betten, ihre Kleider, ihre Hausgeräthe verlohren. Beynahe nichts war gerettet. Vier Familien mit vielen Kindern, waren in den hülflosesten Zustand versetzt. Und was das Allertraurigste ist. ach! ein fünfjähriger Knabe, von dem man erst noch hoffte, er werde sich durch die Flucht gerettet haben, ward, ganz verbrannt und todt, erst unter dem Schutte wiedergefunden.«

Die Predigt schließt mit der Bitte an die Gemeinde: »Wahre Dankbarkeit aber will gerne ihrem Wohltäter sich wohlgefällig beweisen. Und Gotte können wir nicht anders thätig dankbar seyn, als in den Menschen. Wer liegt uns aber hiezu bey dieser Veranlassung näher, als die Abgebrannten? Ihr habt euch schon theilnehmend bewiesen. Ihr habt die Unglücklichen aufgenommen, getröstet, unterstützt, Ihr habt mit Kleidung, mit Nahrungsmitteln, mit Gelde ihnen geholfen. Ihr habet euch vereiniget, noch mehr zuthun. Ich danke euch auch im Nahmen der Abgebrannten dafür. O lasset diesen Trieb nicht in euch erkalten! Ist schon Manches gethan, so ist doch auch noch vieles übrig. Wie viele Jahre werden dazu gehören, ehe jene eure Mitbürger durch ihrer Hände Arbeit das wieder gewinnen, was sie verlohren haben, wenn sie nicht von andern unter die Arme gegriffen werden. O kommt mit Fürbitte Rath und That ihnen ferner zu Hülfe! Ihr die Gott bisher so gnädig bewahret hat!« (auszugsweise wiedergegeben)

Man half einander als Nachbar und Freund als Glied einer Gemeinde. Der Griff an die Geldtasche des glücklicheren oder wohlhabenderen Mitbürgers war an der Tagesordnung. So darf es uns nicht verwundern, daß unter den freundlichen Gebern zum Bau der Witwenhäuser so viele aus der Bremer Stadtgeschichte wohlbekannte Namen auftauchen, und daß die Familien und Verwandten der Arster Prediger nicht fehlen.

Das Kriegerdenkmal

An der Straßenecke Arster Landstraße und In der Tränke ist ein Gitter in die Kirchhofmauer eingelassen, das zu einem Sandsteinblock den Blick freigebt, der oben ein Kreuz aus Eisen trägt und die Namen der Gefallenen

des Krieges 1914/18 aufweist. Dies Denkmal ist von dem Kriegerverein Arsten errichtet worden, und nach dem zweiten Weltkrieg hat die Kirchengemeinde es in ihre Obhut genommen. Auf dem Stein sind deutlich die Spuren von Einschlägen zu sehen, die das Geschützfeuer und die Bomben bei den Kämpfen um Arsten am Ende des 2. Weltkrieges verursacht haben.

Die Kriegsspuren am Denkmal vor der Kirche lassen den Wunsch wachwerden, über die Zeit Auskunft zu erhalten, die dem Ende des 2. Weltkrieges folgte. Wie hat das alte Gotteshaus 1945 ausgesehen und wie war es damals um die Gemeinde bestellt, die in diesem Haus zu den Gottesdiensten sich versammelte?

Davon handelt der nächste Teil unseres Berichtes.

[1] Bei der Beschreibung des baulichen Zustandes der Kirche folge ich dem Aufsatz von Dr. Werner Kloos in dem Buch »Bremer Kirchen«, Verlag B. C. Heye & Co. Bremen 1961, S. 117–119.

[2] Dazu: Aus dem Kirchenvisitationsbericht vom 23. September 1694 (Gohgräfe Conrad van Borchen) »Wie wir nun solches ungern vernommen, haben wir die Gemeinde nach Möglichkeit ermahnet, sich fleißiger bei dem Gottesdienst einzustellen mit der Erinnerung, daß die Verbrecher aufgezeichnet und gestrafet, die halsstarrigen aber gar in das Halseisen sollen gestellt werden«. Mahnken a. a. O., S. 90.

[3] In einer Aktenanmerkung aus dem Jahre 1775 ist von Kirchenfenstern die Rede, die 1775 erneuert und mit Wappenbildern versehen worden sind. Diese Fenster wären rechteckig gewesen und sind dann 1899 durch Fenster im gotischen Format ersetzt worden, wie wir sie heute haben. In dem Rheder-Rechnungsbuche zu Bremen finden sich über den Einbau jener Wappenfenster folgende Kassennotizen: 1775. Glasermeister Neddermanns Wwe. für die laut Cond. Ampl. Sen. (Auftrag des Hohen Senats) an die Kirche zu Arsten gelieferte Fenster 22 Tlr. 8 Grote. An den Schmidt Rabba für die dazu gebrauchten Windeisen und Beschlag 15 Tlr. 1776. An Henrich Wilhelm Neddermanns Wwe. für die in diesem Jahre verfertigten Wapen in den zu Arsten in der Kirche ab Ampl. Sen. (vom Senate) im vorigen Jahre geschenkten Fenstern a 18 Gr. = 27 Tlr. 36 Gr. (Danach müssen es 110 Wappenbilder gewesen sein.) So nachzulesen bei Mahnken a. a. O., S. 95.

[4] Wie aus den Sitzungsprotokollen der Gemeindeversammlung der Kirchengemeinde St. Johannes Bremen-Arsten hervorgeht, ist dieses Gestühl 1900 angefertigt worden.

[5] Aus einem Bericht des Baurates Flügel an Herrn Bürgermeister Schultz durch Vermittlung des Herrn Oberbaudirektors Franzius vom 20. Mai 1898, der bei den Kirchenakten in Arsten liegt, geht hervor, daß schon damals der Gedanke aufkam, die große Orgelempore zu verkleinern.

[6] Wie aus den Kirchenakten hervorgeht, waren 349 Plätze in fester Hand.

[7] Bis 1889 gehörten die Ortschaften Kattenturm und Kattenesch zur Arster Kirche.

[8] Mahnken, a. a. O., S. 90 und S. 109.

[9] Die oben angeführten Abkündigungen liegen bei den Akten im Archiv der Kirchengemeinde St. Johannis Bremen-Arsten.

[10] Ecke Hinter dem Vorwerk und Arster Landstraße. Hausnummer war Hinter dem Vorwerk 49.

[11] Der Abbruch begann am Montag, dem 23. 11. 1970.

Die Kirchen und religiösen Gemeinschaften im Lande Bremen
Eine Bibliographie
1970–1972

von Karl Runge

I. Verfassung

Besch, Günter: Wiederaufbau und Neubau nach dem Kriege (der Bremisch. Evang. Kirche). – In: Herberge d. Kirche. 1972. S. 8–10.

Binder, Heinz Georg: Kirchengemeinschaft aus Bremer Sicht. – In: Herberge der Kirche. 1972. S. 32–36.

Heyne, Bodo: Von der Kirchenordnung 1543 zur Kirchenverfassung 1920 – ein Stück Verfassungsgeschichte der Evangelischen Kirche in Bremen. – In: Hospitium Ecclesiae. Bd. 7. 1971. S. 7–36.

Weinacht, Harald: Jus liturgicum in Bremen. – In: Hospitium Ecclesiae. Bd. 7. 1971. S. 36–45.

II. Geschichte

Binder, Heinz Georg: Kirche für die Stadt. 450 Jahre Reformation in Bremen. – In: Bremer Kirchenzeitung. 1972. Nr. 23.

Boeck, Urs: Die ehemalige St. Marienklosterkirche zu Osterholz. [Gründung d. Benediktiner-Nonnenklosters durch Erzbischof Siegfried 1180–1184] – In: Niedersächsische Denkmalpflege, Bd. 6. 1970. S. 93–101.

Herberge der Kirche. 450 Jahre Reformation in Bremen. 1522–1972. (Hrsg. vom Kirchenausschuß d. Brem. Evang. Kirche. Redaktion: Gisela Arnd, Dietrich Sattler.) – (Bremen [1972]: Humburg.) 36 S.

Heyne, Bodo: Reformation und »Reformationen« in Bremen. 4 Kapitel bremischer Kirchengeschichte 1522–1972. – In: Bremer Kirchenzeitung. 1972. Nr. 22.

Dass. in: Herberge der Kirche. 1972. S. 5–7.

Heyne, Bodo: Von den Hansestädten nach Santiago: Die große Wallfahrt d. Mittelalters. – In: Bremisches Jahrbuch. Bd. 52. 1972. S. 65–84.

Hüber, Max: Kirche für die Stadt. 450 Jahre Reformation in Bremen. – In: Bremer Kirchenzeitung. 1972. Nr. 23.

Neujahrswünsche aus Bremen des vorigen Jahrhunderts. – In: Bremer Kirchenzeitung. 1970. Nr. 26.

Reinecke, Karl: Die Holländerurkunde Erzbischof Friedrichs I. von Hamburg-Bremen und die Kolonisation des Kirchspiels Horn. — In: Bremisches Jahrbuch. Bd. 52. 1972. S. 5—20.

Roosbroeck, Robert van: Niederländische Glaubensflüchtlinge in Bremen (1585—1600) und ihr Briefwechsel. — In: Bremisches Jahrbuch. Bd. 52. 1972. S. 85—112.

Satzung der Vereinigung für bremische Kirchengeschichte e. V. — In: Hospitium Ecclesiae. Bd. 7. 1971. S. 114—116. [1954—1970: Kommission für bremische Kirchengeschichte.]

Schmolze, Gerhard: Wilhelm von Kügelgen in Bremen. — In: Hospitium Ecclesiae. Bd. 7. 1971. S. 60—80. [Schwiegersohn Friedrich Adolph Krummachers, Pastors an St. Ansgarii 1824—1841; kirchengeschichtl. Beziehungen Mitte d. 19. Jhs.]

Schmolze, Gerhard: Pastor Hemmelgarn zum Gedenken. Die Norddeutsche, Nr. 142, 23. Juni 1971, Seite 13.

Schmolze, Gerhard: Seiner Zeit voraus. Vor hundert Jahren starb Rudolph Dulon. Bremer Kirchenzeitung, Nr. 8, 19. April 1970, Seite 10.

Schmolze, Gerhard: Friedrich Ebert und Emil Felden. Bremer Pastor schrieb Ebert-Roman »Eines Menschen Weg«. Bremer Kirchenzeitung, Nr. 3, 7. Februar 1971, Seite 10.

Schmolze, Gerhard: Sein Jesus paßte vielen nicht. Zum Tode des Bremer Theologen und Philosophen Hermann Raschke, Bremer Nachrichten, Nr. 210, 5. September 1970, Seite 36.

Schröder, Chr[istel] M[atthias]: Heinrich von Zütphen, Bahnbrecher der Reformation in Bremen. — In: St. Ansgarii-Gemeinde-Nachrichten. 1972. Nr. 81.

Schweder, Alfred: Weihnachten vor 1000 Jahren. Alt Bremen zu Zeiten des Erzbischofs Adaldag. — In: Weser-Kurier. 1972. 23./24./25. Dezember.

Zimmermann, Bernhard H.: Bremen und Burgenland. — In: Bremer Kirchenzeitung. 1970. Nr. 18. [Kirchl. Beziehungen]

III. Praktische Theologie. Diakonie

Aus der Geschichte des Bremer Pfarrervereins. — In: Bremer Kirchenzeitung, 1972. Nr. 19.

Bergemann, Hans Georg: Die kirchlichen Ehrenämter als Erbe der Reformation. — In: Herberge der Kirche. 1972. S. 11—13.

Friedehorst: Modernes Haus der Altenpflege. – In: Bremer Kirchenzeitung. 1972. Nr. 21.

»*Geh'* mit uns nach Bremen ...« nach dem Deutschen Pfarrertag 1972. – In: Deutsches Pfarrerblatt. Jg. 72. 1972. S. 669 ff.

Gerlitz, Peter: Wird Goethe gepredigt? (Die »Bremische Theologie«). – In: Herberge der Kirche. 1972. S. 28–31.

Hempel, Rudolf: Diakonie ist Lotsendienst. – In: Herberge der Kirche. 1972. S. 25–27.

Heyne, Bodo: Friedehorst feiert Jubiläum. 25-Jahr-Feier. – In: Bremer Kirchenzeitung. 1972. Nr. 19.

Hilfsbedürftige Menschen fanden hier ein Heim. Friedehorst feiert sein 25jähriges Bestehen. – In: Weser-Kurier. 1972. 23./24. Sept.

Lindemann, Berthold: Zur Geschichte christlicher Sozialtätigkeit in Bremen. Die Egestorff-Stiftung. – Bremen: Hauschild (1970). 210 S.

Schmolze, Gerhard: »Streit in der Kirche«. Zum neuesten Buch Georg H. Huntemanns. – In: Kirchenzeitung. St. Martini Lesum. Jg. 21. 1971. Nr. 9.

Sattler, Dietrich: Prediger in Bremen. – In: Bremer Kirchenzeitung. 1972. Nr. 19. [Freie Pastorenwahl; einige Pastoren d. 19. u. 20. Jhs. skizziert.]

IV. Kirchenmusik

A[rnd], G[isela]: Den Kampf ums Sosein gewinnen. Professor Hans Heintze. Kirchenmusiker. – In: Bremer Kirchenzeitung. 1971. Nr. 2.

Forck, Tusnelda: Ein Notenfund aus dem 17. Jahrhundert. – In: Hospitium Ecclesiae. Bd. 7. 1971. S. 100–101. [Komposition des Lüder Knoop, 1646–1665 Organist an St. Stephani.]

Hundhausen, Volkmar: Oslebshausen: Testergebnis positiv. Musische Arbeit im Bremer Westen auf neuem Weg. – In: Bremer Kirchenzeitung. 1972. Nr. 24. [Kirchenchor d. Gem. Oslebshausen.]

Meyer-Arndt, Hartwin: 25 Jahre Knabenchor. – In: Kirchl. Nachr. a. d. Gem. U. L. Frauen. Nr. 292. 1970.

Roggemann, E., H. Wolff: 35 Jahre Kantorei von U. L. Frauen. Rückblick e. Chores. – In: Kirchl. Nachr. a. d. Gem. U. L. Frauen. Nr. 286. 1970.

Sattler, Dietrich: Brema cantat. – In: Herberge der Kirche. 1972. S. 14–16.

Stöbel, Lothar: 10 Jahre Collegium Musicum St. Martini, Bremen. – (Bremen [1969]. 6 Bl.)

Wolff, H[arald]: Die Vesper. – In: Kirchl. Nachr. a. d. Gem. U. L. Frauen. Nr. 304. 1971.

Berner, Wilhelm: Daniel Gerhard Heisius, Pastor in *Arbergen* 1704–1747. Zugl. Erinnerung an das 250jährige Gedenken an den Neubau d. Kirche in Arbergen. – In: Bremisches Jahrbuch. Bd. 52. 1972. S. 113–129.

Die Johannes-Kirche in Bremen-*Arsten*. – In: Du und Deine Kirche. Inform. Bl. d. Johannes-Gem. Arsten-Habenhausen. Jg. 11. 1971. Beil. zu Nr. 1 ff.

Pfannschmidt, Walter: Alte Grabsteine auf dem Friedhof in *Arsten*. – In: Hospitium Ecclesiae. Bd. 7. 1971. S. 81–96.

Abegg, Georg: Dringende Aufgaben der Zeit. – In: Dom-Nachrichten. 1972. Nr. 2. S. 6–7. [St. Petri-*Dom*-Diakonie]

Bönig, Heinz: Das St. Petri-Kinderheim. – In: *Dom*-Nachrichten. 1971. Juli/Sept. S. 12–14.

Dietsch, Walter: Kennen Sie den *Dom*? Der Bleikeller. – In: Dom-Nachrichten. 1972. Nr. 2. S. 7–9.

Dietsch, Walter: Kennen Sie den *Dom*? Unsere Domtürme. – In: Dom-Nachrichten. 1972. Nr. 3. S. 12–15.

Dietsch, Walter: Werke der Brabender im *Dom*. – In: Dom-Nachrichten. 1971. Juli/Sept. S. 15–16.

Tietze, Gerhard: Der *Dom* als lutherische Kirche im reformierten Bremen. – In: Dom-Nachrichten. 1972. Nr. 4. S. 2–4.

Die neue Verfassung der St. Petri-*Dom*gemeinde. – In: Dom-Nachrichten. 1972. Nr. 4. S. 6–8.

Roggemann, Enno: Pastor Dr. Karl Kampffmeyer und Pastor D. Günter Besch 25 Jahre an U. L. *Frauen*. – In: Kirchl. Nachr. a. d. Gem. U. L. Frauen. Nr. 299. 1971.

1722–1972. Festschrift zur Feier des 250jährigen Bestehens der *Grambker* Kirche. (Hrsg. vom Kirchenvorstand d. Evang. Kirchengemeinde Grambke.) – (Ritterhude 1972: Diem & Neumann.) 88 S.

Grambke hat Grund zu feiern. Kirchengemeinde besteht seit dem Jahre 1722. – In: Bremer Kirchenzeitung. 1972. Nr. 19.

Ordemann, Elard: Bilder aus *Gröpelingens* Vergangenheit. Selbstverl. d. Verf. 1927. (2. Aufl. fotomechan. Nachdr. d. 1. Aufl. hrsg. m. e. Vorw. v. Rudolf Gensch.) – (Bremen 1970: Schmalfeldt.) 36 S.

Förster, [Herbert]: Wir denken in Dankbarkeit und Liebe zurück. (Pastor Dr. Hansch 25 Jahre an evang. *Versöhnungsgemeinde* Br.-Sebaldsbrück.) – In: Evang. Gemeindebl. Versöhnungsgemeinde Br.-Sebaldsbrück. 1970. Nr. 264.

Sattler, Dietrich: Ihre Glocken läuten sonntags auch katholisch. Kuriosum

in d. Kirchenlandschaft: die Vereinigte Protestantische Gemeinde in *Bremerhaven.* – In: Bremer Kirchenzeitung. 1971. Nr. 21.

Sachau, Jan: Kirche auf neuen Wegen. Ein Bericht a. d. Evang. luth. Kirchenkreis *Bremerhaven.* – In: Bremerhaven heute. 1970. S. 50–52.

Meyer, Siegfried: Bauen für die Gemeinde (kirchl.) von morgen. – In: *Bremerhaven* heute. 1970. S. 55.

Puffert, Ruth: Mit Ernst Christ sein. *Methodisten* ökumenisch offen. [Darin: Bremen u. d. Methodisten.] – In: Bremer Kirchenzeitung. 1972. Nr. 7.

Lattka, Manfred: Die *israelitische Gemeinde* in Bremen. Ihr Schicksal von 1933 bis zur Gegenwart. Abschlußarb. [Pädagog. Hochsch. Bremen] (Bremen 1970.) 4 gez. Bl. [Masch. Schr.]

VI. Biographien

A[rnd], G[isela]: Ein fast normales Leben ... Luise *Contag, Pastorin* (Markus-Gemeinde). – In: Bremer Kirchenzeitung. 1970. Nr. 26.

Schmolze, Gerhard: Ein unbequemer geistlicher Herr. Vor 100 Jahren starb der Bremer Theologe und Pädagoge Rudolph *Dulon* [1848–1852 Pastor an U. L. Frauen, geb. 1807, gest. 1870.] – In: Bremer Nachrichten. 1970. 11. April.

In: Kirchenzeitung St. Martini Lesum. Jg. 20. 1970. Nr. 8.

In: Bremer Kirchenzeitung. 1970. Nr. 8.

Eichstädt, Kurt: Plaudereien aus dem Leben eines 75jährigen. – Bremen 1970. [Darin: Berufung an das Diakonissenhaus Bremen 1947 u. Amtszeit dort bis 1963. S. 104–125. Maschinenschriftl. vervielf.]

Groot, Magdalene: Wilhelm *Garlipp* – 25 Jahre Pastor an St. Stephani. – In: Mitteilungsbl. d. St. Stephani-Gemeinde Bremen. 1971. Nr. 291.

Dietsch, Walter: Abschied von der Domgemeinde, Pastor [Maurus] *Gerner-Beuerle* tritt in den Ruhestand. [geb. 1903, 1946–1971 Domprediger.] – In: Bremer Nachrichten. 1971. 30. Okt.

Berner, Wilhelm: Daniel Gerhard *Heisius*, Pastor in Arbergen 1704–1747. – In: Bremisches Jahrbuch, Bd. 52. 1972. S. 113–129.

A[rnd], G[isela]: »Wir ziehen doch an einem Strang« Clemens *Kaminski,* kath. Pressereferent. – In: Bremer Kirchenzeitung. 1971. Nr. 1.

Schmidt, Emil: Georg von *Lührte* †. [Organist an der Friedensgemeinde 1919–1952. geb. 1892, gest. 1971.] – In: Mitt.Bl. d. Friedensgemeinde. Dez. 1971/Jan. 1972.

Arnold *Möller* [Autobiographie. geb. 1883. Pastor in Grohn 1913–1945.] – In: Gemeindebl. d. ev. luth. Michaelis-Gemeinde in Grohn. 1971. Nr. 2.

Besch, Günter: Abschied von Dr. Arnold *Rutenberg*. [Präs. d. Kirchenaussch. d. Brem. Evang. Kirche 1959–1969; geb. 1894, gest. 1971.] – In: Bremer Kirchenzeitung. 1971. Nr. 23.

Arnd, Gisela: Er war immer Partner. Pastor Erich *Ramsauer*, Missionsdirektor i. R. (geb. 1902). – In: Bremer Kirchenzeitung. 1972. Nr. 9.

Schmolze, Gerhard: Ein Leben für den »ungeschichtlichen Jesus«. [Zum Tode von Pastor Hermann *Raschke*, geb. 1888, gest. 1970. An d. Bürgermeister-Smidt-Gedächtniskirche tätig von 1924–1957.] – In: Bremer Kirchenzeitung. 1970. Nr. 19.

Werner, Wilhelm: Protestant der letzten Konsequenz. Pastor i. R. Hermann *Raschke* zum Gedächtnis. – In: Die große Kirche. Mitt.-Bl. d. Vereinigten Protest. Gemeinde zur Bürgermeister-Smidt-Gedächtniskirche in Bremerhaven. 1970. Nr. 57.

Schmolze, Gerhard: Zum Gedenken an Clara *Venske*. [geb. 1903, gest. 1971. Pastorin, Lehrerin, Pfarrfrau.] – In: Kirchenzeitung. St. Martini Lesum. Jg. 21. 1971. Nr. 14.

Schmolze, Gerhard: 25 Jahre im Dienst für die Gemeinde Lesum. Zum Amtsjubiläum von Pastor Johannes *Vogt* am 16. November. – In: Kirchenzeitung. St. Martini Lesum. Jg. 20. 1970. Nr. 18.

Sprondel, G[ottfried]: Dank an Harald *Wolff*. – In: Kirchl. Nachr. a. d. Gem. U. L. Frauen. Nr. 306. 1972. [Kantor und Organist an U. L. Frauen 1935–1972.]

Tusnelde Forck †

Am 2. September 1972 wurde das langjährige Mitglied unseres Arbeitskreises, Frau Tusnelde Forck, in Bad Schwartau, wo sie nach ernster Erkrankung zur Erholung weilte, aus diesem Leben plötzlich abberufen. Wir haben mit ihr eine hochgeschätzte Mitarbeiterin in unserer kirchengeschichtlichen Arbeit verloren, die wir noch lange sehr vermissen werden.

Ursprünglich Gewerbeoberlehrerin, aber vorzeitig aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand getreten, hat Frau Forck sich dann in eingehender Weise mit familiengeschichtlichen Forschungen befaßt. Mit der ihr eigenen Sorgfalt, Pflichttreue und großer Sachkenntnis hat sie der Maus, Gesellschaft für Familienkunde, Zeit und Kraft gewidmet. Insbesondere waren es auch die Familien bremischer Pastoren, die sie beschäftigten, da sie selbst aus einem Pfarrhause stammte. Wir haben sie deshalb gebeten, ihre Arbeiten so zu erweitern und vervollständigen, daß daraus ein umfassendes Pfarrerbuch sämtlicher Pastoren seit der Reformationszeit in Bremen entsteht, welches für die bremische Kirche noch fehlt. Frau Forck hat diesen Auftrag gern übernommen und ihre persönlichen Vorarbeiten dafür zur Verfügung gestellt. Nun ist ihr diese Arbeit vorzeitig aus der Hand genommen. Wir denken ihr in großer Dankbarkeit für ihre lebendige Anteilnahme an unserer Arbeit.

Ein Wort dankbaren Gedenkens sei auch dem kürzlich verstorbenen Dr. theol. *Lothar Przybylski,* ehemals Pfarrer der ev.-luth. Gemeinde in Wuppertal-Elberfeld gewidmet. Er hat den Aufsatz über Joachim Neander in diesem Band geschrieben und bereits 1967 für Band 5 einen Beitrag über Bremer Beziehungen zur Universität Duisburg zur Verfügung gestellt. Neben seinen Studien über Kirche und Handwerkerstand interessierten ihn besonders auch die mannigfachen Verbindungen zwischen dem Rheinland, vor allem dem Niederrhein und dem Bergischen Land, und Bremen in der Zeit des Pietismus und der Erweckungsbewegung. Seine Hinweise und Mitarbeit sind uns hilfreich und wertvoll gewesen.

Durch den Tod von Frau Forck ist in der Herausgabe des geplanten bremischen Pfarrerbuches mit Namen und Lebensdaten sämtlicher Pastoren

seit der Reformationszeit in den Stadt- und Landgemeinden Bremens eine Verzögerung eingetreten. Ob der erste Teil, der die Pastoren der sieben altstädtischen Gemeinden umfassen wird, 1974 erscheinen kann, hängt von der Gewinnung eines neuen Bearbeiters ab. Auch die Herausgabe der umfangreichen Sammlung von 422 Briefen des bremischen Pastors an St. Martini, G. G. Treviranus, an J. H. Wichern, den Gründer des Rauhen Hauses in Hamburg, verzögert sich. Die Briefe erfordern eine sehr sorgfältige Auswahl, Kommentierung und Kürzung, da sie stark mit persönlichen und familiären Mitteilungen durchsetzt sind, die für eine Veröffentlichung nicht in Frage kommen. Andererseits geben sie einen vorzüglichen Einblick in die besonderen bremischen kirchlichen Verhältnisse und darüber hinaus in die wachsende Arbeit der Inneren Mission in Bremen und in Deutschland, an der Treviranus hervorragend beteiligt war.

Mit unserer Unterstützung konnte die kirchengeschichtliche Arbeit unseres Mitgliedes, Dr. theol. Gottfried Mai, über die Bemühungen der evangelischen Kirche um die deutschen Auswanderer nach Nordamerika (1815–1914) veröffentlicht werden, dem die in diesem Bande abgedruckten Abschnitte entnommen sind. Die Arbeit beschäftigt sich mit einem leider wenig beachteten Vorgang von geschichtlicher Tragweite, einem »vergessenen Stück deutscher Geschichte«, der gerade auch für Bremen als dem größten deutschen Auswandererhafen von großer Bedeutung gewesen ist. Hier tut noch heute die Auswanderermission ihren Dienst.

Für die 450-Jahrfeier der Reformation in Bremen am 9. November 1972 konnte die Vereinigung eine Reihe von Anregungen geben, die der Kirchenausschuß aufgenommen hat. Eine aus diesem Anlaß herausgebene kurz gefaßte Schrift »Herberge der Kirche« informiert mit verschiedenen Beiträgen über Geschichte und Gegenwart der Bremer Kirche.

Die Verbindung mit den landeskirchengeschichtlichen Vereinigungen anderer Landeskirchen, vor allem in Niedersachsen, hat uns mancherlei Anregungen gegeben. Eine Veröffentlichung der Arbeitsgemeinschaft über »Die terrritoriale Bindung der Evangelischen Kirche in Geschichte und Gegenwart« weist auf die Wichtigkeit der Forschungen über die Landeskirchengeschichte hin.

Unsere Vortragstätigkeit ist auch in den Winterhalbjahren 1970/71 und 1971/72 in Verbindung mit der Historischen Gesellschaft weiter durchgeführt worden.

HANS CHRISTOPH RUBLACK: *Die Einführung der Reformation in Konstanz von den Anfängen bis zum Abschluß 1531. Gütersloh und Karlsruhe 1971, 415 S.*

Dieses Buch ist ein Meisterwerk sowohl in der Art der Darstellung, wie auch in der Interpretation der Geschehnisse. Es ist eine immens fleißige Arbeit, die Jahre in Anspruch nahm, man blättere nur einmal die letzten Zweidrittel des Buches durch, die lauter Exkurse und Anmerkungen enthalten.

Die »Einführung der Reformation in Konstanz« behandelt zwar nur einen lokal begrenzten Ausschnitt aus der Reformationsgeschichte überhaupt, ist aber als Prototyp dafür überaus lehrreich und irgendwie auch vorbildlich in der Art ihres Ablaufs. Auf dieses Wie ist es dem Verfasser hauptsächlich angekommen: welche Gruppen und Motive die Reformation in dieser freien Reichsstadt ermöglichten, und was für eine Politik des dort regierenden Rates sie durchsetzte. Man wird mitten hineinversetzt in jene turbulente Zeit des Umbruchs, in das Hin-und-her zwischen der Stadt und dem Reich unter Kaiser Maximilian und dem Erzherzog Ferdinand, zwischen der Stadt und den Eidgenossen, zwischen den reformatorisch Gesinnten und den Altgläubigen, d. h. dem Bischof und seinem Domkapitel. Bekannte Namen tauchen auf von Männern, die entscheidenden Anteil an diesen Geschehnissen gehabt haben, wie der des Stadtschreibers Jörg Vögeli, der als Vorsteher der Kanzlei und »graue Eminenz« eine treibende Kraft war, oder der des Ambrosius Blarer, welcher die Führung der reformatorischen Bewegung in Konstanz innehatte. Auch die ersten Vertreter der neuen Predigt Jakob Windner, Bartholomäus Metzler und Johannes Wanner, ebenso die Bürgermeister Hans Schultheiß und Jakob Gaisberg, sowie der Gegenspieler Antonius Pyrata und andere sind in die Konstanzer Reformationsgeschichte eingegangen.

Das Wichtigste ist die Tatsache, daß die reformatorische Bewegung ohne Umsturz, rein auf verfassungsmäßigem Weg, durch eine kluge Politik der Ratsherren sich durchsetzen konnte. Sie haben oft gezögert und gewartet, aber nie forciert. Ihre Taktik war, von Gelegenheit zu Gelegenheit zu springen und zuerst durch die Predigt die inneren Voraussetzungen zu schaffen, bevor sie äußerliche Neuerungen einführten. Erst als Einigkeit und Frieden der Gemeinde gesichert waren, unterdrückte der Rat die Reste des altgläubigen Gottesdienstes und regelte diesen neu im Sinne der Reformation.

Die reformatorische Bewegung in Konstanz war eine reine Predigtbewegung. Das Schriftprinzip stand im Mittelpunkt, nachdem Luther den Zugang zu einem neuen Verständnis der Hl. Schrift eröffnet hatte (vielleicht war die Empfänglichkeit dafür durch die voraufgegangene Pest in Konstanz besonders groß). Das war der Maßstab, an dem die Kirche kritisch gemessen wurde. Die schriftgemäße Predigt wurde schon 1524 durch ein Mandat des Rates befohlen, und damit begann das städtische Kirchenregiment, das im Laufe der folgenden Jahre immer mehr ausgebaut wurde. »Der Rat regelt und beaufsichtigt die Praktizierung des Glaubens.« Er setzte die Geistlichen in ihr Amt ein, ihr Stand war nicht mehr privilegiert, sie waren Einwohner und Beamtete wie die anderen auch. Luthers Lehre von der Schwertgewalt der weltlichen Obrigkeit erfuhr in Konstanz eine konsequente Verwirklichung: die Verantwortung der weltlichen Obrigkeit vor Gott verpflichtete jedermann, auch die Geistlichkeit, zu striktem Gehorsam. Dies ging bis zur Einführung einer Zuchtordnung, welche auch das Leben der Bürger neu regelte. Die Besserung des Lebens war das zweite entscheidende Anliegen der reformatorischen Bewegung. Es gipfelte in dem Satz: »Die Liebe soll die Bürgergemeinde zu einer Christengemeinde umformen«. Aber alle Reglementierungen dieser Art bergen durch ihren gesetzlichen Charakter die Gefahr eines moralischen Rigorismus in sich, der schließlich nur das Gegenteil bewirkt. Dies war auch das eigentliche Dilemma der Konstanzer Zuchtordnung, welche die Reformation in dieser Stadt abschloß.

So ist auch hier das Fazit dieses minutiös genauen, sachlich und lebendig geschriebenen Buches der Eindruck. Es ist das Los auch der feuerflüssig aus der Tiefe hervorbrechenden Lawa des schöpferischen Geistes, daß sie an der Oberfläche erkalten und in festen Formen erstarren muß.

Maurus Gerner-Beuerle

GOTTFRIED MAI: *Die Bemühungen der evangelischen Kirche um die deutschen Auswanderer nach Nordamerika (1815—1914). Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Evang.-Theologischen Fakultät der Universität Hamburg, Bremen 1972, 288 Seiten, kart.*

Gottfried Mai, Pastor an der evangelisch-lutherischen Kirche in Aumund-Fähr, legt in dieser bei Professor Dr. Müller-Schwefe gefertigten Dissertation eine sehr materialreiche Darstellung der Auswandererfürsorge vor allem der lutherischen Kirchen in Deutschland vor. Schwerpunkte der Arbeit

sind dabei die Tätigkeit des Lutherischen Gotteskastens (Wyneken), die kirchliche Aufbauarbeit der von Löhe in Neuendettelsau ausgesandten Pastoren und die Auswandererfürsorge der Inneren Mission. Die Berücksichtigung Bremens und Bremerhavens ergab sich dabei weithin von selbst. Der Vorsitzende des Vereins für Bremische Kirchengeschichte, Pastor Bodo Heyne, stand dem Verfasser mit seinem aus jahrelanger wissenschaftlicher Beschäftigung an diesen Fragen höchst fachkundigen Rat zur Verfügung. Gottfried Mai bemühte sich, den Rahmen seiner Arbeit so weit wie möglich zu ziehen: Ein Anhang behandelt sogar den »Dienst der katholischen Kirche an den auswandernden und ausgewanderten Deutschen«. Es liegt aber in der Natur des Stoffes, daß dabei nicht alle Gebiete gleichmäßig berücksichtigt werden konnten. Die Bemühungen des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin, also der Kirche der altpreußischen Union, — in den Aktenbeständen des Evangelischen Oberkirchenrats weithin zugänglich — sind nur gestreift. Damit hängt es zusammen, daß eine deutsch-lutherische Synode, die aus dieser Arbeit hervorgegangen ist, die Wisconsin-Synode nur am Rande erwähnt wird. Diese Grenzen können allerdings den Wert der Arbeit und ihre Bedeutsamkeit für die Bremische Kirchengeschichtsforschung nicht mindern. Die Literaturverzeichnisse zeigen, daß auch entlegene Quellen, z. B. die Jahresberichte der Emigrantenmission in New York (seit 1874) und Baltimore (seit 1904) oder die Jahresberichte der Evangelischen Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Nordamerika (Barmen, 1845—48) berücksichtigt wurden. Der Einordnung der Auswandererfürsorge in die allgemeine Kirchengeschichte kann man nur zustimmen. Mai schreibt in einem »Ausblick« (S. 261): »Die Wiederentdeckung der Verantwortung und die Neubegründung der kirchlichen Betreuung der auswandernden und ausgewanderten Deutschen im 19. Jahrhundert ist der Erweckungsbewegung zu verdanken«. Wieweit diese Arbeit mitgeholfen hat, »das Geschick des Auswanderns zu bejahen, das fremde Land als Land Gottes zu nehmen und sich mit denen, die des gleichen Glaubens waren, zusammenzufinden zu einer Gemeinschaft unter dem Namen Jesu Christi«, wäre an der Geschichte der deutsch-evangelischen Synoden und Kirchen in Nordamerika im einzelnen nachzuprüfen. Daß hier das Sprachenproblem kontrovers beurteilt wird, deutet Mai an. Die Tatsache, daß die Arbeit nur die Zeit vor 1914 berücksichtigt, läßt allerdings die Behandlung dieser Schlüsselfrage der Kirchwerdung in den USA fragmentarisch bleiben. Erst während des ersten Weltkrieges setzt sich ja die englische Sprache im kirchlichen Leben dieser Gemeinden deutschen Ursprungs durch. Vielleicht hätte auch ein genaueres Eingehen auf die Geschichte der lutherischen Kirchen in den USA vor 1820, wie sie von A. L. Gräbner in dem — von Mai merk-

würdigerweise nicht notierten – Standardwerk: »Geschichte der Lutherischen Kirche in Amerika« (St. Louis, 1892) dargestellt ist, hier den Blick geschärft.

Gerhard Schmolze

ERNST STAEHELIN *(Herausgeber): Die Christentumsgesellschaft in der Zeit der Aufklärung und der beginnenden Erweckung. Texte aus Briefen, Protokollen und Publikationen. Sonderband II der Theologischen Zeitschrift, herausgegeben von der Theologischen Fakultät der Universität Basel, Friedrich Reinhardt Verlag, Basel 1970, 582 Seiten, Leinen.*

Im Sommer 1780 reiste Johann August Urlsperger, der Gründer der Christentumsgesellschaft, von London über Amsterdam, Emden und Bremen nach Hannover, Braunschweig, Berlin, Leipzig und von dort über Nürnberg zurück in seine Heimatstadt Augsburg. Die damals geknüpften Fäden zwischen erweckten oder schriftgläubigen Kreisen in Bremen und der Christentumsgesellschaft in Basel sind nicht mehr zerrissen. So mußte eine Veröffentlichung von Briefen, Protokollen und Publikationen der Christentumsgesellschaft, wie sie jetzt für die Zeit von 1779 bis 1808 von Professor Ernst Staehelin in Basel vorgelegt wurde, auch für die Bremische Kirchengeschichtsforschung wichtige Materialien zutage fördern. Die vorliegende Edition hat diese Erwartung in reichem Maße erfüllt. Staehelin hat Teile des Berichts Urlsperger über seinen Aufenthalt in Bremen, datiert aus Bremen »um den 12. September 1780 herum« in diese Auswahl aufgenommen, die erkennen lassen, welche Pläne der Gründer der Christentumsgesellschaft in der Hansestadt verfolgte: »Der Zweck (in Bremen anzukehren) war, daß ich sehen möchte, ob Bremen nicht zu einem Centro der Gesellschaft der bequemste Ort in Deutschland seyn möchte. Hiezu, und dies gründlich zu untersuchen, habe ich mich zwanzig Tage in Bremen aufgehalten . . .«

Welche Hoffnungen sich mit Bremen auch späterhin verknüpften, zeigt ein ebenfalls hier mitgeteilter Bericht Johann Heinrich Jungs an den Basler Ausschuß der Christentumsgesellschaft, datiert aus Marburg, 8. Mai 1800: »Vielleicht wissen Sie schon, daß verschiedene gutgesinnte Bremer Theologen willens sind, dort ein Prediger- und Missions-Seminarium zu errichten. Gott gebe nur seinen Segen dazu! Das wäre in der That das beste Mittel, das alte evangelische Christentum aufrecht zu erhalten, welches beynahe auf allen Universitäten auf die schändlichste Weise untergraben wird.« Die kommentierenden Noten Staehelins, die von einer souveränen Kenntnis aller Zusammenhänge zeugen, gehen leider auf diesen Punkt nicht näher ein.

Der gedruckte Prospekt dieses geplanten Seminars: »Ankündigung und Plan eines Seminars zur Bildung Christlicher Prediger, welches in Bremen errichtet werden soll, bekannt gemacht von dem evangelisch-reformierten Ministerium daselbst« (ohne Angabe des Ortes und der Druckerei, 1800) nennt die Namen der Pastoren, die ihre Mitwirkung zugesagt hatten: J.N. Tiling, C. Buhl, C.G.L. Meister, Ph.L. Buch, G.W. Petri, G. Wagner, H. Meyer, J.H. von Aaschen, C. Hifeli (vermutlich Druckfehler: Häfeli, St. Ansgarii), J.C. Ewald. Die Intentionen umreißt der Prospekt mit folgenden Worten: »Schon längst hat man darüber geklagt, daß junge Theologen sich auf Akademien oft nicht zu Predigern, noch viel weniger zu Landpredigern bildeten und vorbereiteten. Es wird ihnen manches gegeben, was nur einen sehr entfernten Einfluß auf ihren künftigen Stand hat und haben kann ... Auch ist die Zahl der Jünglinge auf Akademien zu groß, als daß jeder Einzelne gehörig und väterlich geleitet, und jedem gehörig fortgeholfen werden könnte, wie er es gerade bedarf ... Dies alles kann vermieden, allen diesen Mängeln kann abgeholfen werden an einem Orte, wo sich mehrere erfahrene und mit mannichfaltigen Kenntnissen versehene Prediger finden, die sich vereinigen, ihre Talente, Kenntnisse und Erfahrungen anzuwenden, Jünglinge in geringer Anzahl, die die nöthigen Vorkenntnisse haben, zu christlichen Predigern zu bilden. In Bremen findet sich dies zusammen.« (S. 5 ff)

Die von Staehelin den Texten vorangestellten einleitenden Kapitel: »Chronik der Christentumsgesellschaft«, »Vorstellung der Korrespondenten und der übrigen in den Texten vorkommenden identifizierten Personen« und die den Band abschließenden Register sind Hilfsmittel der Kirchengeschichtsforschung, die weit über das Verständnis der mitgeteilten Briefe und Protokolle hinaus Bedeutung besitzen. Eine genauere Untersuchung der Beziehungen zwischen Bremen und Basel und eine Darstellung des leider nicht verwirklichten Bremer Seminarplans sind Desiderien der Bremischen Kirchengeschichtsforschung.

Gerhard Schmolze

HERBERT SCHWARZWÄLDER: *Berühmte Bremer. Paul List Verlag, München 1972, 340 Seiten, 26 Abbildungen, Leinen.*

Gelegenheitsarbeiten des Historikers an der Pädagogischen Hochschule Bremen, Professor Herbert Schwarzwälder, sind in diesem Band zu einer populären Sammlung vereint. Auf wissenschaftlichen Apparat ist verzichtet, ein Literaturverzeichnis am Ende des Buches nennt aber die wichtigsten Quellen und einige Titel aus der Sekundärliteratur. Einige der historischen

Porträts sind auch für die Bremische Kirchengeschichtsforschung von Interesse: Willehad, Emma von Lesum, die Geschichtsschreiber Gerd Rinesberch, Herbord Schene und Johann Renner, Erzbischof Albert II., Johann von Ewich, der im 16. Jahrhundert gegen die Hexenverbrennungen auftrat, der 1848er Revolutionär Pastor Rudolf Dulon und der Bischof der Hitlerzeit, Domprediger Heinz Weidemann. Gerade die Darstellungen der letzten beiden Persönlichkeiten sind zu rühmen: Schwarzwälder berichtet objektiv und läßt im Falle Dulon verhaltene Sympathie einfließen. So entstand ein liebevoll gezeichnetes Porträt, das auch in den kritischen Anmerkungen Dulon gerecht wird. Schwarzwälder schreibt: »Allgemein wird man sagen dürfen, daß es besser gewesen wäre, wenn er seine Überzeugung unpathetischer, klarer und logischer vorgebracht hätte ... Es gab wohl nur wenige, die wußten was Dulon nun wirklich wollte und wie sein Gottesreich verwirklicht werden konnte. Vielleicht wußte das Dulon selber nicht.« Am Ende seines Aufsatzes bekennt sich Schwarzwälder zu dem Urteil, das Heinrich Tidemann 1933 über Dulon fällte: »War er auch ein eifernder Schwärmer, der viel Verwirrung anstiftete und Haß und Streit, entstellte auch so mancher unleidliche Zug sein Bild, reinen Herzens ist er gewesen sein Leben lang und ein ganzer Mann.«

Über Heinz Weidemann bringt Schwarzwälder aus eigener Forschung sehr aufschlußreiches Material, das die Darstellung von Karl Stoevesandt ergänzt und an manchen Punkten auch berichtigt. Schwarzwälder zeigt Weidemann als einen Menschen, der »mit Intelligenz und Beredsamkeit reich begnadet war«, aber seinem »hemmungslosen Ehrgeiz« zum Opfer fiel. Die tragischen Verkettungen seines persönlichen Lebens werden bis in Details hinein erörtert, die man dem noch lebenden Altbischof gerne erspart gesehen hätte.

Berücksichtigung verdient schließlich auch das Kapitel über Ottilie Hoffmann. Die Darstellung des Lebens dieser Kämpferin gegen den Alkoholismus in Bremen geht auch auf die Gründung des »Blauen Kreuzes« in Bremen ein. Man möchte dem gut lesbaren und kenntnisreichen Buch Schwarzwälder insgesamt uneingeschränktes Lob spenden, wenn nicht sein Titel zum Inhalt in einem zuweilen unangemessenen Verhältnis stünde: War Landesbischof Weidemann oder ist er gar noch ein »berühmter Bremer«? Ist Gredje von Essen, die an den Folgen der Folterungen, die sie als vermeintliche Hexe zu erdulden hatte, am 16. August 1565 starb, eine »berühmte Bremerin«? Die Inproportionalität des Umfangs der Darstellungen kommt hinzu: 6 Seiten für Willehad und 50 für den Landesbischof? Soll man daraus, daß auch keinem der anderen Gestalten dieses Buches (Ludwig Knoop, Ludwig Roselius, Johann Knief, Ludwig Plate, Theodor

Spitta) so großer Raum gewidmet wurde, den Schluß ziehen: Weidemann sei der berühmteste Bremer überhaupt? Gewiß nicht! So wäre ein Titel, der die Zufälligkeit der Entstehung der einzelnen Studien und die nicht geringere Zufälligkeit der Auswahl der Dargestellten zum Ausdruck gebracht hätte, dem Inhalt des Buches besser gerecht geworden. Vielleicht: »Interessante Persönlichkeiten aus der Bremer Geschichte«. Gerhard Schmolze

David Erlay: *Worpswede — Bremen — Moskau. Der Weg des Heinrich Vogeler. Schünemann Universitätsverlag, Bremen 1972, 240 Seiten.*

David Erlay hat erstmalig auch Vogelers Auseinandersetzung mit dem Christentum in den Jahren nach 1918, die in den biographischen Darstellungen von Hans Liebau und Heinrich Wiegand Petzet nur gestreift wird, genauer analysiert. Es ist bekannt, daß Vogeler in seinem »Märchen vom lieben Gott«, mit dem er 1918 Wilhelm II. auffordert, Frieden zu schließen, das Motiv des wiederkommenden Christus verwendet. Der 1919 in der Bremer Zeitschrift »Neubau« erschienene Aufsatz »Die Revolution und die christliche Kirche« ist demgegenüber kaum beachtet worden. Er enthält neben Anklagen gegen die Kirche, die im Krieg Haß gepredigt habe statt den Frieden zu verkündigen, die erstaunliche Vision einer aus dem Christentum geborenen kommunistischen Gesellschaft: »Die Gemeinwirtschaft muß so recht aus dem Volksgefühl des lebendigen Christentums geboren sein, aus der Arbeit aller für alle. In einem kommunistischen Staate herrscht die größte Religionsfreiheit. Das ist sehr nötig: Haben wir doch in diesem Weltkrieg gesehen, daß die christliche Kirche, da sie abhängig vom Staate war, sehr vom Weg des lebendigen Christentums abwich und sich ganz in den Dienst der kapitalistischen Wirtschaftsordnung stellte, deren Weg mit Blut gezeichnet ist. Aber viele Geistliche sehen heute schon in der klassenlosen Gemeinwirtschaft aller für alle den Weg zum Frieden unter den Menschen.« In der Kirche tritt Vogeler in der um die Jahreswende 1918/19 ausgegebenen Flugschrift »Ein offener Brief zum Frieden unter den Menschen« für biblische Verkündigung ein. Er wendet sich dabei vor allem an die weiblichen Gottesdienstbesucher: »Ihr Frauen, nehmt in allen Stunden der Not das Neue Testament in die Hand. Lest, und richtet euer Leben. Wenn dann wieder von der Kanzel im Auftrage des Staates der Haß gegen fremde Völker gepredigt wird, wenn unsere eigenen Mordtaten an den Mitmenschen als Heldentaten gefeiert werden, dann erhebt eure Stimme, ihr Hüterinnen des heiligen Feuers der Liebe, und verlangt die Lehre

Christi.« Erlays Buch über Vogeler genügt weithin wissenschaftlichen Ansprüchen. Leider fehlt ein Personenregister und bedauerlicher Weise sind auch im Literaturverzeichnis Vogelers Aufsätze in Zeitschriften nicht aufgeführt. Der Leser erfährt so z. B. die Überschrift des wichtigen Aufsatzes im ersten Heft der Zeitschrift »Neubau« überhaupt nicht. Das von Erlay behandelte Material verdiente unter dem Blickwinkel der Kirchengeschichte noch einmal genau durchgesehen zu werden: Von Worpswede laufen Verbindungslinien in die St. Martini-Gemeinde in Bremen (Emil Felden) und zu dem Kreis des jüngeren Blumhardt in Bad Boll. Gerhard Schmolze

Franz Tügel, *Mein Weg 1888 – 1946, Erinnerungen eines Hamburger Bischofs, Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs, Band 11, Hamburg 1972, XI/453 Seiten.*

Diese umfangreichen Erinnerungen hat Franz Tügel in den schweren Jahren 1941–1946, selbst schon schwer leidend, aber noch vollamtlich tätig aus innerer Nötigung, wie er schreibt, niedergeschrieben. Ihre Veröffentlichung erfolgt jetzt nach 26 Jahren als Band 11 der Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs. Der Herausgeber Carsten Nicolaisen hat sie mit einer guten Einleitung versehen, die auch die Frage aufwirft, ob eine solch späte Veröffentlichung noch ihre Berechtigung hat. In der Tat ist die Frage berechtigt, ob die Veröffentlichung solcher Erinnerungen, die der schreibfreudige Verfasser niedergeschrieben hat, um sich und anderen Rechenschaft abzulegen, noch angebracht ist. Der Herausgeber bejaht diese Frage angesichts der Persönlichkeit Tügels, die naturgemäß auf das stärkste in den Vordergrund tritt, und der damaligen Zeitumstände.

In der Tat kommt auch dem Leser diese Frage, wenn er die ersten 200 Seiten mit den oft weitschweifigen Schilderungen in blumenreicher Sprache der Kindheit, Jugend- und Studentenzeit des Verfassers liest. Natürlich ist es nicht ohne Interesse zu erfahren, wie ein Hamburger Kaufmannssohn, aufgewachsen in einem Elternhaus bürgerlich-konservativer Tradition und lebendiger kirchlicher Gesinnung den von ihm erwählten Beruf auffaßt und nun in seiner Vaterstadt als Pfarrer einer Innenstadtgemeinde mit starken volksmissionarischen Impulsen verantwortungsbewußt und einsatzbereit tätig ist. Aber es fehlt doch in diesem Teil alles Besondere und Tiefgreifende, das diesen Lebens- und Arbeitsabschnitt über den Bereich des Normalen heraushebt und eine Veröffentlichung notwendig macht.

Aber das wird anders in dem Augenblick, als Tügel dem Nationalsozialismus begegnet. Die Unzufriedenheit mit der Weimarer Republik und die vaterländische Einstellung, die auf eine Erneuerung Deutschlands hofft, läßt Tügel bedenkenlos schon vor 1933 den Fahnen Hitlers folgen und bei der Machtübernahme ihn das Amt eines Gauobmanns der Deutschen Christen übernehmen. So ist es verständlich, daß er 1934 als Landesbischof den zögernden Vorgänger Schöffel ablöst und das Führerprinzip in der Hamburger Kirche durchführt, auch sich dem Gedanken einer Reichskirche verschreibt. Doch sehr rasch erwacht bei ihm schon die Erkenntnis, daß zwischen einer echten Erneuerung von Frömmigkeit und Kirche im Sinne lutherischer Reformation und den Zielen der vom Nationalsozialismus bestimmten Kirchenpolitik der DC ein grundlegender Gegensatz besteht. So löst sich Tügel bald völlig aus diesen Bindungen und versucht nun – das ist das Bedeutsame –, bei aller Zugehörigkeit zum Nationalsozialismus eine kirchliche Führung zu verwirklichen, die wirklich dem Evangelium entspricht. In der Tat gelingt es ihm, den weitaus größten Teil der Hamburger Pfarrerschaft zu gewinnen, da er in einer großen Ehrlichkeit, ja mit einer scharfen Selbstkritik von seinen eigenen Irrungen abrückt.

So hat die Veröffentlichung dokumentarische Bedeutung, weil sie über einen kurzen, aber sehr gefahrdrohenden Abschnitt hamburgischer Kirchengeschichte berichtet, zugleich aber auch ein eindrucksvolles Selbstzeugnis eines Mannes gibt, der sich bei seinem Amt in seinem Gewissen an das Evangelium gebunden weiß.

Bodo Heyne